

GEORGICA

**Zeitschrift für Kultur, Sprache und Geschichte
Georgiens und Kaukasiens**

Herausgeber:

Heinz Fähnrich, Jena (verantwortlich)
Gert Hummel, Saarbrücken
Mariam Lortkipanidse, Tbilisi
Winfried Orthmann, Halle
Wolfgang Schuller, Konstanz

Unter Mitarbeit von:

Niko Berdsenischwili, Tbilisi
Winfried Boeder, Oldenburg
Elgudsha Chintibidse, Tbilisi
Steffi Macher, Jena
Erhard Lange, Jena
Fairy von Lilienfeld, Erlangen
Marina Lortkipanidse-Piel, Jena
Günther Mansfeld, Tübingen
Parmen Sakaraia, Tbilisi
Surab Sardshweladse, Tbilisi
Karl Schlögel, Frankfurt/O.
Manfred Schmeling, Saarbrücken
Karl Horst Schmidt, Bonn
Rüdiger Schmitt, Saarbrücken
Kora Singer, Jena
Guram Tewsadse, Tbilisi



GEORGICA

Jahrgang 1994

Heft 17

UVK · Universitätsverlag Konstanz

Erscheinungsweise: Jährlich. Bezugspreis: Einzelheft DM 40,-, Jahresabonnement DM 35,-, Jahresabonnement für Studenten DM 20,-, jeweils zuzüglich Porto und Versandkosten. Die Bezugsdauer verlängert sich jeweils um ein Jahr, sofern nicht Abbestellung bis zum 15. November erfolgt. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag.

Anschrift der Redaktion: c/o Prof. Dr. Heinz Fähnrich, Ebereschenstraße 6, D-07747 Jena-Lobeda

Die mit Namen gezeichneten Artikel sind Originalbeiträge. Sie brauchen nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wiederzugeben. Nachdruck bedarf der Genehmigung, Anfragen sind zu richten an den Verlag. Für unverlangt eingehende Manuskripte und Rezensionsexemplare wird keine Gewähr übernommen.

Sämtliche Beiträge dieser Zeitschrift sind urheberrechtlich geschützt. Unter den Schutz des Urheberrechtsgesetzes fällt auch die Vervielfältigung von einzelnen Beiträgen einschließlich der Vervielfältigung durch Fotokopien.

© Universitätsverlag Konstanz GmbH, Konstanz 1994

Einbandgestaltung: Riester & Sieber GmbH, Konstanz

Druck: Druckerei Konstanz GmbH, Konstanz

INHALT

Archäologie

Otar Žaparize: Zum 100. Geburtstag von B. A. Kuftin	5
Konstantine Picxelaury, Winfried Orthmann, Davit Qvavaze: Neue Archäologische Funde in Kachetien	9
Alexander Pruß: Zur Chronologie des Gräberfeldes von Tli (Teil 2)	13
Annegret Plontke-Lüning: Das römische Kastell Apsaros	23

Geschichte

Roin Metreveli: Die byzantinisch-georgischen Beziehungen im 11. Jahrhundert	29
Heinz Fähnrich: Die Schlacht am Didgori	33
Avtandil Mentešašvili: Stalin und Georgien 1924	39

Philosophie · Religion

Lela Aleksizze: Das Kapitel 129 der »Elemente der Theologie« des Proklos bei Ioane Petriçi	47
Christfried Böttrich: Turandot in Georgien. Ein Beitrag zur Tradition biblischer Rätselfragen	54

Sprache

Winfried Boeder: Identität und Universalität: Volkssprache und Schriftsprache in den Ländern des alten Christlichen Orients	66
Jost Gippert: Zur Überlieferungsgeschichte der Kartvelsprachen	85
Rüdiger Schmitt: Tamaz Gamqrelize 65 Jahre alt	100
Kevin Tuite: Zur Typologie von Wörtern und »Nicht-Wörtern« in südkaukasischen Liedern	108

Literatur

Ruth Neukomm: »Der Schlangenesser« von Važa Pšavela	121
Važa Pšavela: Der Schlangenesser	122
Leonhard Kossuth: Ilia Čavčavaže – unser Zeitgenosse	130
Ilia Čavčavaže: Der Dichter	135
Ilia Čavčavaže: Ist denn das ein Mensch?	135
Steffi Chotiwari-Jünger: Georgische Dramen in Deutschland ab 1945, Teil 2: Georgische Märchen	142

Kunst

Sopio Keburia: Elemente iranischen Einflusses in georgischen Treibarbeiten des 16. Jahrhunderts	146
Vasilij Pucko: Die georgischen liturgischen Gerätschaften im Mittelalter	150

Rezensionen	162
--------------------------	-----

Berichte	164
-----------------------	-----

Verzeichnis der Autoren	168
--------------------------------------	-----

Tafeln	169
---------------------	-----

Otar Žaparize

Zum 100. Geburtstag von B. A. Kuftin

Einhundert Jahre sind vergangen, seit B. A. Kuftin, ein hervorragender Gelehrter und Vollmitglied der Akademie der Wissenschaften Georgiens, 1892 in der Stadt Samar geboren wurde. Sein Vater war Kapitän der Kriegsflotte, seine Mutter Lehrerin. 1909 absolvierte Kuftin die Realschule in Orenburg. Dann studierte er an der Physikalisch-Mathematischen Fakultät der Moskauer Universität, wurde aber wegen Beteiligung an der revolutionären Studentenbewegung der Jahre 1910–11 vom Studium ausgeschlossen und aus Moskau verbannt. Er emigrierte nach Frankreich, in die Schweiz und nach Italien, kehrte dann aber nach einer Amnestie zum Studium an die Universität Moskau zurück und absolvierte sie erst im Fachgebiet Botanik und darauf in einem Kurs für Anthropologie, Archäologie und Geographie. 1913–14 arbeitete Kuftin als Assistent am Lehrstuhl für Botanik des Moskauer Landwirtschafts-Instituts. Im Jahr 1919 wurde er Dozent an der Moskauer Universität mit dem Lehrauftrag für Vorlesungen zur Geschichte der Gentilkultur. Parallel dazu war er auch am Anutschin-Institut für Anthropologie der Moskauer Universität tätig, wo er 1923 die Leitung der Vorlesungsreihe »Völ-



B. A. Kuftin

kerkunde« am Lehrstuhl für Anthropologie übernahm.

Neben seiner Tätigkeit an der Universität leistete Kuftin wissenschaftliche Arbeit an der Akademie für Geschichte der materiellen Kultur, wo er seit 1919 als verantwortlicher wissenschaftlicher Mitarbeiter der Ethnologischen Abteilung wirkte. Von 1924–1930 leitete er die Abteilung für Mittelasien und Sibi-

rien im Zentralmuseum für Völkerkunde. Gleichzeitig war er ständiges Mitglied der Gesellschaft für Freunde der Naturkunde, Anthropologie und Ethnographie an der Moskauer Universität.

1927 wurde ihm für die Gesamtheit seiner wissenschaftlichen Arbeiten zur Ethnographie von der Allunions-Gesellschaft für Geographie die Kleine Goldmedaille zuerkannt. 1928 wurde er als Professor und wirkliches Mitglied des Instituts für die Völker und Kulturen des Ostens der UdSSR bestätigt.

Einen bedeutenden Teil seiner wissenschaftlichen Arbeitszeit widmete Kuftin Feldforschungen mit Expeditionen zur Anthropologie, Ethnographie und Archäologie. Er untersuchte die archäologischen Denkmäler im Becken der Oka und Kljasma sowie der Halbinsel Taman. Seine frühen wissenschaftlichen Arbeiten galten vorwiegend der Ethnographie und Ethnologie.

1929–30 war Kuftin nach der Aberkennung der Professur der Moskauer Universität gezwungen, Moskau zu verlassen und nach Wologda umzusiedeln. Dies waren die schwersten Jahre seines Lebens. 1933 übersiedelte er im Zusammenwirken mit G. Nioradse, mit dem ihn die gemeinsame Arbeit am Institut für Anthropologie der Universität Moskau bei Prof. D. N. Anučin verband, nach Tbilisi. Hier wurde er als wissenschaftlicher Konsultant für Archäologie im Georgischen Staatsmuseum eingesetzt. Damals wurde gerade der Aufbau einer archäologischen Ausstellung vorbereitet, und Kuftin beteiligte sich sogleich an diesen Arbeiten.

In Georgien widmete Kuftin sein ganzes Leben der Archäologie. Sein Interessensgebiet war außerordentlich groß. 1934 beteiligte er sich an der Arbeit der Abchasischen Archäologischen Expedition, die Akademiemitglied Meščaninov leitete. Er erforschte hauptsächlich Denkmäler

der Bronzezeit, die Dolmenkultur. Danach folgten archäologische Expeditionen nach Sačxere und Dablagomi. Doch besondere Erwähnung verdient die archäologische Expedition nach Trialeti, deren Ergebnisse Kuftin weltberühmt machten. Von 1936–1940 wurden im Hochgebirgsteil Trialetis auf dem Čalka-Plateau unter seiner Leitung systematische Ausgrabungen durchgeführt, die für die damalige Zeit gewaltige Ausmaße hatten. Groß ist in dieser Hinsicht das Verdienst von I. Žavaxišvili, auf dessen Vorschlag hin die Führung der archäologischen Trialeti-Expedition Kuftin übertragen wurde. Er erkannte sofort das wissenschaftliche Potential Kuftins, und sein Gefühl trog ihn nicht. Die Ergebnisse der archäologischen Ausgrabungen in Trialeti änderten unsere Vorstellungen von der fernen Vergangenheit Georgiens und des Kaukasus insgesamt von Grund auf.

Auf dem Čalka-Plateau in Trialeti erforschte Kuftin Denkmäler verschiedener Epochen, von der Steinzeit bis zum frühen Mittelalter. Seine Forschungen begründeten einen neuen Abschnitt im Studium der ältesten Geschichte Georgiens. Die Interpretation der bei den Ausgrabungen in Trialeti gewonnenen Materialien gestattete es Kuftin, erstmals eine wissenschaftlich fundierte Periodeneinteilung zu erstellen, mit der bis dahin bestehende Vorstellungen über die ältesten Etappen der Geschichte Georgiens wesentlich verändert wurden. Nachdem er den chronologischen Rahmen bis tief in die Vergangenheit ausgeweitet hatte, rekonstruierte er ein prägnantes Bild von der kulturellen Entwicklung der Zeiten, die der Späten Bronzezeit vorausgingen. Es gelang ihm, bis dahin völlig unbekannte Kulturen zu entdecken: die Kura-Araxes-Kultur und die Trialeti-Kultur. Die von Kuftin entwickelte Chronologie spielte im weiteren Verlauf eine entscheidende Rolle beim Studium der Bronzezeit Ge-

orgiens und ganz Transkaukasiens; sie hat bis in die Gegenwart hinein keine wesentlichen Änderungen mehr erfahren.

Eine besondere Würdigung verdient seine erstaunliche Energie, seine Schaffenskraft und Erudition, dank der es ihm gelang, im fünften Jahr nach Arbeitsbeginn der Trialeti-Expedition sein großartiges Buch »Archäologische Ausgrabungen in Trialeti, Versuch einer Periodisierung der Denkmäler« zu veröffentlichen, das er dem Andenken an I. Žavacišvili widmete. Diese Arbeit wurde als erste archäologische Publikation 1942 mit dem Staatspreis ausgezeichnet. 1944 wurde Kuftin zum Korrespondierenden Mitglied und 1946 zum Vollmitglied der Akademie der Wissenschaften Georgiens gewählt.

Auf der Grundlage der Funde aus Trialeti und ihres Vergleichs mit Museums-sammlungen erkannte Kuftin erstmals im südlichen Kaukasus eine eigene Kultur, die eine erstaunliche Einheitlichkeit in ihrem weiten Verbreitungsgebiet bewahrte. Er datierte diese Kultur in das 3. Jt. v. Chr. und bestimmte eine Anzahl hervorstechender, für diese Kultur charakteristischer Merkmale. Später setzte er die Erforschung dieses Problems fort und widmete ihm eine spezielle Arbeit. Ausgehend von dem Hauptterritorium, das diese Kultur umfaßte, nannte er sie »Kura-Araxes-Kultur«. Mehrfach hob er ihren unabhängigen Charakter hervor, der sie deutlich von allen gleichzeitigen Kulturen der altorientalischen Welt unterschied.

Mit großer Aufmerksamkeit ging Kuftin an das Studium der reichen archäologischen Sammlungen des Georgischen Museums. Im ehemaligen Kaukasischen Museum waren Materialien aus dem gesamten Kaukasus zusammengetragen worden, und man kann sagen, daß niemand vor ihm diese überaus reiche Kollektion zum Gegenstand umfassender Studien gemacht hatte. Von den alten

Museumssammlungen wählte er die Funde aus Sakrebulo aus, und im weiteren unternahm er mehrmals Ausgrabungen von Kurganbestattungen in den Höhenzügen des Qvirila-Beckens. Als Ergebnis seiner Arbeit in den Sammlungen entstand eine seiner bemerkenswertesten Arbeiten, »Zur Frage nach den ältesten Wurzeln der georgischen Kultur im Kaukasus nach Daten der Archäologie«, die speziell dem Studium der Bronzezeit Georgiens gewidmet ist. Nachdem er alle damals bekannten archäologischen Materialien systematisiert und studiert hatte, rekonstruierte er das Bild von der Entwicklung der Bronzekultur auf dem Territorium Georgiens und zog den prinzipiell richtigen Schluß, daß »die herrliche Heimat des georgischen Volkes auch als Urheimat seiner Kultur zu betrachten ist«. Er warf die Frage nach ihrer Verknüpfung mit der ältesten Geschichte des georgischen Volkes auf. Kuftin ermittelte die vorherrschenden Formen der Metallgeräte, analysierte sie gründlich und demonstrierte auf dieser Grundlage die zur Bronzezeit bestehenden recht engen Beziehungen zur Welt Vorderasiens.

Die Trialeti-Expedition entdeckte erstmals die Kurgankultur. Die ältere Gruppe trialetischer Kurgane datierte Kuftin in den Beginn der Bronzezeit. Völlig zu Recht nahm er eine genetische Verbindung zwischen der Kura-Araxes-Kultur und der Kurgankultur an. Die jüngere Gruppe trialetischer Kurgane datierte er in die Epoche der großen Staatsbildungen in Kleinasien und Mesopotamien in der Mitte des 2. Jt.s v. Chr. Diese Kurgane der »Blütezeit« der mittelbronzezeitlichen Trialeti-Kultur zeichnen sich durch ihren Reichtum an Grabbeigaben aus. Zwar wurde die Entwicklung der Juwelierkunst durch die Intensivierung der Kontakte zur altorientalischen Welt beeinflusst, doch wies Kuftin auch auf eigenständige Züge der

Kostbarkeiten aus den Trialeti-Kurganen hin.

1945 führte Kuftin eine Expedition in das nördliche Innerkartli und nach Imeretien, der er ein spezielles Buch widmete. 1947 nahm er seine Arbeit im Çalka-Plateau von Trialeti wieder auf, die Ergebnisse der Arbeit wurden in Buchform veröffentlicht.

Groß ist das Verdienst Kuftins bei der archäologischen Erforschung Westgeorgiens. Den Altertümern der Kolchis widmete er eine bemerkenswerte zweibändige Untersuchung. Er ermittelte eine chronologische Abfolge der Siedlungshügel im Tiefland der Kolchis. Erstmals gab er auch eine wissenschaftlich begründete Datierung der Dolmen, wobei er auf ihr frühes Erscheinen an der Schwarzmeerküste Abchasiens hinwies.

Insgesamt hat sich Kuftin bei der Erforschung der Bronzekultur des Südkaukasus und besonders Georgiens außerordentlich große Verdienste erworben. Von Anfang an rekonstruierte er ein im wesentlichen richtiges Bild der kulturellen und geschichtlichen Entwicklung und zog

die begründete Schlußfolgerung, daß die ältesten Wurzeln der Geschichte des georgischen Volkes in ferner Vergangenheit, in der Kultur der Bronzezeit, zu suchen sind. Spätere Forschungen, die riesiges Faktenmaterial lieferten, erhärteten und bestätigten die von ihm aufgestellten Thesen von den frühen Stadien der Geschichte Georgiens.

Seit Ende der vierziger Jahre beteiligte sich Kuftin auch an der Arbeit der Süd-türkmenischen Archäologischen Expedition, wo er die vielschichtige Siedlung Namasga-Tepe ausgrub. Nachdem er mehrere Grabungskampagnen in dieser Siedlung gearbeitet hatte, entwarf er in kurzer Zeit eine Periodisierung, die bis heute nichts von ihrer Bedeutung eingebüßt hat.

Im Sommer 1953 beendete ein blinder, tragischer Zufall im Baltikum das Leben dieses hervorragenden Wissenschaftlers. B. A. Kuftin hatte testamentarisch verfügt, ihn in georgischer Erde zu begraben. Seine sterbliche Hülle ruht im Pantheon der Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens in Tbilisi.

BIBLIOGRAPHIE

- Б.А.Куфтин, К вопросу о ранних стадиях бронзовой культуры Грузии, Краткие сообщения института истории материальной культуры 8 (1940)
- Б.А.Куфтин, *Археологические раскопки в Тrialeti* (1941)
- Б.А.Куфтин, К вопросу о древнейших корнях грузинской культуры на Кавказе по данным археологии, Вестник гос. музея Грузии XII-B (1944)
- Б.А.Куфтин, Урартский «жолумбарий» у подошвы Арарата и куро-аракский энеолит, Вестник гос. музея Грузии XIII-B (1944)
- Б.А.Куфтин, К проблеме энеолита Внутренней Картли и Юго-Осетии, Вестник гос. музея Грузии XIV-B (1947)
- Б.А.Куфтин, *Археологические раскопки в 1947 г. в Цалкинском районе* (1948)
- Б.А.Куфтин, *Археологическая маршрутная экспедиция 1945 года в Юго-Осетию и Имеретию* (1949)
- Б.А.Куфтин, *Материалы по археологии Колхиды 2 Bde.* (1949–50)

Konstantine Picxelaury, Winfried Orthmann, Davit Qvavaze

Neue archäologische Funde in Kachetien

(Taf. 1)

Die archäologischen Ausgrabungen der deutsch-georgischen Expedition des Archäologischen Forschungszentrums der Akademie der Wissenschaften Georgiens und der Universität des Saarlandes wurden auch im Jahr 1993 weitergeführt. Im Jahr 1990 war im Tal des Alazani südöstlich des Dorfes Ananauri eine Gruppe von Kurganen entdeckt worden. Einige dieser Hügelgräber, die eine Höhe von mehr als 10 m und einen Durchmesser von über 100 m aufweisen, liegen mitten in einem alten Eichenwald auf dem linken Ufer des Flusses. Im Mittelpunkt der Arbeit des Jahres 1993 stand die Fortsetzung der Ausgrabung des Kurgans 1, die aber noch nicht abgeschlossen werden konnte; sie soll 1995 fortgesetzt werden.

Im Jahr 1992 wurde etwa 200 m nordwestlich des Kurgans 1 bei Bauarbeiten zur Anlage von Fischteichen ein kleineres Hügelgrab (Kurgan 2) beschädigt. Da der Kurgan durch die Arbeiten sehr stark gefährdet war, begann D. Qvavaze, Mitarbeiter des Archäologischen Forschungszentrums, 1993 bereits vor Ankunft der Expedition mit Rettungsgrabungen, die von der Expedition abgeschlossen wurden.¹

Der Kurgan 2 hat einen Durchmesser von etwa 40 m und eine Höhe von 3 m. Zunächst sah es so aus, als sei er vollständig aus Erde aufgeschüttet, jedoch zeigte sich schon nach der Beschädigung durch die Bauarbeiten, daß er im Kern aus aufgehäuften größeren Steinen besteht (Abb. 1). Diese Steinsetzung mit einem Durchmesser von 35 m und einer

Höhe von 2,5 m war mit einer Erdschicht abgedeckt. Unter der Steinsetzung lag im Zentrum des Hügels eine ebenerdig aus Holzbalken errichtete Grabkammer, die sich jedoch nicht sehr gut erhalten hat und die außerdem bei den Bauarbeiten erheblich beschädigt wurde. Eine genaue Rekonstruktion ist daher kaum möglich.

Von besonderer Bedeutung ist eine kleine, 1 m lange und 50 cm breite Grube, die 25 cm in den gewachsenen Boden eingetieft wurde. In ihr lagen Asche, Fragmente verbrannter Knochen und eine Anzahl von Trachtbestandteilen aus Gold, Silber, Elektron, Bergkristall und Karneol.

Einige dieser Goldschmiedearbeiten gehören vermutlich zu einer Halskette, deren wichtigsten Bestandteil ein aus reinem Gold gegossener, 43 g schwerer Anhänger bildete (Abb. 3). Der Umriß dieses durchbrochen gearbeiteten Schmuckstücks (Taf. 1a) erinnert an die Klingen der sog. zentralkaukasischen Beile. Ein breiter, mit einem Schnurmuster verzierter Steg bildet den Rand; zwei ähnliche Stege gehen von der Aufhängeöse aus und sind unten zu einer Spirale eingerollt. Die Fläche zwischen den Stegen ist mit geometrischen Ornamenten (Spiralen, Dreiecke, Winkel) gefüllt; in einigen dieser Muster kann man vielleicht stilisierte Tierköpfe sehen. Zu der Halskette

1. Die Rettungsarbeiten wurden von der Sagaržo-Abteilung der Gesellschaft »Kaxeti« (Vorsitzende M. Mesvrišvili) und von der Firma »Abžari« (Präsident L. Tediašvili) subventioniert, denen hierfür Dank gesagt wird.

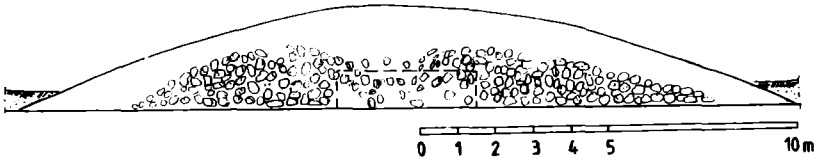


Abb.1: Schnitt durch den Kurgan Ananauri 2

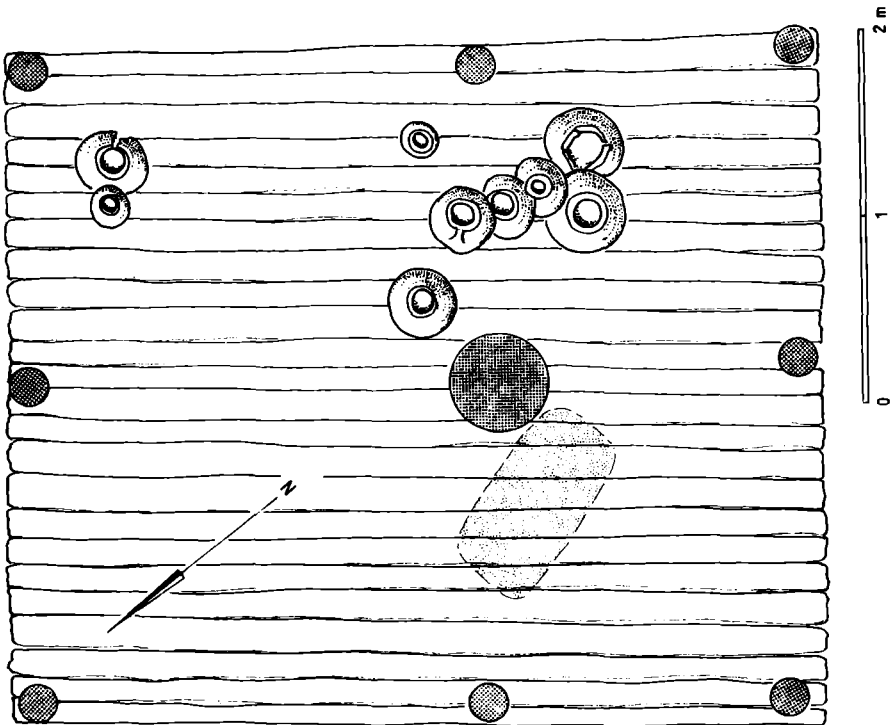


Abb. 2: Plan der Grabkammer

gehören außerdem 80 scheibenförmige ~~Perlen aus Bergkristall, eine radtenfö-~~ mige, fünf trapezförmige, drei zylindrische und 27 scheibenförmige Karneolperlen, mehrere gerippte Röhrenperlen aus Gold und drei Doppelvoluten-Anhänger aus Golddraht (Abb. 3a); außerdem gibt es kleine zylindrische Silberperlen und neun Perlen in Kugelform, die im Kern aus Antimon oder Silber bestehen und mit einer dünnen Elektrum-Schicht überzogen sind.

Zusammen mit der Halskette fanden sich in dem Grab fünf einfache goldene Fingerringe, die aus einem Band mit aufgewölbten Kanten bestehen (Abb. 3c-d). Ein Fingerring aus Gold und einer aus Elektrum sind etwas breiter und besitzen einen zusätzlichen Mittelgrat; das goldene Exemplar ist außerdem mit eingepunzten Winkelbändern verziert (Taf. 1b). Außerdem gibt es einen Spiralring aus Gold, einen Spiralring aus Silber und zwei Phaleren aus Goldblech (Taf. 1c). Zwei merkwürdige Objekte unbekannter Verwendung (Anhänger, Nadelköpfe?) bestehen aus je vier kreisbogenförmigen Stäben, die oben und unten miteinander verbunden sind und die mit Silberdraht umwickelt waren (Abb. 3e).

Alle diese Goldschmiedearbeiten zeichnen sich durch ihre hervorragende künstlerische und technische Qualität aus; sie stehen darin gleichzeitigen Funden aus anderen Teilen des Alten Orients nicht nach. Für die Spiralringe gibt es Vergleichsbeispiele in den Kurganen IV, VIII und XXIX von Trialeti² sowie im Kurgan 3 von Martqopi³. Auch die Fingerringe und die gerippten Röhrenperlen finden die besten Entsprechungen in dem Material aus den Hügelgräbern von Martqopi.⁴ Trapezförmige Karneolperlen gibt es in Trialeti in den Kurganen XIII und XIV⁵ sowie ebenfalls in Martqopi⁶.

Da sich in der Grube zusammen mit den Trachtbestandteilen Asche und Reste

verbrannter Knochen fanden, die allerdings noch nicht genauer bestimmt werden konnten, kann man vermuten, daß es sich um eine Brandbestattung handelt. Dafür könnte auch sprechen, daß sich auf dem Boden der Grabkammer keine Reste eines Skeletts fanden.

Der Boden der 4,40×3,60 m messenden Grabkammer war mit Holzbalken ausgelegt, von denen sich nur die Abdrücke erhalten haben (Abb. 2). Die oben erwähnte Grube lag unter dieser Balkenlage, durch die sie geschützt wurde. Oberhalb der Balken wurden keine Funde entdeckt außer neun Gefäßen an der Südost-Wand. Diese sind durch die herabfallenden Decksteine zertrümmert worden und in so kleine Scherben zerbrochen, daß sie bisher nicht restauriert werden konnten. Die Fragmente lassen erkennen, daß die Gefäße außen eine schwarze, polierte Oberfläche besaßen, während die Innenseite rosa, braun oder grau gefärbt ist. Der Ton und seine Bearbeitung erinnern an die Keramik der vorangehenden Kura-Araxes-Kultur.

Unter den Gefäßen gab es große Töpfe mit senkrechten Bandhenkeln. Sie haben einen ausladenden Rand, eine hohe Schulter und einen deutlichen Bauchumbruch. Bei manchen von ihnen ist der Umbruch mit einem breiten Reliefband verstärkt. Auf der Außenseite finden sich eingeschnittene geometrische Ornamen-

2. Б.А. Куфтин, *Археологические раскопки в Тrialeti* (1941) Taf. 109, 114; Л. Г. Жоржикашвили, Э. М. Гогадзе, *Памятники Тrialeti эпохи ранней и средней бронзы* (1974) Taf. 43, Nr. 287; Taf. 45, Nr. 329.

3. ო. ჯაფარიძე u. a., საქ. სახ. მუზეუმის არქეოლოგიური ექსპედიციები 8 (1986) 33 Abb. 4.

4. ო. ჯაფარიძე, საქართველოს არქეოლოგია (1991) Abb. 45 Taf. 22.

5. Куфтин а. О. Taf. 101; Жоржикашвили, Гогадзе а. О. Taf. 74.

6. ჯაფარიძე ა. ო. Abb. 45.

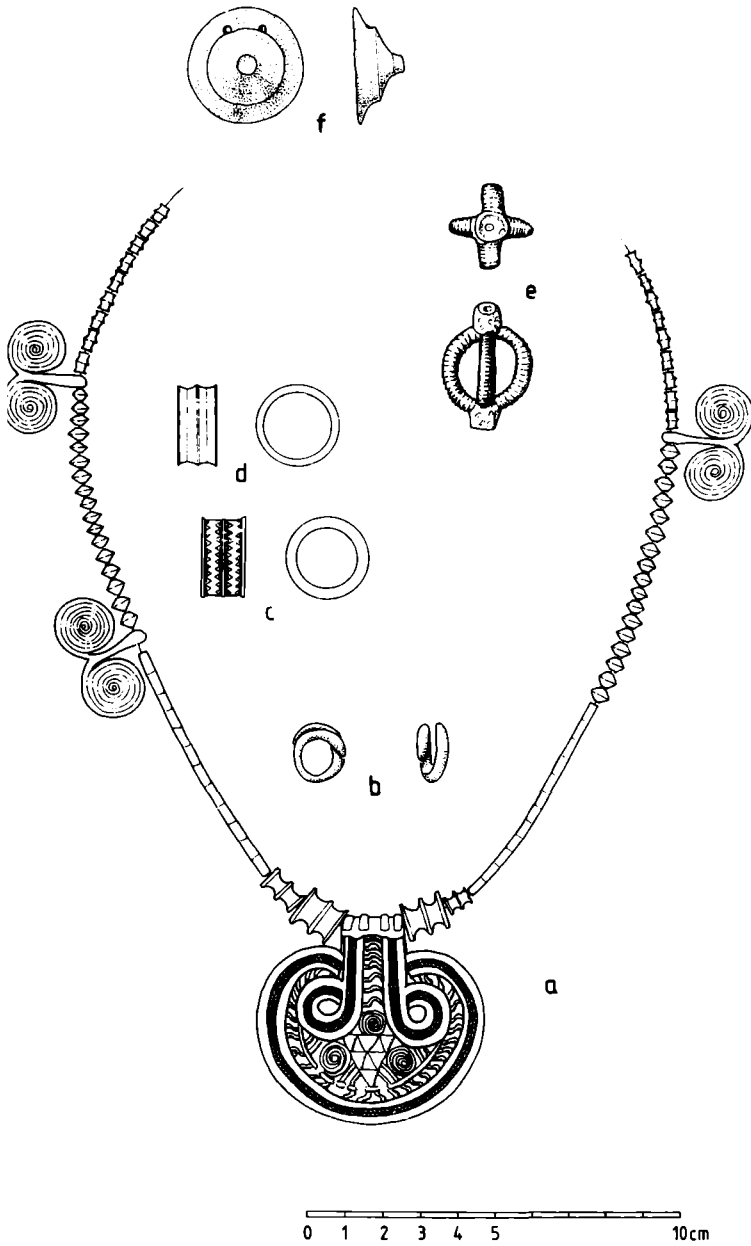


Abb. 3: Funde aus dem Kurgan. a. Halskette mit Anhängern; b. Spiralringe; c–d. Fingerringe; e. Nadelaufsatz (?); f. Phalere (Zeichnung I. Dömer)

te. Diese Art von Keramik ist für die sog. **Martqopi-Kultur** aus der Mitte des 3. Jt.s v. Chr. kennzeichnend.

Außerdem gibt es kleinere Krüge mit Henkeln, die einen runden Querschnitt aufweisen und die an Gefäße der Bedeni-Kultur erinnern.

Im Boden der Grabkammer ließen sich neun Vertiefungen erkennen, in denen vermutlich Holzpfosten gestanden haben, welche die Decke der Kammer trugen. Die Vertiefung in der Mitte ist besonders groß; vermutlich war der Mittelpfosten entsprechend massiv. Reste eines Wagens, wie er in anderen Gräbern dieser Zeit angetroffen wurde, haben sich nicht erhalten; die Form und Größe der Grab-

kammer hätte aber die Beigabe eines solchen Wagens zugelassen.

Sowohl die Art des Grabhügels und die Form der Grabkammer als auch die Beigaben und Trachtbestandteile sind für die zentraltranskaukasische Kultur der zweiten Hälfte des 3. Jt.s kennzeichnend. Das Hügelgrab Ananauri 2 gehört in die Reihe der Kurgane der Martqopi-Stufe, die in Kachetien und besonders im Alazani-Tal schon durch mehrere Beispiele vertreten ist.⁷

-
7. Vgl. Ш.Ш.Дедабришвили, Курганы Алазанской долины, Труды кахетской арх. экспедиции 2 (1979).

Alexander Pruß

Zur Chronologie des Gräberfeldes von Tli (Teil 2)¹

Zur absoluten Chronologie

Man muß sich darüber im klaren sein, daß die relativ einfach zu bewerkstellende Korrelation des Friedhofs von Tli mit cis- und transkaukasischen Fundorten und Kulturen keine Sicherheit in der absoluten chronologischen Festlegung zu liefern in der Lage ist, da die verschiedenen, rivalisierenden Datierungen für die kaukasischen Kulturen meist nur die Qualität von Hypothesen haben und die gesamte Chronologie im Grunde noch »schwimmt«. Eine befriedigende Sicherheit der zeitlichen Festlegung kann nur mit Hilfe interregionaler Vergleiche gezogen werden, wobei zum einen der Raum des Alten Orients, zum anderen die ägäisch-mediterrane Welt Fixpunkte erbringen kann.

Tli 1: Diese frühe und in Tli schlecht belegte Stufe ist nur mit einigen Schwierigkeiten zeitlich zu fixieren. Am Anfang kann die Schafthalsaxt aus Grab 46 gestanden haben, die sich nahe an diejeni-

In diesem Artikel werden folgende Abkürzungen verwendet:

AEGMG: Археологические экспедиции Гос. Музея Грузии (საქართველოს სახელმწიფო მუზეუმის არქეოლოგიური ექსპედიციები)

AVA-Beiträge: Beiträge der Kommission für allgemeine und vergleichende Archäologie

ESA: Eurasia Septentrionalis Antiqua

PBF: Prähistorische Bronzefunde

SA: Советская Археология

VGMG: Вестник Гос. Музея Грузии (საქართველოს სახელმწიფო მუზეუმის მოამბე)

1. Der erste Teil dieses Artikels ist in *Georgica* 16 (1993) 25–47 erschienen.

gen aus Bičvinta² anschließen läßt, die ins 16. oder 15. Jh. datieren.

Eine Möglichkeit der weiteren Gliederung dieser ersten Stufe hat Korenevskij aufgezeigt³, der eine größere Zahl von Bronzefunden vor allem der frühen Stufen aus Tli einer Materialanalyse unterzogen hat. Dabei zeigte sich in der Stufe Tli 1 ein deutlicher Bruch: Während die frühen Funde aus Arsenbronze bestehen, setzt sich später die Zinnbronze durch. Entgegen seinen Angaben fällt dieser technische Wandel nicht mit der Änderung des Totenrituals von Strecker- zu Hockerbestattungen (zwischen Tli 1 und Tli 2) zusammen.

Die späten Inventare dieser Gruppe sind durch Brillenspiralen und Warzenkopfnadeln gekennzeichnet. Die v.a. nordkaukasischen Vergleichsstücke zu diesen lassen sich aber nicht so sicher zeitlich festlegen, wie das zu wünschen wäre.

Tli 2: Seitdem erkannt wurde, daß im Bereich der Koban-Kultur die Übernahme der Fibeltracht deutlich vor den umliegenden Gebieten erfolgte, ist die zentrale Frage für die Datierung des Beginns dieser Kultur die nach dem Zeitpunkt der Übernahme der Fibel gewesen.

Am Beginn der Fibelentwicklung steht ungefähr im 14. Jh. die zweiteilige Violinbogenfibel.⁴ Diese Fibeln entwickeln sich dann über die Stufe der Kniefibeln und einiger asymmetrischer Bogenfibelformen zu symmetrischen Formen von Bogenfibeln.⁵ Die symmetrischen Bogenfibeln lassen sich in Süditalien und im ägäischen Raum wohl ab dem 11. Jh. nachweisen.⁶ In dieser Zeit begann offensichtlich auch das Auftreten der Fibel außerhalb des Entwicklungsgebietes, z. B. im griechischen⁷ und bulgarischen⁸ Thrakien, auf dem kleinasiatischen Festland⁹ und auf Zypern¹⁰.

Diese Bogenfibel ist aber eine ausgesprochen langlebige Form, die mindestens

bis ins 8. Jh. weiterlebt, was bereits Blinkenberg erkannt hat¹¹. Dabei scheint die Größe der Spirale ein gewisses chronologisches Indiz zu sein: große Spiralen treten vor kleinen auf.¹²

Als Datum für den Beginn der Bogenfibel im Kaukasus kommt also der Zeitraum vom 11.–8. Jh. grundsätzlich in Frage, wenn man annimmt, daß die Fibeltracht aus dem Mittelmeerraum in den Kaukasus exportiert wurde.

Es ist sinnvoll, an dieser Stelle auf Kossacks Argumentation zu diesem Thema¹³ etwas näher einzugehen. Er führt den Fund des Fragmentes einer Kniefibel aus Zmejskaja Stanica im Nordkaukasus an, die mit einer Knopfsichel zusammen gefunden wurde. Als Vergleich dienen ihm drei weitere Kniefibeln aus der westlichen Ukraine und aus Moldawien. Weitere Exemplare aus dem kaukasischen Raum kann Kossack nicht anführen. Trotzdem plädiert er für eine lokale Formenfolge von Violinbogenfibeln (die bisher nur

2. Vgl. A. Ессен in: Материалы и Исследования по Археологии СССР 23 (1951) 99 Abb. 32, 1.

3. С. Корневский, СА (1981) 148–161.

4. Typ I, mit verschiedenen Varianten, nach Ch. Blinkenberg, *Fibules Grecques et Orientales* (1926).

5. H. Müller-Karpe, *Beiträge zur Chronologie der Urnenfelderzeit nördlich und südlich der Alpen* (1959) 22–25, Abb. 26, 32 und 43.

6. Sapouna-Sakellarakis, *Die Fibeln der griechischen Inseln*, PBF XIV 4 (1978) 42.

7. K. Kilian, *Thrakische Fibeln*, PBF XIV 2 (1975).

8. E. Gergova, *Fibeln in Bulgarien*, PBF XIV 7 (1987) 20–21.

9. E. Caner, *Fibeln in Anatolien 1*, PBF XIV 8 (1983) 28.

10. J. Birmingham, *Palestine Exploration Quarterly* (1963) 94.

11. Blinkenberg, *Fibules Grecques et Orientales* (1926) 60.

12. Ebenda 59.

13. G. Kossack, *AVA-Beiträge* 5 (1985) 99–101.

noch nicht gefunden seien) über die **Kniefibeln und asymmetrischen Bogenfibeln** bis zu den symmetrischen Typen.

Er will den Kaukasus also in das Entwicklungsgebiet der Fibel überhaupt mit einbeziehen. Da in den verschiedenen mediterranen Entstehungsgebieten der Fibeln die Formentwicklung zeitlich ziemlich parallel verläuft, setzt er den Beginn der Bogenfibel (von noch asymmetrischer Form) für den Kaukasus wie für die Ägäis und Sizilien ins 11. Jh. und verwendet dieses Datum auch für den Beginn seiner Stufe Tli B (Tli 2).

Für diese überraschende These ist seine Argumentation aber nicht tragfähig genug. Solange kein Anzeichen für das Vorkommen von Violinbogenfibeln im Kaukasus vorliegt und solange der Fund von Zmejska so isoliert erscheint, darf man eine lokale Entwicklung der Bogenfibeln nach Meinung des Verf. nicht annehmen, sondern muß den Anstoß zur Übernahme der Fibeltracht in westlichen Importen sehen.

Über den Zeitpunkt des ersten Exportes von Bogenfibeln in den Kaukasus ist viel geschrieben worden. Nachdem erkannt worden war, daß dieser vor dem Beginn der griechischen Handelstätigkeit liegen mußte, bildeten sich zwei grundsätzliche Meinungen heraus. Die erste, die Hančar¹⁴, Schaeffer¹⁵, Kozenkova¹⁶ und auch Techow¹⁷ vertreten, sieht das Auftreten der Bogenfibel im Kaukasus zum gleichen Zeitpunkt (hierfür wird das 12. Jh. angenommen), zu dem im Mittelmeerraum die ersten Bogenfibeln auftreten.

Eine spätere Übernahme wird von Tallgren¹⁸, Sundwall¹⁹ und Muscarella²⁰ angenommen, die den Fibelexport in den Kaukasus nicht an den Beginn der Entwicklung der Bogenfibel in Griechenland stellen wollen und für ein Datum im 10. Jh. plädieren.

Dem Verfasser erscheint letztere Argumentation am einleuchtendsten, da zum einen die frühen griechischen Bogenfibeln große Spiralen besitzen, die Exemplare aus Tli aber nie. Mit Tallgren ist weiterhin anzunehmen, daß die Ritzverzierung der Fibeln (die in Qazbegi und Tli fast identisch ist) als ein Indiz für eine Datierung im 1. Jt. zu werten ist.

Einige Forscher haben zumindest Unbehagen über die Techowsche Datierung geäußert, ohne direkt auf die Fibelchronologie einzugehen, so z. B. Gogaže, der sich nicht vorstellen kann, daß einige Formen, wie zwei Dolchtypen, Äxte oder gerade Gürtelschnallen kaum verändert vom 12.–6. Jh. vorkommen.²¹ Er plädiert vorsichtig für eine Verkürzung des Zeitraumes der Belegung.

Diese relativ späte Ansetzung des Beginns der Stufe Tli 2 wird auch durch unabhängig von der Fibelchronologie gewonnene Argumente unterstützt. Sie beziehen sich auf die Bronze Krüge mit Tierohrhenkel. Diese beginnen in Tli 2

14. F. Hančar, ESA 9 (1934) 89: »frühestens im 12. Jh.«.

15. C. Schaeffer, *Stratigraphie comparée et Chronologie de l'Asie Occidentale* (1948) 522–524, »ab 12. Jh.«.

16. К. Козенкова in: Скифы и Сарматы на степи европейской части СССР, Археология СССР (1989) 254.

17. В. Техов, *Центральный Кавказ в XVI–X вв. до н. э.* (1977) 146.

18. A. Tallgren, ESA 5 (1930) 151–152 sieht zwar die submykenischen Fibeln des 12.–11. Jh.s als Vorbilder für die kaukasischen an, setzt aber die Exemplare des Qazbegi-Schatzes (die denen aus Tli gleichen), um die es in seinem Artikel geht, aufgrund der Verzierung in die Zeit nach 1000.

19. J. Sundwall, *Die älteren italischen Fibeln* (1943) 22.

20. O. W. Muscarella, *American Journal of Archaeology* 69 (1965) 236; »nicht vor der protogeometrischen Zeit Griechenlands«.

21. Э. Гогодзе, VGMG 37-B (1984) 37–38.

und sind auch noch in der Stufe Tli 6, vergesellschaftet mit skythenzeitlichem Material, gefunden worden. Der Fund dieser Krüge, die zusammen mit kobanischen Äxten in dem urartäischen Friedhof von Iğdır geborgen wurden, veranlaßte Kufitin, seine ursprüngliche hohe Datierung der Koban-Kultur nach unten zu korrigieren.²²

In dieser Argumentation folgen ihm Culican und Zimmer, die aufgrund der vom ersten Auftreten bis zur Skythenzeit praktisch unveränderten Form der Krüge ihr Einsetzen sich nur im 1. Jt. vorstellen können.²³

Voronov²⁴ und, ihm folgend, Panxava²⁵ gehen in ihrem Ansatz noch wesentlich tiefer als die bisher zitierten Forscher, sie verteilen die Inventare ab Tli 2 auf das 8.–6. Jh. Dabei argumentieren sie, daß die Formen von Äxten, Bronzegefäßen und Fibeln (der Inventare zwischen Tli 2 und Tli 5) so gleichförmig seien, daß man sie unmöglich auf einen längeren Zeitraum verteilen könne.

Diese Datierung ist aber nach Ansicht des Autors nicht haltbar, da zum einen die griechischen Vorbilder der kaukasischen Fibeln im 8. Jh. schon sehr selten waren, zum anderen bestimmte Formen der folgenden Stufe Tli 3, die sich relativ gut mit vorderasiatischem Material verbinden lassen (wie etwa die Gürtelbleche in einheimischem Stil), mit guten Argumenten in das 9. Jh. verwiesen wurden (s. u.).

Zusammenfassend ergibt sich also für den Beginn der Stufe Tli 2 ein Datum im 10. Jh., vermutlich eher in der ersten Hälfte desselben. Das Ende des Belegungsabschnittes Tli 1 könnte im 11. Jh. gelegen haben; sicherlich ist der Friedhof eine Weile lang nicht belegt worden (s. o.).

Tli 3: Für den Beginn dieser Stufe können die stark um südlich des Kaukasus entstandene Formen bereicherten Inven-

tare schon eine etwas genauere Fixierung erlauben. Aber auch hier findet sich kaum eine tragfähige Brücke zu stratigraphisch oder historisch gut abgesicherten Fundorten.

Vereinzelte Funde von Bronzekrügen mit Tierhenkeln sowie Schwerter aus den vorurartäischen Schichten von Karmir Blur²⁶ dürften vor dem Beginn der urartäischen Entwicklung, also im 9. oder spätestens im frühen 8. Jh., liegen.

Der Friedhof von Iğdır in Ostanatolien erbrachte vor allem urartäisches Material, aber auch einen Fundkomplex mit Tierohrhenkelkrügen, Armringen, geraden Äxten und einem Gürtelblech, das an die Bleche mit gepunzten Linien aus Tli erinnert.²⁷ Dieser Fund läßt sich ohne Schwierigkeiten an Tli 3 angliedern. Auch wenn die Fundlage und die Beziehung zu den genuin urartäischen Komplexen aus Iğdır nicht ganz klar erscheint und Kufitins Annahme einer Gleichzeitigkeit dieser beiden Komplexe nicht bewiesen und eher unwahrscheinlich ist, so scheint es doch nicht geboten, eine große Lücke zwischen beiden anzunehmen. Auch dieser Fund weist also ins 9. Jh.

Aus stilistischen Gründen kommen auch Culican und Zimmer²⁸ zu einer Datierung der in transkaukasischem Stil verzierten Gürtelbleche aus Tli ins 9. Jh. Sie betonen, daß diese Gürtelbeschläge vor dem Beginn des urartäischen Einflusses in Transkaukasien entstanden seien, und

22. Б. Куфтин, VGMG 13-B (1944) 138–139.

23. W. Culican, J. Zimmer, *Iranica Antiqua* 22 (1987) 190.

24. К. Воронов in: *Скифия и Кавказ* (1980) 205.

25. Л. Радсхава, VGMG 38-B (1986) 28.

26. А. Мартirosян, *Город Теишебаини* (1961).

27. Куфтин а. О. 137–144; R. Barnett, *Anatolian Studies* 13 (1963) 153–198.

28. Culican, Zimmer а. О. 181–182.

stellen sie in die erste ihrer Entwicklungsstufen.

Anders äußert sich Xidašeli²⁹, die mit den noch in skythenzeitlichen Gräbern gefundenen kobanischen Äxten argumentiert und anführt, daß die Laufzeit dieser Äxte vor allem aus Gründen des Verzierungsstils nicht lange gewesen sein kann, da dieser sich von den frühen bis zu den späten Exemplaren kaum ändert. Deswegen kann sie sich auch die mit diesen Äxten kombinierten Gürtelbleche nicht vor dem 8. Jh. vorstellen.

Dagegen ist anzuführen, daß diese Äxte in einer Reihe von Orten gefunden wurden, wo sie den Inventaren der urartäischen Zeit deutlich vorausgehen, wie eben in Karmir Blur und Beštašeni, und sicherlich eine mehrere Jahrhunderte dauernde Laufzeit hatten.

Aus mehreren Quellen speist sich also ein Ansatz für eine Datierung knapp vor dem Beginn des urartäischen Eingreifens in Transkaukasien, das mit den Festungsgründungen von Argišti I. in Arin-Berd (Irbuni) und Armavir (Argištihiñili) um 770 faßbar wird. Die Stufe 3 in Tli beinhaltet also Gräber, die im 9. und vielleicht noch dem ersten Viertel des 8. Jh.s angelegt und belegt wurden.

Tli 4: Diese Gruppe läßt sich nur schlecht mit Funden aus anderen Orten verbinden und chronologisch fixieren. Dies liegt sicherlich auch daran, daß die Aufnahme der ersten Eisengegenstände in den Formenbestand in der Kaukasusregion deutlich später als z. B. in Ostanatolien erfolgte. Es ist durchaus vorstellbar, daß der Anstoß für die Aufnahme von Eisenformen im Kaukasus von dem expandierenden urartäischen Staat ausging.

Die Funde aus Krasnomajak in Abchasien³⁰ weisen neben dem aus Tli 4 bekannten Material noch zweifach geknotete, nicht ganz halbrunde, ritzverzierte

Bogenfibeln auf, ein Typ, der sich, aus dem pontischen Raum stammend, im Vorderen Orient im 8. Jh. recht weit verbreitet hat³¹.

Zu einer genaueren Abgrenzung dieser Stufe nach unten kommt man aber erst durch die Untersuchung des folgenden Materials, daß durch urartäischen Import gekennzeichnet ist. Hier kommt die Datierung übrigens wieder mit derjenigen von Kossack zusammen, der seine Formengruppe C in den »letzten Jahrzehnten des 8. Jh.s« enden läßt.³²

Tli 5: Am Beginn dieser Stufe steht das Grab 40b, das einen in drei Register getrennten Gürtelbeschlag enthielt. Dieser Gürtel hat sehr enge Parallelen zu Gürteln, die im Bereich des urartäischen Reiches gefunden wurden³³ und stammt sicherlich ebenfalls von dort. Nach allgemeiner Ansicht werden solche Gürtel am Übergang vom 8. zum 7. Jh. von solchen mit freier komponierten, gelegentlich auch sich netzartig über die ganze Fläche verteilenden Verzierungen abgelöst.³⁴

29. M. Chidascheli, AVA-Beiträge 8 (1986) 22–23, dabei beruft sie sich auf die chronologische Argumentation Pancxavas (Anm. 25).

30. М. М. Трапш, Древний Сухуми (1969) 128, Taf. 12. 25. 195.

31. Kossack, AVA-Beiträge 5 (1985) 204, Karte 1 datiert diesen Typ in das 9. und 8. Jh., wobei er für das 9. Jh. aber keine überzeugenden Belege hat. Das Auftreten mit griechischer geometrischer Keramik und in entsprechenden Schichten in Tarsus deutet m. E. klar auf das 8. Jh. hin.

32. So zumindest Kossack a. O. 141, auch wenn er in seiner Abb. 41 Tli D bereits zu Beginn des 8. Jh. einsetzen läßt!

33. Vgl. den bei L. Vanden Berghe, L. De Meyer, *Urartu – een vergeten cultuur uit het bergland Armenie*, Ausstellungskatalog Gent (1983) Nr. 97 abgebildeten Gürtel aus dem Kunsthandel (»aus der Ost-Türkei«).

34. P. Calmeyer in H. J. Kellner (Hrsg.), *Urartu, Ein wiederentdeckter Rivale Assyriens*, Aus-

Ein solcher Gürtel begegnet uns in Grab 215b, bei dem die Motivfriese nicht mehr getrennt sind. Die Komposition ist aber noch sehr statisch und wenig abwechslungsreich. Ein in Gušči am Urmia-See gefundener Gürtel³⁵ zeigt sich dem aus Tli sehr verwandt, so daß man sogar an eine gemeinsame Werkstatt denken könnte³⁶.

Als Entstehungsdatum für die beiden Gürtel aus Tli kann man also das ausgehende 8. und die erste Hälfte des 7. Jh.s ansehen. Unklar bleibt aber, wie lange es gedauert hat, bis die Gürtel nach Tli, weit außerhalb des urartäischen Herrschaftsbereichs, gelangt sind.

Da sich aber für den Beginn der nachfolgenden Stufe einigermaßen sicher ein Datum in der Mitte des 7. Jh.s gewinnen läßt, kann diese Verzögerung nicht sehr groß gewesen sein.

In dieser Stufe taucht in Tli auch zum ersten Mal ein Akinakes auf, der einen Bronzegriff an einer Eisenklinge aufweist. Die ersten Belege für diese skythischen Schwerter (aus den Steppen Turkmeniens und der Ukraine) stammen aus dem Anfang des 7. Jh.s, in diese Zeit wird auch das Exemplar aus Tli gehören.

Für die Stufe 5 ergibt sich also ein zeitlicher Rahmen, der vom letzten Viertel des 8. Jh. bis in die Mitte des 7. Jh.s reicht.

Tli 6: In dieser Stufe tragen vor allem die dem skythischen Kreis zuzuordnenden neuen Gegenstände zur Klärung der chronologischen Stellung bei. Es sind dies die knöchernen Dreilochknebel, die Ort-bänder im Rolltierstil und die volleisernen Akinakai. Diese Formen, vor allem die Ort-bänder, sind dem offensichtlich im Nordwestiran entstandenen skythischen Tierstil verpflichtet, dessen Entstehung (vermutlich am Anfang des 7. Jh.s) aus der Kombination altorientalischer und ursprünglich skythischer Bildelemente erklärt wird.³⁷

Etwas entwickelter sind Ort-bänder aus Karmir Blur³⁸ und Sardes in Westanatolien³⁹, die stratigraphisch ziemlich sicher in die Mitte des 7. Jh.s fallen. Diesen Exemplaren stehen nun die Ort-bänder aus Tli so nahe, daß jene zeitlich nicht weit entfernt angesetzt werden können.

Die Knebel tauchen, wie Kossack nachweist⁴⁰, in dieser Form zum ersten Mal in Hasanlu IIIB auf⁴¹, also im Verlauf des 7. Jh.s Ihre Laufzeit reicht bis in das 6. Jh. hinein, wo sie vor allem in Mittelasien auftreten.

Neben die gedrungene Akinakai treten jetzt noch schmalere und länger proportionierte Formen, die Antennenschwerter unter ihnen sind ein deutliches Indiz für eine Belegung des Friedhofes auch noch im 6. Jh., da diese Form sich nicht früher nachweisen läßt. Ein frühes Beispiel ist der Dolch aus dem Kurgan 5 von Velika Gomil'sha in der Ukraine.⁴²

Der Autor plädiert für eine Nutzung des Friedhofs bis deutlich ins 6. Jh. hinein, vielleicht bis 575.

Ende der Belegungsfolge: Welche Ereignisse das Ende der Belegung

stellungskatalog München (1976) 45–48, Van den Berghe, De Meyer a.O. 94–96.

35. M. van Loon, *Urartian Art* (1966) Taf. 31.

36. R. Hamilton, *Anatolian Studies* 15 (1965) 45 dachte als Herkunftsgebiet dieses Gürtels (2m Länge) an Nordostanatolien.

37. Kossack, *AVA-Beiträge* 2 (1980) 94–97; Stucky, *Archäologischer Anzeiger* (1976) 13–21.

38. Б. Пиотровский, *Кармир-Блур* (1969) Abb. 69.

39. J. Swift, *Bulletin of the American School for Oriental Research* 181 (1966) Abb. 9.

40. Kossack, *AVA-Beiträge* 2 (1980) 96.

41. R. Dyson, *Illustrated London News* 245 (1964) Abb. 2,3; die dort behauptete Datierung in Hasanlu IV wurde später von Muscarella korrigiert.

42. В. Шрамко, *Археология раннего железного века восточной Европы* (1983) 69.

in Tli hervorgerufen haben, läßt sich ~~kaum genau sagen, da die zugehörige~~ Siedlung nicht bekannt ist. Nördlich des Kaukasus läßt sich eine kulturelle Kontinuität beobachten, die die Formen des 7. Jh.s einige Jahrhunderte weiterführte. Tli hat es mit weiteren südkaukasischen Fundorten (z. B. Samtavro und einige Orte in der Kolchis) gemein, daß die lokale Entwicklung im 6. Jh. abbricht und wenig später eine deutlich nach Iran orientierte Kultur bzw. in der Kolchis die Kultur der griechischen Kolonien auftaucht.

Diese Veränderungen sind sicherlich nicht von den gewaltigen Umwälzungen des Vorderen Orients zu trennen, die erst die Meder und dann die Perser zu dessen Herren machten. Auch wenn unklar ist, ob es die Meder selber waren, die das urartäische Staatswesen ca. 600 v. Chr. zerstörten, so übernahmen sie doch die Herrschaft im armenischen Bergland.

Der Hochkaukasus gehörte sicher nicht zum direkten Herrschaftsbereich der Meder, ihr Aufstieg hat aber auch hier Spuren hinterlassen, da sich jahrhundertalte Handelsbeziehungen neuen Gegebenheiten anpassen mußten. Sehr vieles spricht dafür, daß das Ende von Tli mit dem Untergang des urartäischen Staates kausal und zeitlich eng zusammenhängt.

Beziehungen zu benachbarten Kulturen

Nachdem man zu Beginn der Erforschung der Koban-Kultur am Ende des 19. Jh.s geglaubt hatte, daß sich die Kultur auf das nordkaukasische Gebiet mit Nordossetien als Zentrum beschränkt hat, erkannte man Mitte der dreißiger Jahre, daß Fundkomplexe des Transkaukasus eine große Zahl von kobanischen Formen enthalten.⁴³

Dieser Erkenntnis folgt Techov, der diese Kultur immer zentralkaukasisch

nennt und Tli in den Kreis dieser Kultur mit einschließt.

Sie ist fast ausschließlich durch Grabfunde belegt, nur wenige Siedlungen konnten untersucht werden.⁴⁴ Daher mangelt es an stratigraphisch abgesicherten Befunden.

Kozenkova gliedert die Kobankultur in drei geographisch unterschiedene Gruppen, eine westliche, eine östliche und eine zentrale Variante.⁴⁵ Der Grabbau ist in allen drei Gruppen vergleichbar; die Toten wurden, meist auf der rechten Seite liegend, in Hokerlage ins Grab (häufig eine Steinkiste) gelegt. Die Orientierung ist relativ uneinheitlich gewesen, wenngleich diejenige nach Nord wohl überwiegt.

An Waffen finden sich in erster Linie Dolche und Lanzenspitzen. Die Bronzedolche sind zum einen von geschweiffter Form mit breiter Mittelrippe. Die für Tli sehr typischen geraden Dolchklingen dagegen finden sich anscheinend nördlich des Gebirgskammes nur sehr selten wieder. Dafür treten im Bereich der Koban-Kultur (aus Bereзовка bzw. Kislovodsk sowie Seržen-Jurt⁴⁶) schmale Dolche mit breiter Parierstange und konisch ausladendem Griff auf, die eine Tradition von der Bronze- bis in die Eisenzeit besitzen. Diese Exemplare wiederum finden sich in Tli nicht wieder. Die Formenpalette der Griffzungen- und

43. F. Hančar, ESA 9 (1934) 87–88 spricht von einer Südausdehnung der Koban-Kultur zwei Jahrhunderte nach ihrem Einsetzen bis zur Kolchis und tief nach Ostgeorgien hinein.

44. Wie z. B. Seržen-Jurt in Dagestan, K. Козенкова, *Типология и хронологическая классификация предметов кобанской культуры, восточный вариант*, Археология СССР Б2–5 (1982) 35–36.

45. К. Козенкова in: Скифы и Сарматы на степи европейской части СССР, Археология СССР (1989) 253.

46. Ebenda Abb. 100 B,30; Abb. 101 A, 50,56,57.

Vollgriffdolche findet sich nördlich von Tli nicht.

Die meist verzierten, geraden oder geschwungenen Äxte aus Tli finden sich in großer Anzahl in der Koban-Kultur wieder, sind das charakteristische Element der Inventare (werden deshalb häufig auch einfach Koban-Äxte genannt) und unterscheiden sich auch in den Darstellungen nicht prinzipiell von den hier vorgestellten.

In der Tracht zeigt sich eine stärkere Übereinstimmung als bei den Waffen und Geräten. Fast alle nördlichen Nadelformen finden sich auch in Tli wieder. Die Fibeln entsprechen einander, wie auch die Schläfenringe. Bei den Beinringen ist das Sägezahnmuster, mit dem einige Exemplare in Tli verziert wurden, im Koban-Bereich nicht zu finden, ansonsten stimmen die Formen überein.

Die Gürtelbleche in aufwendig verziertem einheimischem Tierstil sind wie auch die urartäischen Gürtelbleche nicht nördlich über das Gebirge hinausgelangt, was auch für die gerippten Gürtelbeschläge gilt. Die Gürtelhaken jedoch entsprechen sich in Form und Verzierung. Das Pferdeggeschirr tritt in den Varianten der Koban-Kultur in den gleichen Formen auf wie in Tli.

Ein bemerkenswerter Unterschied zeigt sich in der Gefäßbeigabesitte, die in der Koban-Kultur üblich ist, während in Tli, wie erwähnt, ab der 2. Stufe Keramik eine Rarität ist. Es dominieren im Norden⁴⁷ Becherformen mit einem rundstabigen Henkel, die meist mit geometrischen Ritzlinien verziert sind. Kleine, unverzierte Krüge mit Henkelknubben, wie sie auch in Tli gefunden wurden, sind selten. Andererseits sind die in Tli so überaus häufigen Metallgefäße im Norden nicht gerade zahlreich gefunden worden. Die Krüge mit Tierrohrhenkel sind gar nicht bekannt, zu den Schalen und den Bronze-

eimern gibt es Vergleichsfunde aus dem Ciskaukasus.

Neben den Verbindungen nach Norden weist das Gräberfeld von Tli auch Beziehungen nach Westen auf. Mit der materiellen Kultur der Kolchischen Tiefebene und Abchasiens haben sich vor allem Mikelaže⁴⁸, Gogaže⁴⁹, Korize⁵⁰ und Trapš⁵¹ intensiv beschäftigt.

Während Hančar die Funde aus dem Westen Georgiens noch zur Koban-Kultur gerechnet hat⁵², ist die Unterschiedlichkeit der beiden Kulturgruppen inzwischen allgemein anerkannt.

Die Fundlage ist für diese Kultur etwas ausgeglichener als für die kobanische, da im Bereich der Kolchis in den letzten Jahren einige Siedlungen ergraben wurden, die ein Bild vom Leben der Menschen vermitteln. Für einen Vergleich mit Tli kommen natürlich trotzdem hauptsächlich die Grabfunde in Frage.

Das Totenritual hat in der Kolchis-Kultur eine Hockerbestattung in flachen, höchstens mit ein paar Steinen markierten Erdgräbern verlangt. Rechte und linke Hocker sind nachgewiesen, über das Verhältnis dieser beiden zueinander finden sich keine Hinweise.

47. Ebenda Abb. 104 bietet eine Übersicht über die auftretenden Formen.

48. Т. Микеладзе, Краткие сообщения института археологии 151 (1977) 33–39; ders. კოლხეთის ადრეკინის ხანის სამაროვნები (1985); ders. in: Полевые Археологические Исследования 1982 г. (1985) 37–40.

49. Е. Годадзе, AEGMG 5 (1977) 60–71; ders. კოლხეთის ბრინჯაოსა და ადრეული რკინის ხანის ნამოსახლართა კულტურა (1982); ders., VGMG 37-B (1984) 28–54; ders., AEGMG 8 (1986) 45–55.

50. დ. კორიძე, კოლხური კულტურის ისტორიისათვის (1965).

51. М. М. Трапш, Древней Сухуми (1969); ders. Памятники эпохи бронзы и раннего железа в Абхазии (1970).

52. F. Hančar, ESA 9 (1934) 87.

Die Ausstattung der Gräber mit Waffen und Arbeitsgefäßen weist eine Reihe von Parallelen zu den Funden aus Tli auf. Sämtliche Formen der Bronzeäxte sind bekannt, die eisernen allerdings nicht. In der Kolchis sind in großem Umfang breite, halb- bis viertelrunde Harken mit runder Tülle, meist aus Eisen, gefunden worden, ein Gerät, daß aus Tli gar nicht bekannt ist.

Die geraden Dolche mit kleinem, dreieckigen Heft sind z. B. aus dem von Gogaze untersuchten Gräberfeld von Muxurča bekannt⁵³, die geschweiften fehlen wie auch die Vollgriffdolche. Akinakai sind aber ebenso in den einheimischen Formenverband eingefügt worden wie in Tli auch. Messer und Schleifsteine sind aus den Gräbern der Schwarzmeerküste ebenfalls bekannt.

Große Unterschiede zeigen sich aber in der Tracht der Toten. Die Fibeln treten lange Zeit nur selten auf, erst die häufiger gefundenen geknoteten Bogenfibeln lassen eine Übernahme der Fibeltracht erkennen, die deutlich später als in der Koban-Kultur stattgefunden haben muß. Halsringe mit Zungenenden sind einige Male gefunden worden, die Bein-, Arm- und Schläfenringe sind aber recht selten. Die gerippten und die figürlich verzierten Gürtelbleche finden sich gar nicht.

Zwar sind, z. B. in Krasnomajak in Abchasien⁵⁴, Bronzekrüge mit Tierrohrhenkeln gefunden worden, sie sind aber eine seltene Ausnahmserscheinung in der Kultur.

Die umfangreich beigegebene Keramik unterscheidet die Kolchis wieder deutlich von Tli, immerhin finden sich unter den Krügen aus Tli verwandte Formen.⁵⁵

Der skythische Einfluß manifestiert sich neben den Akinakai auch in der Übernahme des typischen Pferdegeschirrs, in ähnlichen Formen wie in Tli, wenn auch in der Tiefebene etwas häufiger als bei unserem Hochgebirgsfundort.

Zu berücksichtigen ist weiterhin Zentralgeorgien, vor allem Šida Kartli im Bereich nördlich der Mtkvari (Kura). Nennenswert ist in erster Linie der Friedhof von Samtavro im Bereich der alten georgischen Hauptstadt Mxeta.⁵⁶ Dazu kommen noch einige Hortfunde aus dem Bereich der oberen Aragvi wie die aus Pasaauri und Čabaruxi⁵⁷, die den Inventaren aus Tli zum Verwechseln ähnlich sind.

Auf eine frühe Phase, welche die Bogenfibel noch nicht kannte, folgt in Samtavro ein Formenkreis, der mit Tli einige Parallelen hat. Hier finden sich die geraden Dolche, aber auch einige Formen von Vollgriff- und Griffzungendolchen. Die Akinakai sind später in gleicher Weise wie in Tli als Neuerungen in den einheimischen Formenkanon aufgenommen worden.

Äxte sind in Samtavro, wie auch in den Hortfunden an der Aragvi in den aus Tli bekannten Formen gefunden worden, in Samtavro treten aber auch einige Hellebarden- oder Amazonenäxte auf, die weiter östlich in Kachetien und dem westlichen Azerbaidžan häufig gefunden wurden, in Tli jedoch nicht.

Die Fibel wird in dieser Gegend nie so heimisch, wie sie das im Bereich von Tli

53. Э. Гогодзе, VGMG 37-B (1984) 36, Abb. 1, 55.

54. М. М. Трапш, *Древний Сухуми* (1969) 195–198.

55. Т. Микеладзе, Краткие сообщения института археологии 151 (1977), Abb. 2, 15 aus Nigvziani.

56. Р. Абрамишвили, VGMG 19-A (1957) 115–140; ა. კალანდაძე in: მცხეთა VI (1982) 7ff.; E. Chantré, *Recherches Anthropologiques dans le Caucase II* (1886); გ. ლომიათიძე, ბრინჯაოს სატყვერები და მახვილები სამთავროს უძველეს სამარხებში (1974).

57. Л. Панцхава, VGMG 38-B (1986) 23–34, Taf. I–VI. Der Fund von Pasaauri scheint für einen Hortfund etwas ungewöhnlich zusammengesetzt zu sein, vielleicht handelt es sich um eine unerkannte Bestattung.

und der Koban-Kultur ist, auch die meisten anderen Trachtbestandteile aus Tli (wie Tieranhänger oder Beinringe) sind in Samtavro zwar zu finden, aber durchweg seltener.

Die in einheimischem Stil verzierten Gürtelbleche sind in Zentralgeorgien wie auch in Nordarmenien und dem westlichen Aserbaidshan weit verbreitet, die Stücke aus Samtavro und aus Pasaauri sind den Exemplaren aus Tli sehr ähnlich⁵⁸, während die Gürtel aus Armenien, Ostgeorgien oder Aserbaidžan einen anderen Stil zeigen.⁵⁹ Die Bronzekrüge mit Tierohrhenkeln kommen selten in Samtavro und noch weiter südlich vor.

Das Totenritual in Samtavro weist neben flachen, mit Steinplatten eingefassten Hockergräbern auch einzelne Bestattungen unter kleinen Tumuli auf, eine Sitte, die sich südlich der Mtkvari häufig auf Friedhöfen findet.

Berücksichtigt man die beschriebenen Übereinstimmungen und Unterschiede der Inventare von Tli mit denen der umliegenden Kulturen, so zeigt sich, daß Tli und die Hortfunde aus dem Aragvi-Gebiet zur Koban-Kultur größere Affinität haben als zur kolchischen Kultur oder zu der in Samtavro auftretenden Kultur. Die Kulturgrenze zwischen diesen Gruppen verläuft also südlich der heutigen politischen Grenze, die dem Kaukasushauptkamm folgt. Es wirft übrigens ein bezeichnendes Licht auf den Forschungsstand, wenn man feststellen muß, daß das Einsetzen der überwiegend von Russen oder Osseten untersuchten Koban-Kultur

allgemein in das 12. Jh. gesetzt wird und daß die hauptsächlich von Georgiern untersuchte kolchische Kultur, die einen großen Kanon an gemeinsamen Formen (Äxte, einige Dolche, Anhänger und Metallgefäße) und Verzierungsmustern mit dem Koban-Kreis aufweist, nach Ansicht der letzteren im 8. Jh. einsetzt. Alle Indizien sprechen für ein zeitlich eng benachbartes Einsetzen beider Gruppen.

Die sich in Tli manifestierende materielle Kultur zeigt aber auch deutliche Unterschiede zu dem, was im Zentralgebiet der Koban-Kultur nördlich des Kaukasus gefunden wurde. In Tli sind in größerem Umfang Anregungen aus dem Süden aufgenommen worden, die sich nördlich des Gebirgskammes nicht finden. Dies sind die figürlich verzierten Gürtelbleche, die Dolche mit Griffangel, Griffzunge oder Vollgriff oder auch die Ortbänder in skythischem Rolltierstil. Auch die Bronzekrüge mit Tierohrhenkel, die in Tli besonders häufig auftreten, sind anderswo vor allem im transkaukasischen Raum gefunden worden.

Es scheint, daß auch für die spätbronze- und früheisenzeitlichen Gräber in Tli gilt, was Hančar⁶⁰ nur in Kenntnis der mittelbronzezeitlichen und mit Blick auf die Nadeln festgestellt hat, daß nämlich Tli eine vermittelnde Rolle zwischen Cis- und Transkaukasien zukommt.

58. Н. Урушадзе, *Бронзовая летопись древней Грузии* (1984).

59. М. Чидасчели, *AVA-Beiträge* 8 (1986) 7–73.

60. F. Hančar, *ESA* 7 (1932) 155.

Annegret Plontke-Lüning

Das römische Kastell Apsaros¹

(Taf. 2–3)

Die an der östlichen Schwarzmeerküste bei dem heutigen Dorf Gonio gelegene Festung (Taf. 2a), wenige hundert Meter südlich der Çoroxi-Mündung, etwa sechs Kilometer südlich von Batumi und knapp zehn Kilometer nördlich der georgisch-türkischen Grenze, gehört zu den eindrucksvollsten Hinterlassenschaften der Vergangenheit in Georgien. Das bei Erkundungsgrabungen im Innern gewonnene Material weist ebenfalls auf die Bedeutung der Anlage hin. Die Notwendigkeit archäologischer Untersuchungen erscheint jetzt umso dringender, als direkt neben der westlichen Festungsmauer die außerordentlich stark frequentierte Transitstraße zum bisher einzigen Grenzübergang zwischen Georgien und der Türkei bei Sarpi verläuft.

Die Festung in Gonio wird allgemein mit dem römischen Kastell Apsaros verbunden², der wohl wichtigsten Anlage in dem Sicherungssystem der römischen Ostgrenze, welches von V. Lekvinaze als Pontischer Limes³, von M. Speidel als Kaukasusgrenze⁴ und von T. B. Mitford als Coastal forts der Euphratgrenze⁵ bezeichnet wird. Zu dieser Kette römischer Festungen an der östlichen Schwarzmeerküste (Abb. 1) gehörten Pityous-Pitiunt (Picunda-Bičvinta), Dioskurias-Sebastopolis (Soxumi), Ziganis (Gudava), Phasis (Poti), Petra (Cixisžiri) und einige kleinere Lager wie Gyenos (bei Očamčire).

Die Einrichtung der ostpontischen Garnisonen begann im Zusammenhang mit der Einrichtung des Euphratlimes und der

damit einhergehenden militärischen Neuorganisation der Provinz Kappadokien unter Vespasian nach 71/72⁶, wurde aber bis in die Mitte des 2. Jh.s weitergeführt; so begann in Pitiunt der Ausbau erst in den vierziger Jahren des 2. Jh.s⁷. Die Verstärkung der römischen Truppen in Kappadokien hatte die Möglichkeit eröffnet, Garnisonen an der Ostküste des Schwarzen Meeres einzurichten. Sie sollten Roms Herrschaft über den Pontos, seine Machtposition gegenüber den Klientelkönigtümern des Kaukasus, vor allem

1. Dieser Beitrag ist die leicht veränderte Fassung eines Vortrages, der auf dem 1. Deutsch-Georgischen Colloquium zur georgischen Archäologie im Deutschen Archäologischen Institut in Berlin (November 1992) und auf dem XIV. Internationalen Kongreß für Klassische Archäologie in Tarragona/Spainien (September 1993) gehalten wurde. Eine Kurzfassung erscheint in den Kongreßakten von Tarragona.
2. R. W. Edwards, *The Vale of Kola*, *Dumbarton Oaks Papers* 42 (1988) 129, hält allerdings den bei Plin. NH VI 4,12 erwähnten Fluß Absaros für den heutigen Fluß Arhavi nahe der gleichnamigen Stadt südwestlich von Hopa an der türkischen Schwarzmeerküste.
3. В. Леквинадзе, *Вестник древней истории* (1969) H.2, 75 93.
4. M. Speidel, in: *Studien zu den Militärgrenzen Roms III* (1986) 657 660.
5. T. B. Mitford, in: *Studien zu den Militärgrenzen Roms II*, *Bonner Jahrbücher Beiheft* 38 (1977) 509.
6. В. Леквинадзе а. О. 76.
7. გ. ღორთქიფანიძე, *ბიჭვინთის ნაქალაქარი* [Die Siedlung Bičvinta] (1991) 180.

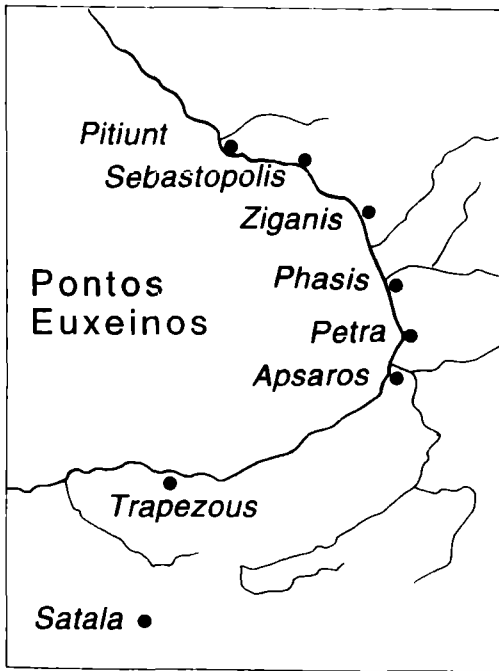


Abb. 1: Römische Stützpunkte an der östlichen Schwarzmeerküste

Iberien und Albanien, sowie die Kontrolle der Kaukasuspässe sichern. Welchen Stellenwert die Sicherung der Pässe hatte, zeigt Vespasians Engagement für den Bau der Mauern von Mxeta im Jahre 75.⁸

Die Anwesenheit von Abteilungen oder zumindest Hilfstruppen von in Kappadokien stationierten Legionen in den ostpontischen Garnisonen ist belegt durch einen Ziegelstempel der legio XV Apollinaris aus Pitunt⁹; für Apsaros ist eine Kohorte der legio II Claudiana in einem ägyptischen Papyrus erwähnt.¹⁰

Apsaros kam im System des Pontischen Limes besondere Bedeutung zu, da es den Zugang nach Iberien und damit zu den Kaukasus-Pässen ebenso sicherte wie den Zugang nach Armenien und Kappadokien. Schriftquellen und archäologischer Befund widerspiegeln diese Bedeutung.

Die Quellen sind seit langem zusammengestellt¹¹; sie sollen hier noch einmal kritisch referiert werden.

Während bei Pseudo-Skylax nur der Fluß Apsaros¹², der dem späteren Kastell nahegelegene Arm des Akampsis (georgisch Čoroxi, türkisch Çoruh), erwähnt wird, kommt der Name bei Strabon überhaupt nicht vor. Offensichtlich gab es hier in hellenistischer Zeit keinen bedeutenderen Ort. Im Bereich des Kastells sind jedoch Spuren einer Dünensiedlung der ersten Hälfte des 1. Jts v. Chr. gefunden worden, in der Umgebung befindet sich eine der typischen kolchischen Eisenverarbeitungsanlagen.¹³

Plinius (NH VI 4) erwähnt erstmals eine Siedlung am Ort. Er nennt den Fluß Absarros mit dem gleichnamigen Kastell an der Mündung, 140 Meilen von Trapezunt entfernt, im Rücken von Apsaros Iberien, an der Küste verschiedene Stämme. Arrian (PPE VI 1) inspizierte hier 5 Kohorten, Mauer und Graben, Krankenhaus und Speicher. Er überliefert auch, daß das Grab des Absyrtos gezeigt wurde, der hier von Medea getötet worden sei.

Eine Inschrift aus Nola nennt Marsius Pletor, *primipilaris praepositus numerorum tendentium in Ponto, Absaro*¹⁴. Ein in Ägypten gefundener Papyrus enthält den Brief des Veteranen Martialis aus der

8. A. I. Boltunova, Klio 53 (1971) 213–222.

9. Г. Лорджипанидзе, Н. Кигурадзе, Т. Тодуа, Вестник древней истории (1987) Н.2, 86–92.

10. M. Speidel a. O. 657 f.

11. В. Левкинадзе, Византийский Временник 20 (1961) 225–229.

12. Anonymi vulgo Scylacis Caryandensis periplum Maris interni 71 (32 H.) rec. B. Fabricius (1878) 25.

13. ო. ლორთქიფანიძე, თ. მიქელაძე, დ. ხაზუტაი-შვილი, გონიოს განძი [Der Schatz von Gonio] (1980) 32.

14. CIL X 1202 = ILS 2660. Vgl. dazu Speidel a. O. 658.

II. Claudianischen Kohorte von Apsaros.¹⁵ M. Speidel vermutet in den fünf bei Arrian genannten Einheiten eine Kohorte, eben die der leg. II Claudiana, und vier Auxiliarkohorten, womit ein Viertel des kappadokischen Kontingentes in Apsaros gestanden hätte.¹⁶ G. Lortkipanize vermutet zwei Kohorten in Apsaros.¹⁷

In der die Situation von 350/60 wiedergebenden *Tabula Peutingeriana*¹⁸ ist Apsaros gegenüber den nur namentlich erwähnten ostpontischen Garnisonen hervorgehoben durch die Vignette der Festung.

Hingegen fehlt Apsaros in der um 400 zusammengestellten *Notitia dignitatum*, die andere Küstengarnisonen wie Pitiunt, Sebastopolis, Ziganis und Trapezunt erwähnt. Es fehlt auch in der zwischen 534 und 565 verfaßten 28. Novelle des *Codex Justinianus*, die die Situation im Ostpontos wiedergibt.¹⁹ Demnach muß Apsaros im letzten Drittel des 4. Jh. zerstört oder aufgegeben worden sein.

Prokop überliefert zwischen 540 und 555 (BG IV 2.13), daß von Apsaros nur die Grundmauern erhalten seien, daß es aber einst viele Einwohner und einen stattlichen Mauerring gehabt und sich eines Theaters, eines Hippodroms und anderer Schmuckbauten, an denen sich die Größe einer Stadt gewöhnlich zeige, erfreut habe.²⁰

In dem wohl im 5. Jh.²¹ verfaßten »Martyrium des Orentius« (Acta SS. Mai), das die in diokletianischer Zeit angesiedelte Geschichte der Sieben Brüder von Lasika, die ihre letzte Reise von Satala aus antraten, erzählt, erscheint im Katalog der Martyriumsorte auch Apsaros. Doch kann daraus nicht auf die Situation von Apsaros im 5. Jh. geschlossen werden, da der Autor hier ältere Texte wie beispielsweise Arrians Periplous für die Orte des Ostpontos herangezogen haben dürfte.

Agathias erwähnt in seinem zwischen 554 und 558 verfaßten Werk, daß die Mör-

der des 552 getöteten Lazenkönigs Gubazes im Gefängnis von Apsaros eingesperrt wurden (IV 1–11). Wenn dies ein Hinweis auf die Erneuerung der Anlage durch die Byzantiner sein sollte, ist es verwunderlich, daß Prokop in den »Bauten« (553–555), in denen er über eine Reihe von Bauaktivitäten Justinians im Ostpontos berichtet²², kein solches Unternehmen erwähnt.

Die 640/50 entstandene Osterchronik erwähnt eine *parembole* in Apsaros: im 7. Jh. war Apsaros also wieder eine Militäranlage in rhomäischer Hand. Dies wird auch bestätigt durch Ioane Sabinisze, einen georgischen Autor des ausgehenden 8. Jh.s²³, der »Apsarea« als im Besitz des byzantinischen Kaisers befindlich erwähnt²⁴. Bei Konstantin Porphyrogennetos gehört das Gebiet des Akampsis (Çoroxi), wozu auch Apsaros zu zählen ist, zum byzantinischen Reich.²⁵ Nach F. Uspenski kam Apsaros, das erstmals im 12. Jh. als Gonio bezeichnet wird, zum Kaiserreich von Trapezunt und nach dessen Fall 1461 an Westgeorgien²⁶, im 16. Jh. wurde es von den Türken erobert, die es

15. Speidel a. O. 657 f.

16. Ebenda.

17. გ. ლორტიჟანძე, ბიჭვინთის ნაქალაქარი (1991) 179.

18. Segm. X 5 ed. K. Miller (1916). Zur Datierung F. Lasserre, *Der Kleine Pauly* 4 (1979) Sp. 679.

19. *Corpus Iuris Civilis (Romani)* Bd. 7, hg. von K. E. Otto, B. Schilling, K. F. Sintenis (1985) 205.

20. Übersetzung O. Veh (1966) 723.

21. W. Bryer, D. Winfield, *The Byzantine Monuments of the Pontos* (1987) 326.

22. De aed. III 7.

23. M. Tarchnišvili, *Geschichte der georgischen christlichen Literatur* (1955) 175 f.

24. В. Леквинадзе, *Византийский Временник* 20 (1961) 229 Anm. 27.

25. De adm. 46 p. 211 ed. Gy. Moravcsik (1949) 220.

26. Ф. И. Успенский, *Известия имп. академии*

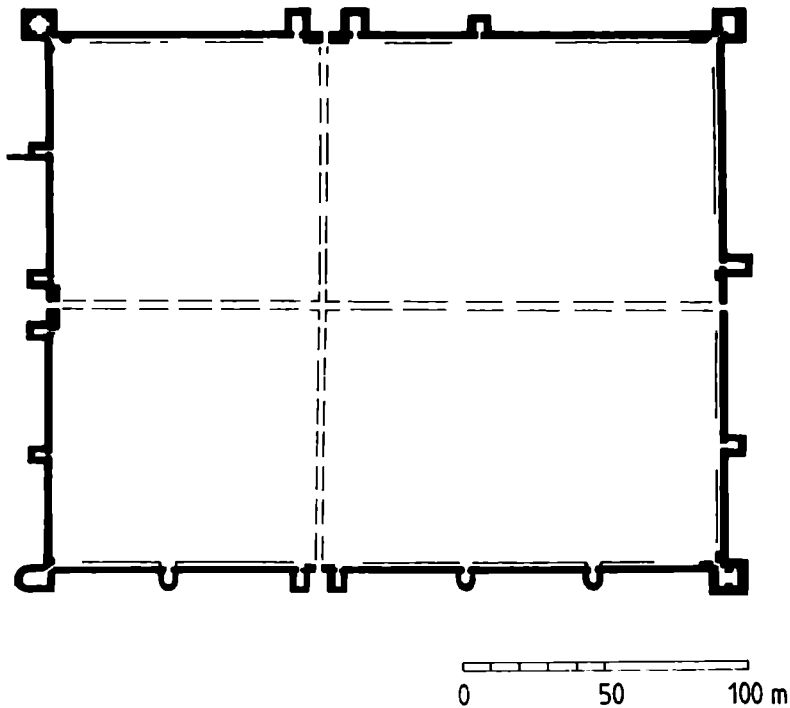


Abb. 2: Apsaros, Plan der Festung (nach Византийский временник 20 [1961] 226 Abb. 1)

1878 an das dem russischen Kolonialreich eingegliederte Georgien abtraten.

Die Festungsmauer präsentiert sich heute äußerlich dank einer Erneuerung in den letzten Jahren, die die Mauer auch in ihren unteren Teilen stark mit Beton sicherte, in ungewöhnlich guter Erhaltung (Taf. 2a). Der Form der Anlage nach handelt es sich jedoch nicht um den antiken Bau, sondern um die in der zweiten Hälfte des 6. oder in der 1. Hälfte des 7. Jh.s aufgeführte frühbyzantinische Festung. Die Reste der römischen Anlage sind teils in der vorhandenen Mauer verbaut, teils aber auch unter der Erdoberfläche zu vermuten.

Der uns erhaltene westöstlich orientierte Mauerring, der derzeit eine ertragreiche Zitrusplantage beherbergt, erstreckt sich auf der relativ großen Fläche von 195×245 m (4,8 ha).²⁷ Er ist ausgestattet

mit vier Doppelturmtoren – das östliche ist teilweise umgebaut – und Türmen an den vier Ecken sowie drei halbrunden Türmen an der Südseite, zwei Türmen an der Westseite und je einem Turm an Nord- und Ostseite. Die Ecktürme sind außer dem halbrunden südwestlichen in quadratischer Form errichtet. Sie sind vor die Mauer gesetzt und durch Diagonalgänge zu erreichen. An der Mauer lassen sich drei Bauphasen unterscheiden. Die unterste, eine Hausteинmauer mit Mör-

наук, ВИ серия, (1917) 167, zit. nach Левинадзе а. О. 229 Anm. 167.

27. Zum Vergleich: Pitunt 136 x 162 m (2,2 ha), nach გ. ლორთქიფანიძე а. О. 181; die größten Kastelle am germanischen Limes: Heidenheim 5,2 ha, Aalen 6 ha, das kleinste: Holzhausen 1,4 ha, nach A. Johnson, *Römische Kastelle* (1987) 320.

telverband, ist am solidesten gemauert. Da sie nur an wenigen Stellen erscheint, könnte sie dem 1./2. Jh. zuzuweisen sein. Sie erreicht stellenweise noch eine Höhe von bis zu 1,5 m. In der zweiten Phase, die mit der frühbyzantinischen grundlegenden Erneuerung zu verbinden sein dürfte, wurde die Mauer mit den wiederverwendeten Steinen der ersten Phase neu errichtet; das Mauerwerk der dritten Phase, mit komnenischen oder bereits türkischen Erneuerungsarbeiten zu verbinden, besteht aus kleineren Bruchsteinen in Mörtelbettung. In den sechziger/siebziger Jahren unseres Jahrhunderts wurde die Mauer restauriert; die für die dritte Bauphase erschlossene Zinnenbekrönung wurde rundherum erneuert.

Erkundungsgrabungen im Innern des Kastells erbrachten stark durchmisches Material des 1. bis 4. Jh., vor allem rote Firnisware, und mittelalterliche Keramik.²⁸

Erhalten sind Teile des südöstlich des Kastells am Gebirgsfuß gelegenen römischen Wasserbeckens sowie der Wasserleitung zum Kastell hin.

Von großem Interesse ist der Zufallsfund eines Schatzes bei Straßenbauarbeiten im Jahre 1974. Der von O. Lordkipanidze, T. Mikelaze und D. Xaxuțaišvili publizierte Schatz²⁹ vereint 36 Werke der Goldschmiedekunst des 1./2. Jh., die teils römische, teils bosporanische, teils lokale Parallelen haben. Bereits in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts war in der Nähe der Festung zufällig ein reiches Grab aufgedeckt worden, dessen Inventar jedoch verloren ist.³⁰

Herausragendes Stück des »Schatzes von Gonio« ist die wohlerhaltene massiv-goldene Skulptur eines Jünglings (Taf. 3a).³¹ Die 7,6 cm hohe Figur mit runder Standplatte hat am Rücken eine kräftige Öse und konnte so auch an einer Kette getragen werden. Der Jüngling ist unbekleidet, nur über den Schultern trägt er

eine kleine Chlamys, die ihm elegant über den linken, angewinkelten Arm herabfällt. In der linken Hand dürfte er Lanze oder Stab gehalten haben. Auf dem Kopf hat der Jüngling einen mit Sternen besetzten Pilos, unter dem das üppige Haar hervorquillt. Mit einer Schale in der rechten Hand bringt er ein Opfer dar. Am ehesten dürfen wir in dem kleinen Meisterwerk einen Dioskuren erkennen.³² Auch die Deutung als Kabire wird erwogen.³³

Mehrere Stücke des Schatzes weisen in den Bereich der bosporanischen Schmuckindustrie: Das Relief einer goldenen Phalera (Dm. 13,5 cm) zeigt, wie ein Löwe einen Ziegenbock reißt (Taf. 2b). Die Tierkörper und der Rand der Phalera sind reich mit zartgrüner und roter Glaspaste inkrustiert.³⁴ Auf einem kleinen Goldmedaillon (Dm. 4,9 cm) mit Öse ist die Büste des Sonnengottes Helios in Frontalansicht dargestellt (Taf. 2c).³⁵ Helios trägt eine mit prächtiger Schließe versehene Chlamys, der Kopf ist mit der Strahlenkrone geschmückt. An der Öse sitzt ein dunkelroter Stein, gefaßt von einer Kette aus Granulation, zwei gleichartige Steine sind unterhalb der Büste auf dem Rand des Medaillons befestigt. Ein vergleichbares Medaillon, allerdings ohne Inkrustation, stammt aus Tanais in der Donnmündung und wird in das 2./1. Jh. v. Chr. datiert.³⁶ Vergleichbar

28. O. Lordkipanidze, *Archäologie in Georgien* (1991) 163.

29. ლორთქიფანიძე, მიქელაძე, ხახუტაიშვილი, გონიოს განძი (1980).

30. Ebenda 33.

31. Ebenda Taf. 7. 8.

32. *Lexicon Iconographicum Mythologiae Classicae* III 1 (1986) 575 Nr. 94.

33. ლორთქიფანიძე, მიქელაძე, ხახუტაიშვილი a. O. 49.

34. Ebenda Taf. 18.

35. Ebenda Taf. 19. 20.

36. T. N. Knipovič, Tanais (1949) 62 Abb. 20.

sind auch die Medaillons mit Aphrodite Urania aus dem 1./2. Jh. aus dem Bosporianischen Reich.³⁷ Drei Goldplättchen von quadratischer Grundform (Seitenlänge 2,2– 2,3 cm) sind in unterschiedlicher Weise mit Inkrustation, Granulation, Relief, dachförmigem Aufsatz und Plättchen an Ketten verziert (Taf. 3b).³⁸ Vergleichbare Stücke sind auch an anderen Orten in Westtranskaukasien, in Loo und Kildeeti³⁹, und in Ostgeorgien gefunden worden.

Zum Schatz von Gonio⁴⁰ gehören außerdem eine prächtige, aus massivem Gold gearbeitete und mit Kanneluren geschmückte Schale (Dm. 18,8 cm), sodann zwei dicke, aus feinem Golddraht in vier Strängen geflochtene Ketten, die eine mit Gagatperlen, die andere mit granulationsverzierten Goldperlen am Verschuß, zwei farbig inkrustierte Armbänder und zwei massive Goldarmreifen, zwei goldene Kästchenbeschläge mit Rosetten, mehrere Goldknöpfe, ein Standartenaufsatz

mit fünf herabhängenden Kettchen sowie einige kleinere Teile.

Diese kurze Übersicht macht die herausragende Bedeutung von Apsaros im Ostpontos und vor allem die offenen Fragen deutlich. Diese betreffen vor allem das Verhältnis der früh- und mittelbyzantinischen zur kaiserzeitlichen Anlage und die Situation von Apsaros zwischen Konstantin und Justinian, sodann die konkrete Rolle von Apsaros im Pontoslimes sowie seine Beziehungen zum Euphratlimes, das Verhältnis der einheimischen Bevölkerung zur römischen Besatzungsmacht und die Rolle älterer, am Ort des späteren Kastells liegender Siedlungen.

37. Gold und Kunsthandwerk vom antiken Kuban (1989) Nr.244 Abb.80.

38. ლორთქიფანიძე, მიქელაძე, ხახუტაიშვილი, გონიოს განძი Taf. 21–26.

39. Ebenda Taf.27–32.

40. Gesamtaufnahme: ebenda Taf.5. 6.

GESCHICHTE

Roin Metreveli

Die byzantinisch-georgischen Beziehungen im 11. Jahrhundert

(Taf. 4)

Fast während des gesamten 11. Jh.s unterhielt Georgien enge Beziehungen zu Byzanz. Im vorliegende Beitrag sollen die Verstärkung bzw. Abschwächung des byzantinischen Einflusses anhand der uns zur Verfügung stehenden Münzen des 11. Jh.s und der Entwicklung der in den georgischen Quellen bezeugten Königstulatur verdeutlicht werden.

Die Münzen

Der Einfluß des byzantinischen Reichs ist aus den Münzprägungen deutlich zu sehen. Besonders spürbar ist dies bei den Münzen, die vor Davit dem Erbauer, d. h. vor den neunziger Jahren des 11. Jh.s, geprägt wurden. In dieser Zeit waren sogar byzantinische Münzen bis zu einem gewissen Grade in Georgien in Umlauf. So schreibt beispielsweise Davit der Erbauer in seinem Testament aus dem Jahr 1125: »Und die Drahkanen vermache ich dem Konstați Cuatā, meine Rubine, Edelsteine und Perlen der Muttergottes von Xaxuli und die Dukaten und Potinaten der Schatzkammer von Ateni; auch dieses ist mit meinem Blut gewonnen; wenn König Dimitri sterben sollte, soll er alles meinem Priester geben.« Außerdem läßt

sich die Zirkulation byzantinischen Geldes in Georgien durch Münzfunde dieser Zeit belegen.

Seit dem Ende des 10. Jh.s (d. h. seit die Herrschaft der Araber endgültig verfiel) läßt auch die Gestaltung der georgischen Silbermünzen die Beziehungen zu Byzanz deutlich erkennen. An die Stelle der islamischen Symbole tritt das christliche Kreuz oder die Darstellung der Muttergottes. Die längeren Inschriften sind georgisch und enthalten nicht nur die Namen der Könige, sondern auch ihre byzantinischen Titel. Es handelt sich hierbei um die Münzprägungen der georgischen Könige Davit Kuropalat (er war »König der Georgier«), Bagrat IV., Giorgi II. und Davit des Erbauers.¹ So ist z. B. auf einer von Davit Kuropalat geprägten Münze das Kreuz dargestellt und darüber eine abgekürzte Beischrift, die folgendermaßen zu lesen ist: KE ŠE DT KPTI (»Christus, erbarme Dich des Davit Kuropalat«)². Auf einer von Bagrat IV. gepräg-

1. დ. კაპანაძე, ქართული ნუმიზმატიკა (1950) 42–43.

2. Diese Münze wurde 1853 in Westeuropa bei Schwaan (Mecklenburg) zusammen mit einem Schatz europäischer Münzen gefunden.

ten Münze erscheint die Muttergottes von den Blachernen und die Inschrift: KE ADE BGT APXZTA MPE DA NOVELISIMOSI (›Christus, erhöhe Bagrat, König der Abchassen und Nobilissimus‹). Hiervon unterscheidet sich die Inschrift einer zweiten Münze Bagrats IV., auf welcher der König den Titel *Sebastos* trägt.³ Auf den von den georgischen Königen des 11. Jh. geprägten Münzen kommen nacheinander die Titel *Kurapalaṭi* (›Kuropalat‹), *Novelisimosi* (›Nobilissimus‹), *Sevastosi* (›Sebastos‹) und *Kesarosi* (›Caesar‹) vor.⁴

Die Mehrzahl der in dieser Zeit entstandenen Münzen stellt die Muttergottes von den Blachernen mit einer griechischen Legende dar. Bezeichnenderweise ändern sich mit dem Wandel der Königstitulatur auch die Beischriften der Muttergottes. Beispielsweise trägt die Darstellung der Muttergottes mit erhobenen Händen auf der Münze Bagrats IV. die Legende Η ΑΓΙΑ Θ[ΕΟΤΟ]ΚΟ[Σ] (›heilige Gottesgebärerin‹); auf einer von Giorgi II. geprägten Münze steht dagegen Μ[ΗΤΗ]Ρ ΘΥ ΒΛΑΧΕΡΝΙΤΙΚΑ (›Mutter Gottes von den Blachernen‹).

Das letzte Beispiel für eine Prägung mit der Darstellung der Muttergottes sind Münzen Davit des Erbauers (1089-1125).⁵

Davit lehnte sowohl die Prägung von Münzen mit griechischen Legenden als auch alle byzantinischen Titel ab. Darin zeigt sich, daß Georgien im ersten Viertel des 12. Jh.s politisch erstarkte. Es gewann wirtschaftliche Macht und wurde zu einem bedeutenden Staat des Nahen Ostens. Die Aufschriften der Münzen Davit des Erbauers lauten: »König der Könige Davit, Sohn Giorgis, Schwert des Messias«⁶ oder »Davit, König der Abchassen, Georgier, Ranen, Kacher und Armenier« (Taf. 4c).⁷

Es ist bezeichnend, daß Davit der Erbauer angesichts der wachsenden Bedeutung des orientalischen Marktes parallel zu den Münzen mit georgischer Inschrift

auch solche islamischen Typs mit arabischer Aufschrift prägen ließ. Der arabische Historiker al-Farik gibt an, daß Davit Münzen herstellen ließ, auf deren einer Seite die Namen des Kalifen und des Sultans zu lesen waren, auf der anderen die Allahs und des Propheten und am Rand der Davit des Erbauers selbst.⁸

Münzen sind ein Spiegel der gesellschaftlichen Realität einer Epoche. Das

3. KE ADE BGT APXZTA MPE SEASTOSI (›Christus erhöhe Bagrat, König der Abchassen und Sebastos‹). Beide Varianten dieser Münzen sind in sieben Exemplaren bekannt, davon befinden sich vier im Historischen Museum Moskau, zwei in der Ermitage und eine im Georgischen Staatsmuseum.
4. Die Münzinschriften sind u. a. bei Lang, Numismatic Chronicle 6.Ser. 17 (1957) 142 zusammengestellt. Von den Münzen Giorgis II. werden im Historischen Museum Moskau 77 Stück aufbewahrt, in der Ermitage und in britischen Museen je fünf, im Berliner Museum drei, in Soxumi zwei und im Georgischen Staatsmuseum eine.
5. Beiträge zum Studium der georgischen Numismatik dieser Zeit leisteten u. a. М. Баратаев, Нумизматические факты Грузинского царства (1844), Е. А. Пахомов, Монеты Грузии (1970); ders., Монетные клады Азербайджана и Закавказья (1928), D. Lang, Studies in the Numismatic History of Georgia in Transcaucasia (1955); თ. ლომოური in: შოთა რუსთაველის ეპოქის მატერიალური კულტურა (1938); ders. წარსულის მაცნეები (1965); ders. in Византийский Временник 13 (1957); ders. in Эпиграфика Востока 12 (1958).
6. Diese Münze wurde erstmals von dem französischen Wissenschaftler V. Langlois publiziert und Davit dem Erbauer zugeschrieben. Einige Gelehrte (E. Pachomov) zogen das in Zweifel. Pachomov meinte, sie sei eine Prägung Davit Ulus. In der Folgezeit wurde V. Langlois' Annahme von D. Kapanaze zweifelsfrei bewiesen.
7. Kupfermünze im Britischen Museum: Lang, Numismatic Chronicle 6.Ser. 17 (1957) 144-145 Taf. 17 Nr. 10.
8. ვ. ფუტურიძე, ენის, ისტორიისა და მატერიალური კულტურის ინსტიტუტის შრომები 13 (1943) 141.

gilt für ihre Abmessungen, ihr Gewicht, ihre Form, ihren Wert und ihre Darstellungen. Der Staat selbst bestimmt ihren Wert und prägt sie. Münzen tragen somit das »nationale« Gewand ihres Herkunftslandes, und dieses ist es, das ihnen ihre Bedeutung als historische Quelle verleiht. In unserem Fall ist deutlich, daß das politische und ökonomische Erstarken Georgiens im ersten Viertel des 12. Jh.s einen Wandel des Münztyps des 11. Jh.s mit sich brachte. Seit dem 12. Jh. löste sich Georgien mehr und mehr aus dem Einflußgebiet von Byzanz.

Die Titulatur der georgischen Könige

Einen interessanten Einblick in die Entwicklung der politischen Situation des Landes vermittelt auch die Betrachtung der georgischen Königstitel, deren Veränderungen – besonders in der uns interessierenden Zeit – den Prozeß der politischen Stabilisierung Georgiens verdeutlichen: von einer Position der Schwäche aus entwickelt sich das Land zu einem der mächtigsten Staaten des damaligen Vorderasien.

Hier gehen wir nur auf die byzantinischen Titel ein.⁹ Den ersten byzantinischen Titel, den eines *Kuropolat*, erhielt der Eristavi Gwaram von Kartli (6.–7. Jh.). Diese Tatsache wird durch mehrere Quellen belegt (Žuanšer, *Das Leben des Vaxtang Gorgasal*, Mačiane Kartlisa und Sumbat Davitiszes Chronik *Das Leben der Bagratiden*). In ihnen wird hervorgehoben, daß dies ein vom byzantinischen Kaiser verliehener Ehrentitel war: »Und es gab ihm [Gurgen = Gwaram, R.M.] der König der Griechen zur Ehre die Würde eines Kuropolat und schickte ihn nach Mxeta.«¹⁰

Auch die georgischen Könige des 11. Jh.s trugen, wie schon erwähnt, byzantinische Titel wie *Caesar*, *Sebastos*, *Nobilissimus* und andere. Dabei läßt sich beobachten,

daß ein König zunächst einen Titel niederen Ranges erhielt. Nachdem, in welcher Beziehung er zum Herrscher von Byzanz stand, wurde der Rang des Titels später erhöht. Mačiane Kartlisa berichtet den interessanten Umstand, daß der Kaiser Basileios II. von Byzanz dem georgischen König Bagrat III. im Jahre 1001 den Titel eines *Kuropolat* anbot, dessen Vater Gurgen dagegen den eines *Magister*. Die Würde des *Kuropolat* war ein Ehrentitel vierten Ranges (nach *Caesar*, *Sebastos* und *Nobilissimus*), die des *Magister* dagegen eine des siebenten Ranges: »Und es gab König Basileios Gurgen zur Ehre den Titel des Magistros und Bagrat den des Kuropolates, um Vater und Sohn einander zu Feinden zu machen.«¹¹ Doch es gelang dem Kaiser nicht, Zwist zwischen Vater und Sohn zu stiften. Gurgen ließ sich davon nicht beeinflussen: »Gurgen war rein und lauter, und sein Herz sprach nicht auf diese Ränke an [...]«. Bagrat III. (975–1014) scheint keinen anderen Titel außer dem des *Kuropolat* besessen zu haben, jedenfalls ist aus den uns zur Verfügung stehenden Quellen nichts anderes ersichtlich. Auch sein Nachfolger Giorgi I. (1014–1027) trug von den Titeln des byzantinischen Hofes lediglich den des *Kuropolat*.¹²

9. Vgl. dazu ი.ჯავახიშვილი, ქართველი ერის ისტორია II (1965); ders. საქართველოს მეფე და მისი უფლებების ისტორია, (1905); ს.ჯანაშია, ქართული ფეოდალური მონარქია XII საუკუნეში, in: საქართველოს ისტორია (1948); ჯ.სტეფანაძე, XI–XII საუკუნეების საქართველოს მეფეთა ტიტულების გაგებისათვის, in: ძიებანი საქართველოსა და კავკასიის ისტორიიდან (1976).

10. სუმბატ დავითისძე, ცხოვრება და უწყება ბაგრატონთა, in: ქართლის ცხოვრება, I (1955) 374.

11. მატიანე ქართლისა in: ქართლის ცხოვრება, I (1955) 278.

12. ნ.ბერძენიშვილი, საქართველოს ისტორიის საკითხები, I (1964) 28; ე.კოპალიანი, მაცნე, ისტორიის სერია (1972) 3, 171–176.

Durch eine Vielzahl byzantinischer Titel zeichnete sich dagegen Bagrat IV. (1027–1072) aus, der zu verschiedenen Zeiten die Titel eines *Magister*, eines *Kuropolat*, eines *Nobilissimus* und eines *Sebastos* trug. Den Titel eines *Magister* erhielt er, als er sich als Geisel in Byzanz befand (1022–1025)¹³, den Titel *Kuropolat* in den Jahren 1031–1032, als er sich mit einer Tochter des Kaisers vermählte.¹⁴ *Mațiane Kartlisa* berichtet, der Kaiser habe Bagrat mit der Ehre eines *Kuropolat* auch die Königin Elene »zur Frau gegeben«. In einem Zusatz zu einem Evangelium aus der Mitte des 11. Jh.s (etwa 1052–1054) wird er als *Nobilissimus* »des ganzen Ostens« erwähnt¹⁵, und mit dem gleichen Titel firmiert er in einer Urkunde des Jahres 1058 für das Kloster Šiomyvime. Etwa seit dem Jahre 1060 war Bagrat IV. bereits im Besitz des Titels *Sebastos*.¹⁶ *Mațiane Kartlisa* vermerkt direkt: »Bagrat war anfangs *Kuropolat*, später *Nobilissimus*, und dann wurde er *Sebastos*.«¹⁷ Die gleiche Chronik kennt auch Bagrats *Magister*-Titel. In der Baratašvili-Handschrift des *Lebens Georgiens* ist dort, wo von der Abreise Bagrats aus Byzanz nach Georgien die Rede ist, in einer Randglosse hinzugefügt: *Magistor* (= *Magistros*).¹⁸

Die Verleihung byzantinischer Titel war ein wichtiger diplomatischer Akt in der Politik der Kaiser. Offenbar maß der byzantinische Kaiserhof dem Verhältnis zu den georgischen Königen wesentliche Bedeutung bei. Dies wurde besonders deutlich, als die turkstämmigen Seldschuken in Kleinasien und Kaukasien aktiv wurden. Georgiens König Giorgi II. (1072–1084) erhielt im Jahre 1060 noch als Prinz den Titel eines *Kuropolates*¹⁹, später den Titel *Nobilissimus*²⁰, den Titel *Sebastos*²¹ und schließlich den Titel *Caesar*²². Es ist bezeichnend, daß der höchste Titel *Caesar* von den georgischen Königen nur Giorgi II. zuteil wurde.

Die aktive Außenpolitik Davit des Erbauers (1089–1125) führte zu Problemen in den Beziehungen zu Byzanz. Nach der schweren Niederlage in der Schlacht von Manazkert (Malazgirt) im Jahr 1071 gingen die Bedeutung und der Einfluß des byzantinischen Reiches allmählich zurück. Seine Pläne, sich Kaukasien zu unterwerfen und seine Oberhoheit über Georgien zu festigen, ließen sich nicht mehr verwirklichen. Davit der Erbauer war der erste König Georgiens, der auf byzantinische Hoftitel verzichtete. Aus einer Handschrift geht hervor, daß er vor seiner Thronbesteigung den Titel *Sebastos* trug. In einem Dokument wird er sogar als *Panhpersebastos* bezeichnet. Doch nachdem er bestimmte politische und wirtschaftliche Erfolge erzielt hatte, verwarf er die byzantinischen Titel. Daher werden seit den neunziger Jahren des 11. Jh.s in keiner einzigen Quelle mehr byzantinische Hoftitel erwähnt. Dies deutet darauf hin, daß sich der georgische Staat seither als dem byzantinischen Reich ebenbürtig betrachtete.²³

Davit der Erbauer kämpfte für die Vertreibung der Seldschuken aus Transkaukasien und fühlte, daß es notwendig war,

13. Пахомов, Монеты Грузии (1970) 58.

14. ქართლის ცხოვრება, I (1955) 294–295.

15. Ф. Жордания, Описание рукописей тифлиского исторического музея, кн. 2 (1902) 50.

16. ჯ. სტეფანაძე in: ძიებანი საქართველოსა და კავკასიის ისტორიიდან (1976) 159; Пахомов, Монеты Грузии (1970) 60.

17. ჯ. სტეფანაძე ა.ო. 315.

18. Ebenda 304.

19. Д. Бакрадзе, Статьи по истории и древности Грузии (1887) 20.

20. Пахомов, а.о. 62.

21. Пахомов, а.о. 64–69.

22. თ. ჟორდანიძე, ქრონიკები და სხვა მასალა საქართველოს ისტორიისა I (1892) 236.

23. რ. მეტრეველი, დავით IV აღმაშენებელი (1986) 290.

die Beziehungen zu Byzanz wie solche **gleichgestellter Partner zu gestalten**. Dieses Interesse veranlaßte den georgischen König zu einer dynastischen Eheschließung: Er vermählte seine Tochter Kāta im Jahre 1116 mit Alexios, dem ältesten Sohn von Anna Komnena und Nikophoros Bryennios. Nach dieser Verschwägerung konnte der Historiker Davit des Erbauers erklären, daß für den König Georgiens »der König der Griechen wie eines seiner Familienmitglieder« war. Die Politik des gutnachbarschaftlichen Ver-

hältnisses zu Byzanz blieb bis in die letzten Regierungsjahre Davit des Erbauers unverändert.

So zeigen die von den georgischen Königen geprägten Münzen ebenso wie ihre Titel, daß Byzanz während des gesamten 11. Jh.s einen bestimmenden Einfluß auf Georgien ausübte. Erst gegen Ende des 11. Jh.s und besonders im ersten Viertel des 12. Jh.s änderte sich die Situation: von da an entwickelten sich die georgisch-byzantinischen Beziehungen auf der Grundlage der Gleichberechtigung.

Heinz Fähnrich

Die Schlacht am Didgori

In der ersten Augushälfte des Jahres 1121 standen sich in der georgischen Provinz Niederkartli zwei Heere kampfbereit gegenüber: ein Koalitionsheer der Seldschuken¹ mit einer annähernden Gesamtstärke von 300 000 Mann² und ein etwa 55 000 Mann starkes Heer der Georgier.³ Die Seldschuken hatten ihr Lager in der Ebene am Didgori aufgeschlagen, womit sie die südlichen Zugänge nach Tbilisi beherrschten und von dort aus weiter nach Innerkartli vorstoßen konnten. Die georgischen Streitkräfte standen in der bewaldeten Schlucht von Ničbisi zwischen zwei Bergen. Das Hauptkontingent führte König Davit IV. (der Erbauer) selbst, während ein anderer Teil der Truppen unter dem Befehl seines Sohnes Demetre hinter dem Berg versteckt lag und den Feind unverhofft angreifen sollte.

Vor dem Beginn des Kampfes sprach der georgische König zu seinen Kriegern. Er ermahnte sie, aufopferungsvoll für die Verteidigung des christlichen Glaubens zu kämpfen und Gott zu geloben, um sei-

ner Liebe willen auf diesem Schlachtfeld zu fallen und nicht zurückzuweichen. Und um jegliche Flucht unmöglich zu machen,

1. Streitkräfte für dieses Heer stellten Toghrul, der Melik von Qaswin, Sendshan, Gilan und anderen Städten, der später Sultan wurde, der sieggewohnte Nemdjim ad-Din Ilghazy, der über Bagdad, Mardin, Aleppo und Mayyafarigin herrschte, der Herrscher von Hilar Durbey, der Atabag von Gandsa, der Emir Tughan Arslan der Bucklige sowie die Emire von Armenien. Obwohl V. Minorsky, BSOAS 3 (1949) 32 Zweifel an der Zusammensetzung des Bündnisses äußert, darf die Beteiligung der genannten Herrscher als gesichert gelten, denn die damaligen georgischen, armenischen, arabischen und persischen Geschichtsschreiber (der Chronist Davit des Erbauers, Matthäus von Urha, Al-Farik, Ibn al-Asir, Al-Djauzy) vermitteln in ihrer Gesamtheit klare Auskunft über die Beteiligten, vgl. შ.მესხია, ძლევა საკვირველი, დიდგორის ბრძოლა და თბილისის შემოერთება (1972) 96–98.

2. Die Angaben über die Anzahl der Truppen schwanken. In einigen Quellen ist von 400 000, von 500 000 und sogar von 600 000 Mann die Rede. Nimmt man wie ი.ჯავახიშ-

ließ er den Eingang zur Schlucht, durch den sie gekommen waren, mit mächtigen Baumstämmen versperren.

Die Seldschuken begannen die Schlacht mit einer vielfach erprobten Taktik: Sie stießen schrille Schreie aus und veranstalteten mit ihren Waffen ein schreckliches Getöse, um dem Gegner Furcht einzuflößen. Davit IV. wirkte beruhigend auf seine Soldaten ein. Auch er griff zu einer Kriegslist: Er schickte zweihundert Reiter in das Lager des Feindes. Diesen kleinen Trupp faßten die Seldschuken als Überläufer auf und ließen sie in ihre Reihen ein. Doch als die Georgier inmitten der Feinde waren, stimmten sie Kriegsgeschrei an und zogen die Schwerter. Die Verwirrung, die dadurch entstand, nutzte das georgische Heer zum Angriff. Von Westen aus der Schlucht von Ničbisi drang Davit der Erbauer vor, und hinter dem Didgori hervor führte sein Sohn Demetre seine Truppen in die Schlacht. Nach dreistündigen Kämpfen brach der Widerstand der Seldschuken zusammen, sie wandten sich zur Flucht. Die Georgier verfolgten die Fliehenden und fügten ihnen hohe Verluste zu.⁴

Der Sieg der Georgier in der Schlacht am Didgori über eine mindestens sechsfache militärische Übermacht der Türken ging als »wunderbarer Sieg« in die georgische Geschichte ein. Der Sieg allein legt ein beredtes Zeugnis von der hohen Kampfmoral der georgischen Truppen, die einen gerechten Kampf für ihre Heimat und ihren Glauben kämpften, von ihrem Mut und ihrer Kampfkraft und von der geschickten Taktik ihrer Heerführung ab.

Doch die eigentliche Bedeutung dieser Schlacht für die Geschichte Georgiens erwuchs aus ihrer weiteren politischen und militärischen Nutzung. König Davit der Erbauer festigte mit diesem Sieg nicht nur seine Macht und seine Position gegenüber der türkischen Welt, sondern sicherte

damit auch die Vereinigung Georgiens in einem einheitlichen Feudalstaat und konnte jetzt auch die letzte Bastion fremder Eroberer auf georgischem Boden, das Emirat Tbilisi, seinem Reich eingliedern.

Die Vorgeschichte des georgischen Sieges in der Schlacht am Didgori ist fast ebenso interessant wie der Ausgang dieser ungewöhnlichen Schlacht. Die Geschichte des georgischen Staatswesens reicht ja weit in die Vergangenheit zurück: Die ersten Staatsgründungen datieren aus dem 2. Jt. v. Chr. Die an Höhen und Tiefen reiche Entwicklungslinie des georgischen Staates erlebte mit der erneuten Vereinigung der einzelnen Landesteile zu Beginn des 11. Jh.s⁵ einen Höhepunkt;

ვილი, ქართველი ერის ისტორია II (1965) 202–203 eine Zahl von 300 000 bis 400 000 Soldaten an, so ergibt sich selbst bei diesen vorsichtigen Daten eine mehrfache Überlegenheit der Seldschuken-Streitkräfte.

3. Genaue Zahlen nennt Matthäus von Urha. Danach bestand das georgische Heer aus 40 000 georgischen Kriegerern, denen 15 000 Chasaren, 500 Alanen und 100 Kreuzritter zur Seite standen, vgl. მესხია ა. O. 105–106 mit seiner begründeten Kritik an den Angaben zu den Alanen von D. Bakraze, I. Žavaxišvili und S. Kačabaze.

4. Zum Kampfverlauf vgl. ქართლის ცხოვრება I (1957) 340 f.; ჯავახიშვილი ა. O. 202–204; მესხია ა. O. 108–121; ი. შაიშველაშვილი, დიდგორის ბრძოლა (1973) 13; მ. ლორთქიფანიძე, საქართველო XII. ბოლოსა და XIII. პირველ მეოთხედში, დავით აღმაშენებელი in: საქართველოს ისტორიის ნარკვევები III (1979) 239–241; რ. მეტრეველი, დავით IV აღმაშენებელი (1986) 184–205; H. Fähnrich, *Geschichte Georgiens von den Anfängen bis zur Monarchenherrschaft* (1993) 133–134.

5. Im 10. Jh. kam es zu ständigen Kämpfen zwischen den georgischen Feudalstaaten um die Vorherrschaft im Einigungsstreben des Landes. Diesen zermürbenden Bruderkriegen setzte Ioane Marušisze, der Eristavi von Kartli, einen Plan entgegen, der die staatliche Vereinigung Georgiens unter der Führung eines Königs aus dem Geschlecht der Bagratiden

unter Bagrat III. war die Einigung Georgiens im wesentlichen vollendet.

Doch das Streben um die feste Einbindung von Kachetien, Heretien und Tao in den georgischen Staatsverband stieß auf Widerstand, so daß die Nachfolger Bagrats III., Giorgi I. und Bagrat IV., langwierige Kämpfe gegen Byzanz und Kachetien zu führen hatten. Als Bagrat IV. den kachetischen König Aysartani in dessen Festung Kvetera eingeschlossen und schon so gut wie völlig besiegt hatte, kamen diesem unverhofft die Seldschuken zu Hilfe, so daß Bagrat IV. Kachetien wieder aufgeben mußte. Die aus den Steppen Zentralasiens stammenden Seldschuken, ein Turkvolk, das Nomadenviehzucht betrieb, überzogen mit ihren Truppen Mittel- und Vorderasien, Kaukasien und drangen in die asiatischen Teile des byzantinischen Reiches ein. Georgien wurde von den Seldschuken erstmals im Jahre 1064 heimgesucht. Sie stießen nach Südgeorgien vor, eroberten Axalkalaki und metzelten die Bevölkerung nieder. Die Grausamkeit der türkischen Eroberer war so groß, daß die georgische Bevölkerung in panischem Schrecken Žavaxeti verließ und Innerkartli von Flüchtlingen geradezu überschwemmt wurde. Die südlichen und südöstlichen Provinzen Georgiens gelangten in die Gewalt der Feinde. Und obwohl Bagrat IV. mit dem Seldschuken-Sultan Alf-Arslan Frieden schloß und ihm seine Nichte zur Frau gab, war das Land nicht vor militärischen Übergriffen der Seldschuken sicher.

Bagrats Nachfolger Giorgi II. hatte einen noch schwereren Stand. Gegen ihn erhoben sich mehrmals die Fürsten seines Landes und verbündeten sich sogar mit den Seldschuken. Im Jahre 1074 gelang es ihm aber, gemeinsam mit Kachetien die Truppen der Seldschuken in der Schlacht von Parcxisi zu schlagen und dem Feind weite Gebiete Südgeorgiens

abzurufen. Doch der Gegenschlag der Türken ließ nicht auf sich warten. Sultan Malik Schah entsandte ein großes Heer in den Süden Georgiens und brachte dem georgischen König eine Niederlage bei. Seit 1080 überzogen die Seldschuken ganz Georgien mit ihren Truppen und erlangten eine fast unumschränkte Herrschaft über das Land. Die georgische Geschichtsschreibung bezeichnet diese Zeit als »Didi Turkoba« (Große Türkenzeit). Die georgische Bevölkerung war der Willkür der Eroberer hilflos preisgegeben. Die Seldschuken töteten die Georgier oder nahmen sie gefangen. Sie vernichteten die Städte und Dörfer und zehrten alle Lebensmittel auf. Die überlebenden Georgier zogen sich in unzugängliche Regionen zurück und verbargen sich in Höhlen, Bergen und Wäldern. Das hohe wirtschaftliche und kulturelle Niveau des Landes erlitt unter der Türkenherrschaft einen abrupten Verfall. Die Türken drohten, die Gesellschaftsverhältnisse des Landes viele Jahrhunderte zurückzuwerfen.

Obwohl Giorgi II. im Jahre 1083 den ungleichen Kampf gegen die Seldschuken aufgab und sich ihnen gegenüber zu hohen Tributzahlungen verpflichtete, verwüsteten die Eroberer weiter das Land. Als im Jahre 1089 die katastrophal-

vorsah. Er unterbreitete Davit III. Kuropalat, dem König von Tao, den Vorschlag, Bagrat III. zum König des vereinten Georgiens zu krönen. Da Bagrat III. mütterlicherseits bereits »König der Abchasen« und väterlicherseits »König der Georgier« war und zudem als Adoptivsohn Davits III. eine große Machtfülle genoß, konnte Georgien auf dynastischem Wege vereint werden. Vgl. ჯავახიშვილი ა. ო. 123–124; მ. ლორთქიფანიძე, საქართველოს შინაპოლიტიკური და საგარეო ვითარება Xს. 80-იანი წლებიდან XIIს. 80-იან წლებამდე in: საქართველოს ისტორიის ნარკვევები III (1979) 153–159.

le wirtschaftliche Lage noch durch ein verheerendes Erdbeben verschärft wurde, zwangen die georgischen Fürsten König Giorgi II. zum Rücktritt. Sein einziger Sohn Davit, damals erst sechzehn Jahre alt, folgte ihm auf dem Thron.

Die Regierungsbedingungen waren für Davit IV., dem die Geschichtsschreibung den Beinamen »der Erbauer« verliehen hat, denkbar ungünstig: In Georgien herrschten die Seldschuken, die georgische Bevölkerung hatte sich in unwegsame Gebiete zurückgezogen, während die großen Fürsten ihrer eigenen Hausmachtpolitik folgten, ohne auf die Interessen des Reiches Rücksicht zu nehmen. Nicht nur im Inneren Georgiens schalteten und walteten die Seldschuken nach Gutdünken, auch die Länder in der weiteren Umgebung hatten sie sich untertan gemacht.

Als Davit die Regierung antrat, stand er praktisch allein dieser aussichtslos scheinenden Situation gegenüber. Doch mit großem staatsmännischen Geschick gelang es ihm, den georgischen Staat aus der schweren Krise herauszuführen.⁶ Er verstand es, einen Kreis gleichgesinnter Persönlichkeiten um sich zu scharen, denen er vertrauen konnte. Mit ihrer Unterstützung rüstete er Streitkräfte aus, die den Seldschuken in einem zermürbenden Kleinkrieg empfindliche Niederlagen beibrachten, so daß sich ein Teil von ihnen mit ihren Herden aus den Flachlandgebieten Georgiens zurückzog, wohin nach und nach wieder die georgische Bevölkerung zurückkehrte, um die Dörfer wieder aufzubauen und die verwahrlosten Äcker zu bestellen.

Die georgischen Fürsten erhoben sich mehrfach gegen Davit, um dessen Herrschaft abzuschütteln. So sah sich der König gezwungen, zuerst energisch gegen die Gefahr im Inneren des Landes, den Hochadel, vorzugehen, ehe er sich der Befreiung des Reiches aus der Gewalt der

Türken widmen konnte. Lipariṭ Bayvaši, der Eristavi von Kłdekari, zettelte eine Verschwörung gegen den König an, doch dieser kam ihm zuvor und setzte ihn im Jahre 1093 gefangen. Da Lipariṭ seine Absicht vor dem König bereute und ihm die Treue schwor, begnadigte ihn Davit und gab ihm seine Ämter zurück. Als der Eristavi aber zwei Jahre darauf erneut eine Verschwörung gegen den König plante, ließ Davit ihn nach Byzanz ausweisen. Das Gebiet Kłdekari gliederte er nach dem Tode von Lipariṭs Sohn Rati seinem eigenen Besitz an. Damit schwächte er die Phalanx der großen Fürsten und stärkte die Königsmacht. Den Besitz seines Gegners, des Fürsten Žagan Abuletisze, zog der König gleichfalls ein. Als der Hochadel sah, daß Davit IV. Unbotmäßigkeit konsequent bestrafte, mied er weiteres Vorgehen gegen ihn.

In gleicher Weise wie gegen die weltlichen Fürsten ging der König gegen die hohe Geistlichkeit vor. Er erachtete es als außerordentlich wichtig, daß die georgische Kirche, die im 10.-11. Jh. zu einer einflußreichen Macht geworden war, die Zentralgewalt unterstützte und nicht als Instrument der Fürsten gegen die staatliche Einheit mißbraucht wurde. Auf der Synode von Ruisi-Urbnisi im Jahre 1103 setzte er den Beschluß durch, daß nicht Adel und vornehme Herkunft für die Besetzung eines Kirchenamtes maßgebend sein sollten, sondern Fähigkeit und moralische Integrität. Damit schwor er die Kirche auf seine Politik ein, beseitigte die Opposition des Hochadels in der Kirche und sicherte sich ihre Unterstützung.

Bei dieser Schwächung seiner Gegner im Inneren des Reiches ließ es der König

6. Über die innenpolitischen Maßnahmen Davits des Erbauers vgl. ჯავახიშვილი ა. ო. 193-218; მესხია ა. ო. 28-54; ლორთქიფანიძე ი. ნაქართველთა ისტორიის ნარკვევები III (1979) 212-231; მეტრეველი ა. ო. 74-184.

nicht bewenden. Er unternahm erfolgreiche Schritte zur weiteren Festigung seiner Macht. Eine Reihe von Reformen diente diesem Anliegen. So kam es zu einer Neuaufteilung der Aufgabenbereiche der »Minister« seines Hofes, er reformierte das Gerichtswesen, und mit der Bildung eines Geheimdienstes verschaffte er sich ein Mittel, das ihn unmittelbar sofort über alle inneren und äußeren Angelegenheiten des Staates unterrichtete, so daß er in der Lage war, augenblicklich notwendige Maßnahmen einzuleiten.

Überaus große Bedeutung hatte seine Heeresreform. Unter seinem Vater Giorgi II. hatte die Disziplin der demoralisierten georgischen Soldaten stark nachgelassen, die wenigen Streitkräfte waren schwach, schlecht ausgebildet und mangelhaft ausgerüstet. Davit IV. sorgte für bessere Bewaffnung und Ausrüstung, Schulung und Vergrößerung der Truppen, er hob auch die Kampfmoral seiner Soldaten. Um sich in militärischer Hinsicht von den Hilfsdiensten der Reichsfürsten unabhängig zu machen, siedelte er im Jahre 1118 vierzigtausend Chasarenfamilien aus dem Steppenvorland Nordkavasiens in Georgien an, die er mit Acker- und Weideland versorgte, dafür aber verpflichtete, je Familie einen Kämpfer für das Heer des Königs zu stellen, so daß er von nun an über ein starkes eigenes Heer verfügte, zu dem im Bedarfsfall die Truppen seiner Fürsten und weitere nordkaukasische Söldner hinzukamen.

Der innenpolitischen Festigung Georgiens kam die außenpolitische Lage zugute. Auf die Geschichte kleinerer Staaten wie Georgiens übten außenpolitische Umstände stets weit stärkeren Einfluß aus als auf größere Staaten: Die innere Stabilität allein genügte nicht zur Erhaltung der Unabhängigkeit, hierzu waren zudem noch günstige äußere Konstellationen erforderlich. Zur Regierungszeit Davit des Er-

bauers verschlechterte sich die militärische und politische Situation der Seldschuken. Der Tod des Sultans Malik Schah I. bedingte Thronstreitigkeiten und führte zum Zerfall seines Reiches und zur Bildung neuer türkischer Staaten. Gleichzeitig band der Beginn der Kreuzzüge die Kräfte der Seldschuken an einer anderen Front. Der erste Kreuzzug, der 1096 begann, entriß ihnen Gebiete Vorderasiens und hatte die Gründung christlicher Staaten im Nahen Osten zur Folge, die mit den Seldschuken Krieg führten. Auch Byzanz, dessen Asienpolitik immer wieder mit den Interessen Georgiens kollidiert war, war durch die militärischen Aktionen der Seldschuken und der Kreuzritter so geschwächt, daß es für Georgien keine Bedrohung mehr darstellte. Davit IV. war über seine Kundschafter über die internationale Lage gut informiert und pflegte auch Kontakte zu den Kreuzrittern.⁷ Geschickt nutzte er die Situation der Seldschuken und stellte die Tributzahlungen an sie ein. Nachdem er Innerkartli aus türkischer Hand befreit hatte, trieb er die Vereinigung Georgiens weiter voran und konnte Kachetien und Heretien wieder dem übrigen Landesgebiet eingliedern.

Die politische und militärische Konsolidierung Georgiens beunruhigte die islamischen Staaten im Osten und Süden Georgiens. In dem erstarkenden christlichen Staat sahen sie eine Gefahr für die eigene Existenz. Deshalb schlossen sie sich unter der Führung des Atabags von Gandza zu einer Allianz zusammen, deren Heer den georgischen Streitkräften 1104-1105 bei Erçuxi eine Schlacht lieferte, in der die Georgier einen großen Sieg errangen.

7. Diese Kontakte wurden auch in späterer Zeit, unter Giorgi III., Tamar und Giorgi Laša, weiter gepflegt, vgl. G. Shordania, *Georgica* (1980) 52; Sch. Badridse, *Georgica* 6 (1983) 45-46.

Nach diesem Sieg ging Davit der Erbauer energisch daran, das Gebiet von Niederkartli wieder unter georgische Kontrolle zu bringen. Hier herrschten noch immer die Seldschuken, die alle Orte und befestigten Punkte besetzt hielten. Unter Umgehung des mächtigen Tbilisi eroberte der georgische König im Jahre 1110 die Stadt Samšvilde samt ihrer Festung. Die Einnahme dieser als unbezwinglich geltenden Festung versetzte die Türken in solchen Schrecken, daß sie weitere Befestigungen in Niederkartli kampflos aufgaben.

Um Niederkartli zurückzugewinnen, rüsteten die Seldschuken ein Heer, mit dem sie in Georgien eindringen. Doch auf der Hochebene von Trialeti brachten ihnen die georgischen Streitkräfte eine Niederlage bei. Davit IV. nutzte diesen Sieg sofort, um 1115 auch die Stadt Rustavi zu befreien, und im Jahr darauf vertrieb er die Türken auch aus Tao.

Im Osten Georgiens lag das Reich Scharwan, dessen Schah mit dem georgischen König familiär verbunden war, denn er hatte Davits Tochter Tamar zur Frau genommen. Trotzdem gelang es den Seldschuken, ihn auf ihre Seite zu ziehen, so daß Davit der Erbauer gezwungen war, gegen ihn Krieg zu führen. Im Jahre 1117 bezwang er in zwei Kriegszügen Scharwan und setzte dort einen neuen Herrscher ein, der ihm freundschaftlich verbunden war.

Auf georgischem Boden entzog sich nun lediglich noch die mächtige Stadt Tbilisi der Kontrolle des georgischen Königs. Die islamische Oberschicht der Stadt, die reichen persischen, arabischen und türkischen Kaufleute, befürchteten die Einnahme der Stadt durch die Georgier und wandten sich um militärischen Beistand

an die Seldschuken. Diese stellten das mächtige Koalitionsheer auf, das im Jahre 1121 den Georgiern in der Schlacht am Didgori gegenüberstand.

So kam es zu dieser denkwürdigen Schlacht, in der eine riesige, erdrückende Übermacht der Türken eine vernichtende Niederlage durch die Georgier erlitt. Der ruhmvolle Sieg am Didgori öffnete Davit dem Erbauer den Weg nach Tbilisi. Im Jahre 1122 eroberten seine Truppen die Stadt, die von da an Georgiens Hauptstadt war. Ein Jahr darauf nahmen die Georgier Dmanisi ein, und damit war die Vereinigung Georgiens abgeschlossen und ganz Georgien von der Türkenherrschaft befreit.

Seit dieser Zeit wurden die Kämpfe zur Sicherung des Reiches schon im Vorfeld Georgiens geführt. Als 1123 Sultan Mahmud in das mit den Georgiern verbündete Scharwan einfiel, dessen Hauptstadt Schamachia eroberte und den Schah von Scharwan gefangen nahm, zog Dawit IV. eilends gegen Schamachia und schlug im Anmarsch die Streitkräfte des Atabags von Ran, der dem Sultan zu Hilfe kommen wollte. Diese Nachricht versetzte den Sultan in solchen Schrecken, daß er Scharwan kampflos aufgab. Im Juli darauf schlugen die Georgier ein vereintes Heer der Kurden, Daghestaner und Chasaren in Derbent und eroberten das restliche Scharwan, das Dawit in sein Reich eingliederte. Zur gleichen Zeit führten die Georgier auch im Süden und Norden⁸ Krieg. Sie eroberten einen großen Teil Armeniens und besetzten die Grenzbefestigungen an den Kaukasuspässen.

8. Vgl. ქართლის ცხოვრება I 336.

Die kluge Nutzung der Situation, die ~~durch den Sieg am Didgori entstanden~~ war, leitete eine Zeit in der Geschichte Georgiens ein, die gern als »goldenes« Zeitalter bezeichnet wird und bis zur Eroberung Georgiens durch Choresmier und Mongolen im 13. Jh. reichte. Der Glanz dieser Zeit ist gekennzeichnet durch die Einheit von militärischer und politischer Führung, die eine solche Kampfstärke der georgischen Truppen gewährleistete, daß Kämpfe an mehreren Fronten gleichzeitig geführt und immer siegreich gestaltet werden konnten. Wirtschaftlicher und kultureller Aufschwung in bis dahin nicht gekanntem Maß waren die Folgen dieses großen Sieges. Das Christentum festigte sich im Lande, und

die Georgier christianisierten weite Gebiete vor allem Nordkasiens, obwohl andere Glaubensrichtungen im georgischen Staat nicht nur toleriert wurden, sondern sogar teilweise Privilegien genossen. Der Machtzuwachs des christlichen Georgien nach dem Sieg in der Schlacht am Didgori und das gewachsene nationale Selbstbewußtsein ist aus den Inschriften der Münzen ersichtlich, die Davit der Erbauer prägen ließ. Auf ihnen wird verkündet: »König der Könige Davit, Sohn Giorgis, Schwert des Messias.«⁹

9. Д. Кананадзе, Эпиграфия Востока 12 (1958) 39-47.

Avtandil Mentešašvili

Stalin und Georgien 1924

Die Dokumente, die wir hier vorstellen, liegen im Regierungsarchiv der Demokratischen Republik Georgien, das in der Bibliothek der Harvard-Universität aufbewahrt wird. Wir veröffentlichen zwei Briefe von L. Axmeteli, dem Vertreter der Demokratischen Republik Georgien in Berlin, an N. Žordania und einen Brief N. Žordanias an Aḡaḡi Čxenḡeli. Letzterer war seit 1921 Gesandter der Demokratischen Republik Georgien in Europa. In diesen Briefen ist der Inhalt eines Gesprächs zwischen L. Axmeteli und dem bekannten georgischen Bolschewiken A. Svanize wiedergegeben.

Aleksandre Svanize hielt sich im Juni 1924 auf der Durchreise in Berlin auf und traf im Auftrag Stalins zweimal mit L. Axmeteli zusammen. Das Grundthema ihres Gesprächs waren das Verhältnis des Verbindungsbüros zu den »National-

Uklonisten«, die Durchführung der Nationalisierung in Georgien und andere politische Fragen.

A. Svanizes Begegnung mit L. Axmeteli fand zwei Monate vor dem bewaffneten Aufstand des Jahres 1924 in Georgien statt. Es ist ersichtlich, daß man in Moskau von der Vorbereitung des Aufstands wußte. Zu dieser Zeit liefen intensive Verhandlungen zwischen der UdSSR und England über Wirtschaftsbeziehungen und einen Kredit (der Vertrag wurde am 8. August 1924 in London unterzeichnet). Verhandlungen wurden auch über die Herstellung diplomatischer Beziehungen mit Frankreich geführt. Unter solchen Umständen mußte eine bewaffnete Erhebung in Georgien negativen Einfluß auf die internationale Situation der Sowjetunion ausüben, dies um so mehr, als die englische Regierung am 1. Februar 1924

die sowjetische Regierung *de jure* mit einer Klausel anerkannt hatte: »auf dem ganzen dem ehemaligen russischen Imperium gehörenden Territorium, das ihre Herrschaft anerkennt.«¹ Unter diesen Bedingungen darf A. Svanizes Information als glaubhaft gelten, daß Stalin und andere Führer versuchten, Georgiens oppositionelle Bewegung in »friedliche« Bahnen zu lenken.

A. Svanize rief im Gespräch mit Axmeteli die georgische Exilregierung direkt auf: »Arbeiten Sie in der Zweiten Internationale, bei MacDonald². Denen bringen die Führer Moskaus große Beachtung entgegen. Bis dahin aber hüten Sie sich davor, sinnlose Opfer zu bringen [Hervorhebung von uns – A. M.]. Ihr Weg ist richtig, und der Sieg wird früher oder später Ihnen gehören.« Svanize machte Axmeteli auch mit einigen Ansichten Stalins über Georgien bekannt: »Die Russen betrachten Georgien als so kleine Kraft, daß sie mit seinen Vertretern keine direkte Unterredung beginnen können, das wäre eine Herabwürdigung ihres Prestiges und ihrer Autorität. Wenn ein solches Gespräch auf Initiative der Zweiten Internationale beginnt oder unter dem Vorsitz von MacDonald zustande kommt, dann werden die Bolschewiken viele Zugeständnisse machen.« Und A. Svanize folgerte: »Stalin und Sinovjev zerbrechen sich nicht groß den Kopf, um die Politik der Großrussen zu fördern.« Zur Bestätigung dieses Gedankens erklärte er Axmeteli: »Im persönlichen Gespräch soll Stalin öfter sagen: ›Was wollen wir von Georgien, wozu werden wir es Rußland zum Fraß vor.««

Die Exilregierung der Demokratischen Republik Georgien hatte sich das Ziel gesteckt, den Staaten Europas, besonders Frankreich, mit dem die Regierung der UdSSR Verhandlungen zur Aufnahme diplomatischer Beziehungen führte, zu zeigen, daß das georgische Volk die

Sowjetmacht nicht anerkannte; sie nahm festen Kurs auf einen bewaffneten Aufstand.

Die Sonderkommission (Tscheka), die im voraus über die Vorbereitung des Aufstands informiert worden war, unternahm alles, um diese Erhebung schon im Keim zu ersticken. Man inhaftierte die Führer des Aufstands, unter ihnen den eigens aus Frankreich angereisten V. Žuyeli. In militärischer Hinsicht war der Aufstand von vornherein zum Scheitern verurteilt. Trotzdem brach er aus, was große Opfer forderte. Aber N. Žordanas Regierung hatte ihr politisches Ziel erreicht: Die Frage Georgiens rückte wieder in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit der internationalen Politik.

Ganz Europa bekundete seine Sympathie mit dem Augustaufstand des Jahres 1924. Im September nahm der Völkerbund auf Vorschlag von Paul Boncour, dem Vertreter der französischen Regierung, eine Resolution zu Georgien an, in der der Aufstand als »Krieg zwischen Sowjetrußland und Georgien« beurteilt wurde. Die sowjetische Regierung wertete diesen Schritt des Völkerbunds als grobe Einmischung in die inneren Angelegenheiten der UdSSR.³ Mit dieser Resolution unterstützte die demokratische Öffentlichkeit Europas den nationalen Befreiungskampf des georgischen Volkes.

Trotz dieser Resolution des Völkerbunds stellte die Regierung Frankreichs am 28. Oktober 1924 diplomatische Beziehungen zur UdSSR her und erklärte ähnlich wie die englische Regierung in einer Note, daß sie »die Sowjetregierung

1. Документы высшей политики СССР VII (1963) 53.

2. R. MacDonald war der Führer der Labour Party und 1924 Premierminister Englands.

3. Документы высшей политики СССР VII 466–467.

de jure auf jenem Territorium des ehemaligen russischen Imperiums anerkennt, dessen Bevölkerung ihre Herrschaft anerkennt.⁴ Damit erwiesen die Regierungen Frankreichs und Großbritanniens den nationalen Befreiungsbewegungen aller Völker, die im russischen Imperium lebten, darunter auch der des georgischen Volkes, moralische und rechtliche Unterstützung.

Ein Widerhall des Aufstands vom August 1924 war auch die Tatsache, daß die georgische Frage im April 1926 im Senat der Vereinigten Staaten von Amerika Gegenstand einer Debatte wurde. Am 23. April reichte Senator Copeland dem Senat eine Vorlage folgenden Inhalts ein:

»Betrifft die Ernennung eines diplomatischen Vertreters in der Republik Kaukasien, die aus den nationalen Republiken Georgien, Aserbaidshan und Nordkaukasien besteht.

»Das Königreich Georgien hat über viele Jahre hinweg seine Unabhängigkeit, rassische Einheitlichkeit und die Eigenständigkeit seiner Sprache, staatlichen Institutionen und Gesetze trotz beinahe ständiger Aggression und feindlicher Überfälle bewahrt. Sein Territorium ist von einem Volk besiedelt, das im 4. Jh. das Christentum angenommen hat.

»Die nationale Republik Georgien, die am 26. Mai 1918 mit ihrer Verfassung auf gesetzlicher Grundlage und nach freiem Willen geschaffen wurde, löste die Monarchie ab. Die Existenz der Republik erkannten die Staaten der Welt mit Ausnahme der Vereinigten Staaten von Amerika an.

»Obwohl die Regierung Rußlands 1920 die Republik eindeutig anerkannte, drang dieselbe Regierung in die Republik ein, errichtete ihre Kontrolle über deren Territorium und übt sie bis heute aus, wodurch die dortige Regierung gezwungen war, erst Tbilisi und später Batumi zu ver-

lassen und ins Exil nach Frankreich zu gehen, wo sie ihre Tätigkeit fortsetzt.»

»Eine ebenso katastrophale Situation entstand in der nationalen Republik Aserbaidshan und in der nationalen Republik Nordkaukasien.

»Der Kongreß und die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika vertreten die Ansicht, daß derartige Handlungen der Regierung Rußlands nicht gutzuheißen und die Völker der bezeichneten Republiken zu unterstützen sind. Unter der Berücksichtigung des oben Ausgeführten:

»1. Der Senat der Vereinigten Staaten von Amerika und die Kammer, die sich im Kongreß versammelt haben, beschließen: Es ist eine gesetzlich zugelassene Summe im Zusammenhang mit der Ernennung eines diplomatischen Vertreters in den Republiken Georgien, Aserbaidshan und Nordkaukasien festzusetzen, sobald der Präsident eine solche Ernennung als zweckdienlich erachtet.«⁵

Die Vorlage rief die Gesetzgeber der Vereinigten Staaten dazu auf, die Fehler ihrer Vorgänger zu korrigieren und das unveräußerliche Recht des georgischen Volkes auf Unabhängigkeit zu bestätigen.

So war der August-Aufstand von 1924 nicht spurlos vorübergegangen, er hatte große internationale Resonanz gefunden. Die von uns vorgelegten Dokumente gestatten es, noch tiefer in die politischen Ereignisse der georgischen Geschichte dieser Zeit einzudringen.

Zwei Briefe L. Axmetelis an N. Žordania

Hochverehrter Noe Nikolozis Ze!

Vor wenigen Tagen hatte ich eine Begegnung mit einem georgischen Bolsche-

4. A.O. 515.

5. Georgian Archive, Harvard University, Reel 99, Box 31, Book 23-24.

wiken – mit Alioša Svanize. Unser Zusammentreffen trug keinen zufälligen Charakter. Ich hatte schon seit geraumer Zeit erfahren, daß Al.Svanize im Auftrag Moskaus als Vertreter der Steinkohlenförderung, vor allem aber zur Organisation der Ferromanganproduktion in Georgien (Čiatura) nach Deutschland geschickt wird. Al.Svanize ist der Bruder von Stalins Frau und eine ihm nahestehende Person. Ich wußte auch, daß A.Svanize auf seiner Herreise in Moskau Stalin aufsuchen und mich hier zu sprechen wünschen würde. Obwohl es mir psychologisch sehr zuwider ist, mit einem Bolschewiken zusammenzutreffen, beschloß auch ich, mit ihm zusammenzukommen und mit ihm zu sprechen, falls er mit mir sprechen wollte. Hier ist anzumerken, daß Al.Svanize der Gruppe der ›Uklonisten‹ angehört, in seinen politischen und nationalen Ansichten abseits von den Kommunisten steht und die Physiognomie der National-Sozialisten trägt. Ich kenne ihn gut und verkehrte früher freundschaftlich und familiär mit ihm. Die Begegnung mit einem solchen Mann erachtete ich lediglich deshalb für nötig, um richtige und objektive Informationen zu erhalten. Ich sage, nur um Informationen zu beziehen, sonst nichts. Ich persönlich vertrete die Meinung, daß zwischen uns und den Bolschewiken Rußlands heutzutage so ein Ungleichgewicht der Kräfte herrscht und die Bolschewiken ihrem Inhalt nach solche Diktatoren sind, daß irgendwelche politische Verhandlungen mit ihnen unmöglich und unangebracht sind. Eine ungeschlachte und ungesittete Kraft beugt sich nur einer ungeschlachten Kraft; ein Menschheitsziel, Gerechtigkeit sind für sie nur unnütze Worte. Ein wenig Informationen allerdings, davon war ich überzeugt, würde er mir liefern. Darin habe ich mich glücklicherweise nicht geirrt.

Gleich bei seiner Ankunft in Deutschland rief er mich telefonisch an, obwohl man ihn gewarnt hatte: Axmeteli wird nicht mit dir sprechen, damit wir uns irgendwo an einem neutralen Ort trafen. Schon am Telefon sagte er mir: »Ich habe von Stalin den Auftrag, mit Ihnen zu sprechen«, und anderes. Ich sagte ihm einfach: »Mit einem Feind zu sprechen, habe ich überhaupt keine Lust, noch dazu mit einem Feind, der größte Verbrechen an unserer Nation begangen hat.« Svanize sagte mir lachend: »Ich bin nicht an solchen Verbrechen beteiligt, und sie könnten mir nicht weniger als dir zuwider sein.« Nach kurzem Gespräch kamen wir überein, uns irgendwo in einem Café zu treffen. Wir hielten das Versprechen ein und trafen uns nachmittags um 5 Uhr in einem kleinen Café.

Meine erste Erklärung war: »Ich spreche mit Ihnen nur, weil ich überzeugt bin, daß ich richtige und objektive Nachricht über die seelische Situation unseres Volkes erhalten werde und auch über die ›positiven‹ Früchte Ihres blutigen Regimes. Ich bin nicht zu dir gekommen, um über Prinzipien zu diskutieren. Der Kommunismus Rußlands ist für einen sozialistisch Denkenden schon deutlich enthüllt, er ist eine asiatische zoologische Despotie, besonders davon ist das georgische Volk überzeugt und läßt sich in keinerlei Diskussion mit euch ein, noch wird es positive Verhandlungen beginnen.« Diesen meinen Vorschlag nahm er ohne Widerrede an. Danach fragte ich: »Wenn Sie auch so eine odiose Persönlichkeit sind wie P.Maxaraze, B.Mdivani und andere, wenn Sie beim Überfall auf unsere Nation genauso aktiv beteiligt waren wie die oben erwähnten Personen, in solchem Fall würde es mir schwerfallen, mich mit Ihnen zu unterhalten und eine Information, selbst wenn es eine glaubhafte wäre, zu beziehen.« Er erklärte: »Die Unabhängigkeitserklärung Georgiens war für

mich ein großer Akt, ich war für seine souveräne Orientierung. Doch seit klar zutage trat, daß die Bolschewiken Rußlands praktisch darangingen, unser Land zu annektieren, woran ich keinen Zweifel mehr hatte, beschloß ich, nach Moskau zu gehen, dort zu arbeiten und zeitgemäße Maßnahmen zum Wohl unseres Landes zu ergreifen. Sechs Monate vor der Besetzung Georgiens begab ich mich nach Moskau. Dort hatte ich einen großen Streit mit Žuysšvili. Er schien äußerlich gemeinsam mit den Patrioten ›Großrußlands‹ ein Anhänger der Eroberung Georgiens zu sein. Es ist bezeichnend, daß Lenin anfangs eine solche Ansicht nicht geteilt haben soll. Nach systematischer Bearbeitung überzeugten sie auch Lenin von der Notwendigkeit, Georgien gewaltsam zu besetzen, und dann führten sie diese überaus betrübliche Tat aus. Danach bin ich nach Georgien gefahren, in die Sowjetregierung eingetreten und wollte auf diesem Wege retten, was noch zu retten war. Die erste sowjetische Regierung versuchte das positiv zu leisten, in nationaler Hinsicht, was die Regierung N. Žordania getan hatte; die Form der Unabhängigkeit unserem Land zu erhalten. Aber die Okkupanten zeigten bald ihr wahres Gesicht und begannen eine unverhüllt großrussische Politik zu betreiben. Zwischen uns entbrannte ein recht ungleicher Kampf: Die russischen Bolschewiken in Georgien unterstützte die ganze russische Bevölkerung, die Armenier, Osseten und Moskau, uns dagegen niemand außer einigen alten georgischen bolschewistischen Arbeitern. Wir gerieten zwischen zwei Mühlsteine. Unser Fehler war es, daß wir in einem so ungleichen Kampf Moskau nicht zustimmten und nicht das machten, was Moskau verlangte. In diesem Fall erwiesen sich die Aserbaidžaner als praktischeres Volk. *Bali Agha* [»Ja, Herr«, ein persischer Ausdruck – A. M.] sagten sie zu den Moskau-

ern, und je nach Zeit und Umständen tun sie das Thige. Dort gibt es keine solche Verfolgungen und nationale Unterdrückung wie bei uns. Sie haben uns besiegt, und stellen Sie sich vor, sie verfolgen uns mehr als die Sozialdemokraten. Zwar hat man uns noch nicht ins Gefängnis geworfen, aber sie halten uns unter so starker Kontrolle, daß sie uns hierhin und dorthin umsiedeln. Die Erklärung, P. Maxaraze habe sich mit ihnen versöhnt, ist falsch, aber was sollen wir machen, so verkünden sie es in den Zeitungen, wagen Sie es und sagen Sie das Gegenteil. In Georgien wurde mit Hilfe Moskaus eine unvorstellbare großrussische Herrschaft errichtet. Bei einem so ungleichen Kräfteverhältnis bringen aktive Kundgebungen, Demonstrationen unser Volk in große Gefahr. Der Feind ist erbarmungslos, und gerade Noe Žordania's Aufmerksamkeit muß darauf gerichtet sein, daß sich das Volk äußerst vorsichtig verhält. Das georgische Volk ist seelisch nicht gebrochen, die sozialdemokratische Partei ist stärker, als sie es zur Zeit der Unabhängigkeit war; das gewaltsam unterdrückte Volk mit Ausnahme einiger Renegaten blickt mit grenzenloser Abscheu auf die Fremdherrschaft. Selbst unter den echten Bolschewiken gibt es eine große Sympathie für die sozialdemokratische Partei.

»Die nationale Konsolidierung unseres Volkes wird sehr gefördert durch die Verstärkung der nationalen Bewegung in der Ukraine. Vierundzwanzig Millionen Menschen sind eine Kraft, der Moskau nicht mehr Herr werden kann. Juden und Großrussen werden in der Ukraine schrecklich verfolgt. Sie werden aus allen Institutionen vertrieben, und in dieser Weise geht in der Ukraine die Nationalisierung vonstatten. Was sich dort einbürgert, kann trotz der ungleichen Verhältnisse auch bei uns unser Volk schaffen – durch energischen Widerstand die Natio-

nalisierung der Institutionen und die Bewahrung der nationalen Form.

»Es gibt zwar eine große Opposition, die große Mehrheit des Volkes führt einen bewußten Kampf gegen die Okkupanten, doch Moskau verhält sich trotzdem frech und betrachtet es verächtlich, weil wir wenige sind. Die Ukraine übertrifft uns an Zahl, wir sie aber an Bewußtheit. Sie kann einer noch ernsteren Kraft widerstehen. Es ist ein großer Trost, daß Sie große Siege errungen haben in der Zweiten Internationale, in den demokratischen Staaten Europas. Diese sind eine solche Kraft, welche die Moskauer Bolschewiken sehr beachten. Jetzt sehen sie die Abwendung des katastrophalen Untergangs in einer Übereinkunft mit der Zweiten Internationale, sie wollen sich unter vielen Zugeständnissen mit Ihrer Internationale vereinigen.« Als ich ihm sagte, daß die Zweite, d. h. unsere Internationale, mit der Moskauer Internationale keine gemeinsame Sprache finden kann, daß man sie als eine harte, äußerst reaktionäre Kraft betrachte, sagte er: »Auf jeden Fall können Sie mit Hilfe der Zweiten Internationale, mit der Unterstützung Englands und MacDonalds viel erreichen; die Herren von Moskau werden viele Zugeständnisse machen. Jetzt ist Stalin an der Macht und Leute fremder Abstammung, sie scheren sich nicht so sehr um den großrussischen Nationalismus. Ihr Weg ist richtig, arbeiten Sie in der Zweiten Internationale, bei MacDonald. Denen schenken die Führer Moskaus große Beachtung. Bis dahin aber hüten Sie sich davor, sinnlose Opfer zu bringen. Auch ich denke, daß Ihr Weg richtig ist und der Sieg früher oder später auf Ihrer Seite sein wird.«

Dann sagte er mir, wir sollten uns nochmals treffen, Stalin hat mir noch einiges aufgetragen, mit dir zu besprechen. Ein zweites Mal sind wir noch nicht zusammengetroffen.

Er nahm mir mein Wort ab, daß diese Unterredung unter uns bleiben sollte. Aber offenbar hat er eine Schwäche gezeigt und unüberlegt D. Iambaşize von der Begegnung mit mir erzählt. Wie Sie Iambaşize kennen, hat er es ganz Berlin weitererzählt. Einige unserer Genossen heißen unser Treffen aus taktischen Gründen nicht gut. Das gebe den Studenten Anlaß, zu den Bolschewiken zu gehen. Ich achte nicht darauf; vom Feind objektive Information zu erhalten, erachte ich als nützlich und habe auch so gehandelt. Vorwürfe können Sie mir machen als Vorsitzender der Regierung, als Führer der Nation und der Partei.

Ich selbst spreche nur sehr ungern mit Bolschewiken. Niemandem ist es angenehm, mit einer Schlange zu spielen. Aber ich bin vom Blickwinkel des Nutzens aus herangegangen.

Nehmen Sie meinen innigsten Gruß entgegen

Ihr Lado Axmeteli

Einen Gruß an Ihre Gattin, küssen Sie die Kinder

Ihr Lado

30. Juni 1924

Hochverehrter Noe!

Ihren Brief vom 5. Juli habe ich erhalten, Svanize habe ich vor Erhalt Ihres Briefes ein zweites Mal gesprochen. Die Furcht, die Sie ausgesprochen haben, ist nicht zu erwarten. Erstens ist Al. Svanize nicht der Typ jenes Bolschewiken, der alles für Agitation und Propaganda verwendet. Zweitens hielt er sich in Berlin nur drei-vier Tage lang auf und fuhr dann nach Haag, um eigene Sachen zu regeln. Dort wird er sich ganze zwei Monate aufhalten und dann nach Georgien abreisen. Hier hat er nur ein paar Georgier gesprochen, genauer gesagt, sie haben ihn gesprochen ...

Was den Gesprächsgegenstand meines zweiten Treffens betrifft, so war es Stalins Ansicht zu unserer Frage und welchen konkreten Auftrag er von Žuyašvili hat. Wie es sich herausstellte, hat Stalin ihm nichts konkret aufgetragen. Er hat ihm einige seiner Ansichten zu Georgien gesagt oder erklärt, die er mir überbringen konnte. Die Konkretheit, wenn wir diese Worte in ihrer eigenen Bedeutung gebrauchen, äußerte sich in folgendem: Die Russen betrachten Georgien als so kleine Kraft, daß sie mit seinen Vertretern kein direktes Gespräch beginnen können, das wäre eine Verunglimpfung ihres Prestiges und ihrer Autorität; das hätte zahlreiche innere Komplikationen zur Folge und anderes ... Wenn solche Verhandlungen auf Initiative der Zweiten Internationale oder unter dem Vorsitz von MacDonald zustandekommen, dann wird es seitens der Bolschewiken viele Zugeständnisse geben. Stalin und Sinovjev machen sich keine großen Gedanken um die Festigung der Politik der Großrussen. Diesen Schluß zog Svanize aus dem Gespräch mit Stalin. Im persönlichen Gespräch soll Stalin häufig sagen: »Was wollen wir von Georgien, wozu werfen wir es Rußland zum Fraß vor?«

Wenn Vertreter eines demokratischen Staates unbeirrt Forderungen zu Georgien stellen, werden sie viele Zugeständnisse machen. Hier meint man damit natürlich die Regierung Englands. Ihre Situation hat sich sehr zugespitzt, sie müssen, was es sie auch kosten möge, unbedingt einen Kredit von England erhalten. Das Geld aber wird, wie man dort gesagt hat, wieder einige Zeit ihre Existenz verlängern.

Natürlich stelle ich mir die Verlängerung der Bolschewikenherrschaft nicht so primitiv vor – mittels Geld oder Europas Finanzen –, wie das Svanize formuliert. Aber eines ist doch glaubhaft: Die jetzigen bolschewistischen Führer Rußlands

beharren nicht so hartnäckig in der Angelegenheit von 'Zugeständnissen' in unserer Frage, wie das vor einigen Jahren war oder wie das die anderen Genossen Europas denken. Das ist die Folgerung, die Svanize gezogen hat, und er glaubt, daß Stalin-Žuyašvili das über Georgien denkt. Jedenfalls ist es, falls es wahr ist, beachtenswert ...

13. August 1924

N. Žordania's Brief an A. Čxenkeli

Aķaki, Deinen Brief mit Datum vom 10. Juli habe ich erhalten. Es ist beachtenswert, was Sumbašašvili geschrieben hat. Wie hätte Baldwin diese Geschichte erfinden können. Irgendeine Verhandlung muß über uns stattfinden, das halte ich für unbezweifelbar nach dem, was Axmeťeli mir in diesen Tagen mitgeteilt hat. Er schreibt mir, in Berlin ist Svanize aus Moskau eingetroffen, der ehemalige Kommissar bei uns, der Bruder von Stalins Frau. Er hat zweimal mit Axmeťeli gesprochen und ihm im geheimen folgendes überbracht: Aus dem Gespräch mit Stalin ging hervor, daß die Bolschewiken in der Frage Georgiens zu Zugeständnissen bereit sind, wenn MacDonald das nachdrücklich fordert. Nach seinen Worten ist die Frage eines Kredits für sie eine Existenzfrage, und um ihn zu erhalten, werden sie auf alles eingehen. Heute geben sie sich in der Frage Georgiens nicht so unversöhnlich wie früher, wenn sie nur MacDonald, die Zweite Internationale oder eine andere große Kraft aufwirft. Mit den Repräsentanten Georgiens selbst werden sie kein Gespräch beginnen. Hier ist bemerkenswert, daß Svanize mit Stalins Wissen und offenbar auch mit seinem Einverständnis zu Axmeťeli ging und ihm diese Information gab, das gleicht einer inoffiziellen Mitteilung: In welcher Absicht! Entweder richten sie ihre Angelegenheit für eine Zukunft bei

uns, oder sie warnen uns, oder sie haben diese Frage über und wollen sauber daraus hervorgehen, nach Meinung von Svanize sind die heutigen Führer Nichttrusen, sie wünschen keine großrussische Politik zu betreiben, aber sie fürchten um den Verlust ihres Einflusses und brauchen einen harten Opponenten, zu ihrer Rechtfertigung vor den Großrussen in der Frage von Zugeständnissen. Eines ist klar: Von MacDonald wird man in Moskau nicht zu sprechen beginnen, wenn wirklich irgendwo die Rede auf diesen Gegenstand käme. Diese Nachricht, die Svanize gebracht hat, und MacDonalds Worte: »Eure Sache steht gar nicht so schlecht« entsprechen einander. Leider sind wir nicht informiert. Vielleicht können wir etwas unternehmen, um es zu erfahren, denn MacDonald selbst hat Baldwin als Vermittler auserwählt, vielleicht läßt sich über ihn etwas erfahren! Auf jeden Fall wollen wir das Netz auswerfen und diese Information Svanizes über den gleichen Baldwin MacDonald zuleiten. Schreibe Du an Sumbatašvili ... zur Weitergabe ungefähr folgende Version: Aus Moskau traf dieser Tage ein bekannter Bolschewik ein und teilte persönlich unserem Vertreter Axmeteli geheim mit, daß Moskau bereit ist, in der Frage Georgiens Zugeständnisse zu machen, wenn MacDonald dies beharrlich fordert.

Diese Information wird MacDonald ermutigen, und vielleicht wird er etwas aus-

richten lassen. Nennt Svanize nicht beim Namen, denn wenn es publik wird, könnte es ihm schaden und uns auch.

Irakli⁶ reist nicht nach Paris. Suche Du Blum⁷ auf und frage nach unserer Angelegenheit. Erkundige Dich an meiner Stelle.

Ich habe irgendwo gelesen, daß die Engländer Xoštarias Persien-Konzession gekauft haben und mit Moskau verhandeln, über den Kaukasus vereint die Ausbeutung dieser Konzessionen vorzunehmen. Wenn die Frage Georgiens geregelt ist, ist es nötig, diese Geschichte gut in Erfahrung zu bringen. Wenn es aus Georgien irgendwelche Nachricht gibt, laß es mich wissen.

Wenn die sterblichen Überreste von Jaurès⁸ in das Pantheon überführt werden, verständigt mich, es ist nötig, daß unsere Kolonie und die Sozialdemokraten mit ihrer Fahne an der Prozession teilnehmen.

Seid siegreich, Dein Noe
19. Juli 1924⁹

6. Wahrscheinlich ist der bekannte georgische Sozialdemokrat Irakli Çereteli gemeint.

7. Léon Blum, der Führer der Sozialistischen Partei Frankreichs.

8. Jean Jaurès, Führer der Sozialistischen Partei Frankreichs vor dem ersten Weltkrieg.

9. Georgian Archive, Harvard University, Reel 99, Box 31, Book 25.

Lela Aleksizze

Das Kapitel 129 der »Elemente der Theologie« des Proklos bei Ioane Petriçi

Ioane Petriçi's Übersetzung und Kommentar der »Elemente der Theologie« des Proklos (11.–12.Jh.) ist aus verschiedenen Gründen für die Erforschung der antiken Philosophie und Kultur besonders bedeutsam:

a) Die georgische Übersetzung ist äußerst genau, und ihr Text – die älteste Handschrift stammt aus dem 13. Jh. – ist älter als die erhaltenen Handschriften des Originals, von denen die älteste aus dem 14. Jh. stammt. Deshalb ist Petriçi's Übersetzung bei der Rekonstruktion des griechischen Originals und der Ermittlung seiner Varianten zu berücksichtigen.

b) Petriçi's Kommentar ist inhaltlich umfangreicher als der Text der »Elemente der Theologie« selbst. In ihm sind viele griechische Philosophen und Theologen genannt und ihre Ansichten wiedergegeben. Die philosophischen Quellen der Kommentare festzustellen, ist nicht nur notwendig, um Petriçi's Werk zu erforschen und seine Gelehrsamkeit im Bereich der antiken Kultur zu erhellen, sondern auch, um die Zitate und die Weltanschauung der von Petriçi genannten altgriechischen Autoren zu präzisieren. Das Material, das er bietet, ist in manchen Fällen selten oder gar einzigartig.

Um den Wert von Ioane Petriçi's Übersetzung und Kommentar für die Rekonstruktion des Originaltextes zu veranschaulichen, geben wir ein konkretes Beispiel. Es handelt sich um das Problem der Authentizität der Petriçi'schen Übersetzung des Kapitels 129, eines Kapitels, das bis zum heutigen Tag in keiner einzigen griechischen Handschrift auffindbar ist. Doch bevor wir unmittelbar auf dieses Kapitel eingehen, wollen wir kurz sein Grundthema umreißen: die Stufen der Erkenntnis im griechischen Neuplatonismus (Porphyrios, Proklos) und bei Petriçi.¹

Im »Vorwort« der Kommentare zu den »Elementen der Theologie« des Proklos und in den Kapiteln 17, 20, 82, 124, 129, 135, 167–170, 174, 186, 197 und 198 untersucht Ioane Petriçi unter Berücksichtigung verschiedener Quellen die Arten der Erkenntnis, ihre Wechselbeziehungen und ihre Hierarchie. Im »Vorwort« unterscheidet Petriçi die Erkenntnis des Geistes und der Seele, die er entsprechend *Noema* (νόημα) und *Dianoia/Diania* (διάνοια) nennt, und führt aus: »Dia-

1. Siehe ლ. ალექსიძე, მაცნე, ფილოსოფიისა და ფსიქოლოგიის სერია, (1984) 2, 41–47.

nia ist kein einfaches und kein zusammengesetztes geistiges Denken, sondern ein Durch-denken oder ein Hin-und-her-Denken, da die Seele aus der Hin-und-her-Bewegung ihre Denkkraft erhält. Denn sie fügt, im Prozeß des Nachdenkens, das Seiende und das Nichts zusammen. Genauso wenn ich z.B. nach etwas strebe, überlege ich erst, ob ich das machen soll oder nicht, und erst dann entscheide ich mich für das Seiende oder für das Nicht-Seiende. Deshalb erhält diese Denkkraft eine passende Bezeichnung, welche die Hin-und-her-Bewegung des Denkens bedeutet. Porphyrios sagt, daß das Hin-und-her-Denken der Seele dem Laufen des Menschen ähnlich sei, der schreitet, da er das Ziel seiner Bewegung nicht auf einmal erreicht, sondern seinen Weg Schritt für Schritt vollendet. Genauso geht die Seele allmählich von einem zum anderen über, bevor jedes Objekt der Erkenntnis von ihr erfaßt, begriffen und ihr selbst nähergebracht wird.«² (Übersetzung: L.A.).

Folglich ist Petriçis Meinung nach *Diania*, die Erkenntnis der Seele, nicht einfach und nicht zusammengesetzt wie die Erkenntnis des Geistes; im Unterschied zum Geist begreift sie das zu Erkennende nicht auf einmal, sondern allmählich, d.h., sie ist diskursives Denken.

In den »Elementen der Theologie« des Proklos begegnet der Terminus *διάνοια* nur einmal und ohne Erklärung (Kapitel 123). Folglich stützte sich Petriçis bei der Bestimmung der *Diania* und bei der Beschreibung ihrer Besonderheiten auf andere Quellen. Einen Autor, Porphyrios, nennt er gleich an dieser Stelle. In den Anmerkungen zur Ausgabe der russischen Übersetzung von Petriçis Kommentaren bezeichnete Guram Tevzaze als wahrscheinliche Quelle Petriçis die »Sentenzen« des Porphyrios.³

Tatsächlich gibt es in dieser Arbeit des Porphyrios⁴ eine Stelle, wo von der

»schrittweisen« (μεταβατικῶς), d.h. diskursiven, Erkenntnis die Rede ist.⁵ In der 44. Sentenz geht Porphyrios nach der Betrachtung der geistigen Erkenntnis zur seelischen Erkenntnis über. Diese Stelle lautet in der deutschen Übersetzung von C.J.Larrain: »Demjenigen, der nicht als Eines in Einem, sondern *diskursiv* (μεταβατικῶς) und in der Bewegung denkt – wobei er dieses verläßt und jenes auffaßt, zerteilt oder aufgliedert (διεξοδεῖν) –, gehört die Zeit zu, und einer solchen Bewegung sind Werden und Vergehen wesenszugehörig. Die Seele *wandert* (μεταβαίνει) von einem zum anderen, wenn sie die Gedanken wechselt. Nicht in der Art, daß die früheren Gedanken sich entfernen und die späteren von anderswoher zukommen, sondern so, daß die einen, wenn sie vergangen scheinen, trotzdem in der Seele bleiben und die anderen, wenn sie auch von anderswoher gekommen scheinen, nicht von anderswoher gekommen sind. Sie kommen vielmehr aus der Seele selbst, die sich selbst aus sich selbst und zu sich selbst bewegt und das Auge nacheinander zu dem, was sie hat, bewegt; denn sie gleicht einer unversiegbaren Quelle, die das, was sie hat, im Kreislauf mit sich selbst hervorsprudelt.«⁶

2. Joannis Petritzii Opera, Tomus II, Textum Hibericum edidit commentariisque instruxit S. Kauchschischvili (1937).

3. Г. Тевзадзе in: Иоанн Петрици, Рассмотрение платоновской философии и Прокла Диадоха (1984) 244.

4. Die Arbeit heißt griechisch: Πορφυρίου ἀφορμαὶ πρὸς τὰ νοητά und lateinisch: Sententiae ad intelligibilia ducentes.

5. Porphyrius, Sententiae ad intelligibilia ducentes, Ed. E. Lamberz (1975) Sent.44, S.58, 10–22. Siehe auch die Ausgabe mit der lateinischen und deutschen Übersetzung: Die Sentenzen des Porphyrios (1987).

6. In: Die Sentenzen des Porphyrios, 104. Griechischer Text: Porphyrius, Sententiae 58, 10–22.

Nachdem wir Porphyrios als Quelle genannt haben, wollen wir uns wieder Proklos zuwenden. Bei der Untersuchung gnoseologischer Fragen scheinen eine wesentliche Quelle Petriçis die Erläuterungen des Proklos zu Platons »Timaios« gewesen zu sein, wo die Stufen der Erkenntnis detailliert charakterisiert werden.

Hier ist vieles über die *διάνοια* gesagt. Beispielsweise ist *διάνοια*, die Erkenntnis der Seele, definiert als eine Übergangsstufe zwischen der geistigen Erkenntnis und der Vorstellung, »die das Objekt hinüberschreitend [*μεταβατικῶς* – oder allmählich, schrittweise, diskursiv – L. A.] erfaßt.«⁷ Im Kommentar zum Kapitel 170 schreibt Petriçi, daß die Seele zum Unterschied vom Geist in der Zeit erkennt. Das gleiche bezeugt Proklos: »Auch die göttlichen Seelen kennzeichnet die Zeit, und Platon sagt, daß jede hinüberschreitende (*μεταβατική*) Bewegung mit der Zeit verknüpft ist.«⁸

Im allgemeinen sind die Arten der Erkenntnis in Petriçis Kommentar ausführlicher dargelegt als in den »Elementen der Theologie«, während Proklos seinerseits im Kommentar zum »Timaios« bedeutend mehr zu dieser Frage geschrieben hat als Petriçi. Hier schreibt Proklos, das erste sei die Erkenntnis des Geistes, das Denken (*νόησις*), das nicht durch Hinüberschreiten charakterisiert wird (*ἀμετάβατος*), dann folgt die Erkenntnis der Seele (*διάνοια*), darauf die Vorstellung (*δόξα*) und schließlich das Gefühl (*αἴσθησις*). Und er erforscht eingehend jeden einzelnen Typ der Erkenntnis mit seinen Unterarten.⁹ Petriçi dagegen behandelt im wesentlichen nur die ersten beiden. *Δόξα* (*οὐκ ἐπιστήμη*) erläutert er ebensowenig wie *φαντασία* (*οὐκ ἐπιστήμη*), obgleich er sie mehrfach erwähnt. Über das Gefühl aber schreibt er, daß es zum Unterschied von der Erkenntnis der Seele das zu Erkennende nicht in sich selbst finde, sondern

außerhalb: »man muß beachten, daß wenn die Seele erkennt, erfaßt sie das Objekt der Erkenntnis nicht so, daß sie von außen an es herantritt, denn in diesem Fall wäre es das Gefühl des vergänglichen Wesens und nicht das Denken.«¹⁰ Ähnlich heißt es bei Proklos: »Allen Arten der Erkenntnis ist gemeinsam, daß sie das zu Erkennende innerlich haben; gerade dadurch unterscheidet sich die Erkenntnis vom Gefühl.«¹¹

Unter diesem Aspekt lassen sich noch andere Ähnlichkeiten zwischen dem »Timaios«-Kommentar des Proklos und Petriçis Kommentar aufführen. Beispielsweise schreibt Proklos: »Es scheint, jegliche Erkenntnis ist nichts anderes als eine Rückwendung zu dem zu Erkennenden, ein sich von ihm Entfernen und sich mit ihm Verbinden;« »die Rückwendung zu sich selbst ist die eigene Erkenntnis.«¹² Gleiches sagt Petriçi im Kommentar zum Kapitel 186: »Doch was ist die Rückwendung selbst? Sie ist ein Erkennen des eigenen Wesens selbst.«¹³ Der gleiche Gedanke wird auch im Kapitel 186 der »Elemente der Theologie« zum Ausdruck gebracht. Auch in einigen anderen Fällen geht Petriçi direkt von den »Elementen der Theologie« aus, und es ist nicht nötig, die Quelle anderswo zu suchen.

7. Proclus Diadochus, In Platonis Timaeum commentaria I (1903) 249.

8. Procl. in Tim. II (1904) 122.

9. Procl. in Tim. I 243–252. Zur Frage der Erkenntnisstufen und ihrer wechselseitigen Verknüpfungen und Einheit bei Proklos siehe W. Beierwaltes, Das Problem der Erkenntnis bei Proklos, in: De Jamblique à Proclus (1975) 153–191.

10. Joannis Petritzii Opera II 52.

11. Procl. in Tim. I 244.

12. Procl. in Tim. II 287, 286.

13. Joannis Petritzii Opera II 194.

Jetzt zum Kapitel 129 selbst. Dieses Kapitel ist, wie gesagt, in keiner griechischen Handschrift auffindbar. An seiner Stelle steht im griechischen Original das Kapitel, das in der georgischen Übersetzung als Kapitel 130 erscheint. Dafür fehlt der georgischen Übersetzung das Kapitel 149 des griechischen Textes. Daher ist im Endergebnis die Anzahl der Kapitel im griechischen und im georgischen Text gleich.¹⁴

Seine Ansicht zur Übersetzung von Petriçi im allgemeinen und zum Kapitel 129 im besonderen hat E. R. Dodds in den Anmerkungen der griechisch-englischen Ausgabe der »Elemente der Theologie« formuliert.¹⁵ Dies geschah schon vor der Edition der georgischen Übersetzung und des Kommentars zu den »Elementen der Theologie«. Damals hatte er sich mit S. Qauxčišvilis Unterstützung mit den Ergebnissen des Vergleichs der Kapitel 1–5 der Übersetzung mit dem griechischen Original bekanntgemacht. Daraus folgte er: »The old Georgian version of John Petritsi represents a Greek text at least a century older than our earliest Greek MSS. [...] It would seem [...] that Petritsi took a certain amount of liberty with the original, sometimes supplying words which are not expressed in the Greek, varying the order of words or the construction, or using two Georgian words to represent one Greek one. This increases the difficulty of reconstituting the Greek text used by him.«¹⁶

Daß diese vorläufige Schlußfolgerung ganz ungerechtfertigt war, ist allen klar, die Petriçi Übersetzung wirklich kennen: Es handelt sich um eine exakte Übersetzung, die es leicht ermöglicht, das Original zu rekonstruieren. Zur adäquaten Wiedergabe des Inhalts des Originals übersetzte Petriçi nicht nur die einzelnen Wörter genau, sondern oft auch ihre Bestandteile (z. B. Präverben und Verbwurzeln). Bisweilen übertrug er einen

griechischen Terminus unübersetzt in georgischer Transliteration und mit Hinzufügung der entsprechenden georgischen Affixe (z. B. bei einem Verb oder bei Bildungselementen von Adverbien) in die Übersetzung. Dies war die Ursache für eine gewisse Ungewöhnlichkeit und Kompliziertheit von Petriçi Sprache, andererseits gestatten gerade eine derartige Übersetzung und die in gleichem Stil verfaßten Erläuterungen im Falle von Verständnisschwierigkeiten, Petriçi Text erneut ins Griechische »rückzuübersetzen« und dadurch das Verständnis des Inhalts der georgischen Übersetzung und Erläuterungen zu präzisieren und zu vereinfachen.

Auch nach der Edition des gesamten georgischen Textes durch S. Qauxčišvili änderte sich Dodds' Meinung über Petriçi Übersetzung nicht wesentlich: »Since I wrote my introduction Petritsi's Georgian version of the »Elements« has been published by Dr. S. Qaukhchishvili [...] Unfortunately, Petritsi's version does not reflect its Greek exemplar at all closely. It is a free translation, and in addition it exhibits many errors which are unlikely to go back to the Greek. Some of these are evidently due to a failure to follow Proclus' reasoning, while others, such as the total omission of prop. 149, may well have been introduced by peccant Georgian copyst.«¹⁷

Wie Dodds selbst erwähnt, hat ihm D. M. Lang Petriçi Übersetzung zugänglich gemacht. Auf der Basis dieser Information formulierte er seine Ansicht zum Kapitel 129 der georgischen Übersetzung: »after prop. 128 Geo inserts an additional

14. Тевзадзе а. О. 264.

15. E. R. Dodds, Proclus, The Elements of Theology (1963).

16. Dodds а. О. XLI-XLII.

17. Ebenda 342–343.

proposition beginning ›Every divine and diabolic (?) = δαίμων(α) soul exercises thought in a variable way, and no intelligence does so in an immutable fashion‹. This cannot be authentic: it contradicts props. 170 and 184, and the terms δαίμων, δαίμόνιος are not used in the El.Th. I have no clue to its origin.«¹⁸

Bevor wir zur Wertung von Dodds' Interpretation übergehen, ist zu vermerken, daß im Kapitel 129 der Übersetzung Petricis von der für die göttlichen und für die dämonischen Seelen charakteristischen Erkenntnis und ihren Besonderheiten die Rede ist. Das Kapitel beginnt folgendermaßen: »Jede Seele, die göttliche und die dämonische, erkennt schon durch Hin-und-Herwandeln und nicht wie der Geist, ohne zu wandeln.«¹⁹ Es ist klar, daß die Dodds übermittelte Übersetzung dieser Phrase nicht richtig ist. Der Grundfehler ist, daß das georgische »არა ვითარ გონება« (deutsch: nicht wie der Geist) englisch mit »no intelligence« übersetzt ist. Der Grund für diese unzutreffende Übersetzung scheint zu sein, daß D.M.Lang »არა ვითარ გონება« als »არავითარი გონება« (deutsch: keiner von den Geisten) auffaßte und es Dodds als »no intelligence« übersetzte. Durch diese fehlerhafte Übersetzung ist Dodds' Folgerung zu erklären, der Anfang des Kapitels 129 von Petricis Übersetzung widerspreche den Kapiteln 170 und 184 der »Elemente der Theologie« des Proklos. Worin dieser Widerspruch konkret besteht, hat Dodds nicht erläutert. Aber aus seiner Übersetzung und den genannten Kapiteln läßt sich seine Ansicht feststellen.

Im Kapitel 170 heißt es, daß jeder Geist alles auf einmal erkennt und nicht durch das Hinübergehen von einem Objekt zum anderen, vom Bekannten zum Unbekannten. Im Unterschied zu Kapitel 170 verneint das Kapitel 129 Dodds' Übersetzung zufolge die Erkenntnis des in der

Bewegungslosigkeit befindlichen Geistes (»no intelligence does so in an immutable fashion«).

Im Kapitel 184 ist die Rede von drei Typen der Seele: 1. die göttliche Seele, 2. die immer mit dem Geist verbundene Seele; weder die erste noch die zweite Art wechseln von der Vernunft zur Unvernunft, 3. die Seele, die bald vernünftig, bald unvernünftig ist und von der Vernunft zur Unvernunft wechselt.

Die griechische Entsprechung von Petricis მიღმოცვალვით »hin-und-herwandelnd« (d. h. diskursiv) im Kapitel 129 ist μεταβατικῶς. Neben anderen Argumenten verweist darauf auch direkt Petricis Erläuterung zum Kapitel 129, wo im Zitat dieser Terminus in griechischer Aussprache angeführt wird: მეტαβαტიკოსად.²⁰ Dodds hat dies als »variable way« wiedergegeben. Offenbar verstand er darunter das Hinüberwandeln (μεταβολή, bei Petrici: მიღმოქცევა) von der Vernunft zur Unvernunft²¹, was Kapitel 184 zufolge die göttliche Seele und die Seele des zweiten Typs zum Unterschied von der Seele des dritten Typs nicht kennzeichnet. Aber die Übersetzung und die Interpretation von Dodds sind auch in dieser Hinsicht falsch. In Wirklichkeit meint das Kapitel 129 von Petricis Übersetzung folgendes: 1. Die Seele, die göttliche und die dämonische, erkennt durch Hinüberwandeln, diskursiv (μεταβατικῶς), d. h. allmählich, nicht auf einmal, was in völligem Einklang mit den Ansichten von Proklos und Porphyrios über die Erkenntnis der Seele im allgemeinen steht (siehe oben). 2. Im Unterschied zur Seele erkennt der

18. Ebenda 343.

19. Joannis Petritzii Opera I (1940) 79.

20. Joannis Petritzii Opera II 165.

21. Im Falle eines anderen Verständnisses von Dodds' Übersetzung hätte das Kapitel 129 nichts gemein mit dem Kapitel 184, und ihr Vergleich verlöre jeden Sinn.

Geist ohne Hinüberwandeln, nicht-diskursiv, ohne Bewegung, georgisch: უცვლელბეღად (hier tritt zweifellos das griechische ἀμεταβάτως wieder in Erscheinung, vgl. პროკლე, »კავშირნი«, Kapitel 52 und 211, ebenso Procl. in Tim. I, S. 258, 472), was übrigens auch dem Kapitel 170 entspricht. So findet sich im Kapitel 129 von Petričis Übersetzung außer dem »Dämonischen« nichts, das dem Leser der »Elemente der Theologie« unerwartet käme.

Eine Überlegung, die der von Dodds entgegengesetzt ist und die Authentizität des Kapitels 129 stützt, formulierte G. Tevsaze. Eines seiner Hauptargumente betrifft die Dämonen: Im Kapitel 129 sind die Dämonen genauso charakterisiert wie in anderen Werken des Proklos, beispielsweise im Kommentar zu Platons »Timaios«. Deshalb wäre die Erwähnung der Dämonen im Kapitel 129 nur in dem Fall als Argument zur Bestätigung von Dodds' These geeignet, wenn zuvor die Nichtauthentizität dieses Kapitels bewiesen worden wäre.²²

Tatsächlich sind »Dämon« und »Dämonisches« weit verbreitete Begriffe in der neuplatonischen Literatur und besonders in den Arbeiten des Proklos. Auch in den »Elementen der Theologie« (wir meinen den griechischen Text) deutet Proklos auf die dämonischen Seelen hin, obwohl er sie nicht direkt nennt. Nach Ansicht des Proklos bilden die Dämonen und das Dämonische – dämonisch kann eine Ordnung, eine Seele, eine Potenz, ein Leben und ein Geist sein²³ – eine Übergangsstufe zwischen dem Göttlichen und dem Sterblichen.²⁴ Die Dämonen sind die Begleiter der Götter²⁵ und stellen in der Welt Ordnung her.²⁶ Die dämonische Seele, die zwischen der göttlichen und der individuellen Seele steht, erwähnt Proklos mehrfach in seinem Kommentar.²⁷ Die dämonische Seele rangiert niedriger als die göttliche, und wenn die Erkenntnis in der

Zeit, wie oben gesagt, auch die göttliche Seele kennzeichnet, so ist das für die dämonische Seele noch mehr charakteristisch, »weil alle Seelen so [gemeint ist allmählich, hinüberwandelnd, diskursiv – μεταβατικῶς – L. A.] erkennen, und eben dadurch unterscheidet sich die Seele vom Geist«, schreibt Proklos im »Timaios«-Kommentar.²⁸

So entspricht die in anderen Arbeiten des Proklos geäußerte Ansicht über die göttliche und die dämonische Seele, über ihre Erkenntnis und den Unterschied zum Geist vollkommen der entsprechenden These des Kapitels 129.

Eine Abhandlung über die dämonischen Seelen kommt auch deshalb nicht unerwartet, weil in den Kapiteln 183–185 des gleichen Werkes die Rede ist von göttlichen, individuellen und jenen Seelen, die eine Übergangsstufe zwischen ihnen bilden. Diese vermittelnden Seelen entsprechen den dämonischen Seelen. Auch nach Ansicht von Dodds sind sie identisch²⁹, und wahrscheinlich würde auch er die Möglichkeit der Authentizität des Kapitels 129 anerkennen, wenn er nicht eine fehlerhafte Übersetzung zur Hand gehabt hätte.

Im Kommentar zu Kapitel 129 schreibt Petriči über die göttliche und die dämonische Seele: »Beide sind gut und stammen aus der Quelle der Guten«³⁰, was völlig mit der neuplatonischen Position

22. Тевзадзе а.О. 264. Siehe auch ლ. ალექსიძე, მაცნე, ფილოსოფიისა და ფსიქოლოგიის სერია, (1984) 2, 41–47.

23. Siehe Procl. in Tim. III 411: index verborum.

24. Procl. in Tim. III 165.

25. Procl. in Tim. I 142, III 154.

26. Procl. in Tim. I 34, 192.

27. Procl. in Tim. II 254.

28. Procl. in Tim. II 289–290.

29. Dodds, Proclus, The Elements of Theology, 295.

30. Joannis Petritzii Opera II 165.

konform geht, derzufolge auch die dämonische Seele auf ein gutes Prinzip zurückgeht. Proklos vermerkt das ebenso wie Petriç. Er sagt, daß bei Platon die Quelle der Seelen ein Krater ist, der die Quelle jeglichen Lebens – des göttlichen, des engelhaften, des dämonischen, des psychischen und des physischen – beinhaltet.³¹

Mit der Zuerkennung positiver Eigenschaften an die Dämonen setzte Proklos jene Linie der antiken Tradition fort, in der sich das Wesen der Dämonen dem Göttlichen nähert und bisweilen auch mit ihm identisch wird. Im Kommentar zum »Timaos« führt er ein orphisches Gedicht an, in dem Zeus »Dämon« genannt wird.³² In der christlichen Literatur dagegen erhielt der Dämon eine klar negative Bedeutung, derzufolge er zwar nicht von Anfang an von Gott als böse erschaffen worden war, jedoch infolge freier Wahl (ἡ προαίρεσις) böse wurde.³³ Auch im Kommentar des Nikolaus von Methone zu den »Elementen der Theologie« des Proklos heißt es, daß die Dämonen »aus einer guten Natur infolge freier Wahl böse wurden.«³⁴ Möglicherweise war die negative Haltung christlicher Autoren zu den Dämonen die Ursache dafür, daß man das Kapitel 129 aus den »Elementen der

Theologie« (oder aus einer ihrer Versionen) herausnahm. Petriç stellt in dieser Hinsicht also eine Ausnahme dar und bringt bei der Bestimmung der Eigenschaften des Dämons sowohl in der Übersetzung als auch im Kommentar die Ansichten des Proklos authentisch zum Ausdruck.

Folglich entspricht der Anfang des Kapitels 129 der georgischen Variante der »Elemente der Theologie« – im Grunde genommen aber das gesamte Kapitel und auch sein Kommentar – völlig der Philosophie des Proklos und den Positionen des antiken Neuplatonismus. Es ist also denkbar, daß das Kapitel 129 im Original existierte, später aber durch christliche Redakteure aus dem Text entfernt wurde. Die Frage, wann das geschehen ist und ob es bereits zur Wirkungszeit Petriçs zwei griechische Fassungen der »Elemente der Theologie« gab, läßt sich noch nicht beantworten.

31 Procl. in Tim. III 249.

32 Procl. in Tim. I 451.

33 C.W.H.Lampe, A Patristic Greek Lexicon (1961) 328–331.

34 Nicholas of Methone, Refutation of Proclus' Elements of Theology, Ed. A.D.Angelou (1984) 19.

Turandot in Georgien. Ein Beitrag zur Tradition biblischer Rätselfragen

Das Genre biblischer Rätselfragen scheint so alt wie die biblische Unterweisung selbst zu sein. Von der frühesten Zeit an bis in die jüngste Gegenwart hinein hat es seinen vielgestaltigen Niederschlag in mündlichen und schriftlichen Überlieferungen gefunden. Besonders die volkskundliche Forschung wandte ihr Interesse diesem Gegenstand zu und trug die wichtigsten Materialien zusammen, wobei das biblische Rätsel seinen Ort als eine Art Spezialfall im Rahmen der Rätselforschung überhaupt fand.¹ Einige markante Texte, die u. a. biblische Rätselfragen enthalten, erfuhren auch spezielle Untersuchungen von philologischen Seite.² Allein die Theologie hat dem Genre bislang nur wenig Beachtung geschenkt.³ Das ist insofern verwunderlich, als gerade hier eine wichtige Quelle für die Beurteilung von Volksfrömmigkeit zu verschiedenen Zeiten bzw. für den volkstümlichen Umgang mit der Schrift abseits der großen theologischen Entwürfe vorliegt. Zudem fällt auf, daß Rätsel- oder Fragereihen biblischen Inhaltes häufig auch apokryphe Motive enthalten, deren Kenntnis oder Popularität also vorausgesetzt werden kann. Gerade für die alttestamentlichen Apokryphen und Pseudepigraphen, die in frühjüdischer Zeit entstanden, dann auf den Apokryphenindex gerieten und schließlich in späten Übersetzungen wieder auftauchen, ließe sich somit manche Auskunft über Nachwirkungen, Rezeption oder Überlieferungswege gewinnen. Ein Motiv-Index, der alle bislang bekannten Quellen möglichst vollständig zusammenstellt und erschließt, könnte hier ganz neue Zugänge eröffnen.⁴

Im folgenden soll es nun besonders um einen Text gehen, der m. W. bislang nur russisch und an entlegener Stelle veröffentlicht worden ist, der im Blick auf außerkanonische Überlieferungen jedoch besonders interessante Eigenheiten aufweist. Es handelt sich um ein georgisches Rätselmärchen unter dem Titel »Jüngling und Jungfrau«. Zur Kenntnis der westlichen Wissenschaft gelangte es durch die Mitteilungen A. Chachanovs, der den Text in seinen Arbeiten zur georgischen Literatur referierte bzw. im Rätselteil

1. Vgl. hierzu die Bibliographie von A. Taylor, *A Bibliography of Riddles*, FFC 126 (1939). Darin ist auch der Abschnitt »Biblical Riddles« 142–143 enthalten.
2. So z. B. die lat. »Joca monachorum«, das slav. »Gespräch dreier Heiliger« oder der in der romanischen Literatur verbreitete Dialog zwischen »Adrian und Epictitus« samt verwandten Texten.
3. Die Anregung E. Nestles, der seine Veröffentlichung einer syr. Rätselreihe aus dem 8. Jh. als Beitrag zu »einer vollständigen Geschichte der Bibel« betrachtete, fand m. W. keine Aufnahme. Vgl. Nestle, *Biblische Rätselfragen*, ZWTh 50 (1907) 266–270.
4. Bereits Nestle hatte eine »Übersicht über die Rätselfragen, Übungen des Scharfsinns und Gedächtnisses und dergleichen [...], die sich schon lange an die Bibel angeschlossen haben...« als wünschenswert betrachtet (Nestle a. O. 266). Inzwischen liegen auf diesem Gebiet Hilfsmittel vor, an deren Erfahrungen angeknüpft werden könnte, so z. B. S. Thompson, *Motif-Index of Folk-Literature*, 6 Bde., FFC 106–109 und 116–117 (1932–1934 und 1935–1936); ebenso D. Neumann (Noy), *Motif-Index of Talmudic-Midrashic Literature*, Diss. Indiana 1954 (1983); daneben gibt es nach dem Modell Thompsons auch weitere Indizes zu verschiedenen nationalen Überlieferungen.

vollständig abdruckte.⁵ Eine russische Übersetzung des ganzen Märchens hatte zuvor schon D. Dumbadze nach einer Überlieferung aus Kartalinija aufgezeichnet, die jedoch im Rätselteil von Chachanov abweicht und anstatt der 32 Fragen dort nur 20 bietet.⁶ Auf die interessantesten Fragen bei Chachanov hat dann noch einmal W. Lüdtkke in einem Literaturbericht zur georgischen Adamüberlieferung hingewiesen.⁷ In Georgien war das Märchen gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts offenbar sehr beliebt und wurde in mehreren Druckauflagen verbreitet.⁸

Der bei Chachanov und Lüdtkke hervorgerufene Eindruck, es handle sich hierbei um ein georgisches Apokryphon⁹, täuscht freilich. Das Ganze ist, wie gesagt, ein Märchen; sein Stoff ist wohlbekannt und weit verbreitet. Im Mittelpunkt steht der Rätselwettkampf mit einer Prinzessin, bei dem deren Hand oder das Leben des Bewerbers als Einsatz vereinbart sind. Zwei weitere Motive treten hinzu: a) der Bewerber gerät auf dem Weg zur Prinzessin in Todesgefahr, der er jedoch glücklich entkommt - nach diesem Erlebnis fragt er dann die Prinzessin in seinem Rätsel; b) die Prinzessin versucht das Geheimnis durch eine List zu entdecken, verrät sich dabei jedoch und unterliegt letztlich.

Märchen, die auf dieser Motivkombination aufbauen, gibt es in großer Fülle.¹⁰ Sie finden sich zum größten Teil in J. Bolte und G. Polivkas Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm im Anschluß an das Märchen »Das Rätsel« zusammengestellt.¹¹ Dabei lassen sich etwa zwei »Grundtypen« beobachten, von denen der eine eher im Abendland, der andere eher im Orient beheimatet zu sein scheint. Die Mehrzahl der abendländischen Beispiele schildert den Rätselwettkampf so, daß der Bewerber der Prinzessin ein Rätsel stellen muß, welches sie nicht zu lösen vermag. Dem Tod entkommt er unterwegs auf die

Weise, daß er das vergiftete Brot nicht ißt, jedoch sein Pferd, ein Rabe, eine Räuberbande usw. in einer Art Kettenreaktion dadurch zu Tode kommen. Diese Kettenreaktion macht dann den Inhalt der Rätselfrage aus nach dem Modell: »Auf

5. A. Chachanov, Pamjatniki gruzinskoj otrečenoj literatury, in: Žurnal ministerstva narodnogo prosvješčenija 296 (1894) 35–49, spez. 38 (kurzer Hinweis auf einige Fragen); ders., Očerki po istorii gruzinskoj slovesnosti. I: Narodnyj epos i apokrifij, ČOIDR 50 (1895) 175–182 (Referat und Wiedergabe der Rätsel).

6. D. Dumbadze, Skazka ob' junoshe i device, in: Sbornik materialov dlja opisanija mestnostej i plemen Kavkaza 13 (1892) 46–57. Dumbadze, der als Student am Transkaukasischen Lehrerseminar unterzeichnete, machte leider keine genaueren Angaben über seine Quelle.

7. W. Lüdtkke, Georgische Adam-Bücher, ZAW 38 (1919–20) 155–168, spez. 167–168.

8. Chachanov bezog sich 1894 auf eine 14. Druckauflage, Tiflis 1893, die auch seinem Text zugrunde lag.

9. Dies geschieht jeweils durch den Kontext, in den die Mitteilungen eingebettet sind. In der großen Darstellung des georg. kirchlichen Schrifttums von M. P. Tarchnišvili, Geschichte der kirchlichen georgischen Literatur, StT 185 (1955) vermißt man unter dem Abschnitt »Apokryphen« 328–355 jeden Hinweis auf diesen Text.

10. Davon sind andere Räselmärchen zu unterscheiden, die etwa die Klugheit einer Bauerntochter – vgl. J. de Vries, Die Märchen von klugen Räselölsern, FFC 73 (1928) – oder den Witz des einfachen Mannes – vgl. W. Anderson, Kaiser und Abt, FFC 42 (1923) – zum Inhalt haben.

11. J. Bolte, G. Polivka, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm. Neu bearbeitet von ..., I (1913) 188–202. Das Märchen »Das Rätsel« findet sich in der Ausgabe der Gebrüder Grimm von 1819 unter der Nr. 22. Das georg. Märchen von »Jungfrau und Jüngling« wird in diesem Zusammenhang bei Bolte, Polivka nicht erörtert; am Schluß findet sich nur ein knapper Hinweis (»Grusinisch: Sbornik Kavkaz. 13,2,46 nr.3«) auf Dumbadzes Text.

einen Schlag eins, auf zwei Schlag drei, auf drei Schlag zwölf.« Dabei gibt es freilich zahlreiche Varianten; ebenso wird im Rätsel auch nach Besonderheiten der Reise (z. B. Pferd und Schwert stammen von den Eltern, als Trank diene der Schweiß des Pferdes u.ä.) oder nach dem Geheimnis eines Inzestes gefragt.¹²

Bei den orientalischen Beispielen ist hingegen die Konstellation des Rätselwettkampfes eine andere: der Bewerber muß zunächst die Rätsel der Prinzessin beantworten und stellt dann erst nach deren glücklicher Lösung sein verschlüsseltes Geschick als Gegenfrage. Auch die übrigen Motive haben ein eigenes Gepräge: die Eltern des Bewerbers befinden sich im Unglück, so daß der Rätselwettkampf zu einer Überlebensfrage überhaupt wird; das Geschick des Bewerbers liegt entweder in seiner Herkunft oder in einem »Uriasbrief« begründet, den er unterwegs ausrichten soll, dessen Inhalt er jedoch noch rechtzeitig entdeckt; die Prinzessin und ihre Dienerinnen suchen ihn des Nachts durch Gaumenfreuden und Liebeskünste zu verführen. Wichtig ist, daß dabei die Möglichkeiten des Rätselspiels erheblich erweitert sind und Gelehrsamkeiten hin und her ausgetauscht werden.

Das Märchen von »Jüngling und Jungfrau« gehört diesem orientalischen Typus an. Ein Blick auf weitere Analogien kann hier manche Beziehungen deutlich machen.

Die bekannteste Fassung des Stoffes liegt vor in der »Geschichte des Prinzen Kalaf und der Prinzessin Turandot«.¹³ Sie gehört der persischen Märchensammlung »Tausendundein Tag« an, die der Derwisch Mokles, Oberhaupt der Sufis zu Isfahan, nach alten indischen Überlieferungen niedergeschrieben und dabei mit persischen Motiven verbunden hat.¹⁴ Das Original, das er 1675 dem Orientalisten Pétis de la Croix in Isfahan überließ, ging leider verloren, so daß heute des letzte-

ren französische Übersetzung (und Bearbeitung) die einzige Quelle darstellt.¹⁵ Aus dem französischen Text entnahm dann der venezianische Graf C. Gozzi die Fabel für seine Theaterfassung¹⁶, die nun

12. Vgl. dazu A. Aarne, S. Thompson, *The types of the folktale. A classification and bibliography*, FFC 184 (1961) 285 f. Dort werden Märchen dieses Typs unter Nr. 851 zusammengefaßt; Nr. 851 A steht für »Turandot«.

13. Ein dt. Gedicht aus dem 13. Jh. von Heinz dem Kellner, das F. H. von der Hagen in seine »Gesamtabenteuer« (Gesamtabenteuer. Hundert alte deutsche Erzählungen, 3 Bde. [1850], Nachdr. 1961: darin Nr. LXIII Turandot, 3, 175–185, Einl. LXI–LXXI) aufgenommen und mit dem Titel »Turandot« versehen hat, gehört einem anderen Typus an: es ist der Tölpel Konni, der mit 3 unflätigen Antworten die Prinzessin sprachlos macht und damit schlagfertig die vornehme Hofweisheit besiegt. Im Text ist die Prinzessin ohne Namen; die Beziehung zur pers. Märchenüberlieferung hat von der Hagen beim Kenntnisstand seiner Zeit zu Unrecht vermutet. Vgl. auch den Text und 8 weitere Fassungen dieses Typs bei L. Röhrich, *Erzählungen des späten Mittelalters und ihr Weiterleben in Literatur und Volksdichtung bis zur Gegenwart I* (1962): XII. Dummling und Prinzessin im Redewettkampf, 222–233. 299–302; 1. Der kluge Konni, 222–225.

14. K. Haemmerling (Hg.), *Tausendundein Tag. Orientalische Erzählungen niedergeschrieben von dem Derwisch Mokles. Ins Deutsche übertragen von ...* (1962). Die Sammlung ist offenbar bewußt als Pendant zu den arab. »Erzählungen aus Tausendundeiner Nacht« konzipiert. Die Geschichte der Turandot findet sich auf den Seiten 85–133 (Beginn am 63. Tag).

15. F. Pétis de la Croix, *Mille et un jours*, 5 Bde. (1710–1712). Auch diese Übersetzung ist schon Auswahl und erfaßt nur einen Teil des ganzen Textes. Pétis de la Croix ließ seine Übersetzung von dem Schriftsteller A. R. Lesage noch einmal sprachlich überarbeiten. Vgl. dazu noch V. Chauvin, *Bibliographie des Ouvrages Arabes ou Relatifs aux Arabes. V: Les Mille et une nuits* (1901) 191–193 (= Nr. 113: »Calaf«; dort weitere bibliogr. Angaben).

16. C. Gozzi, *Turandotte. Fiabe chinese teatrale tragicomica* (1762). Eine dramatische Fassung

ihrerseits für die Verbreitung des Stoffes in der europäischen Literatur sorgte. Die Übersetzung der Werke Gozzis durch F.A. Werthes von 1777–1779 in Bern löste in Deutschland eine regelrechte Gozzi-Begeisterung aus.¹⁷ Eine erste Bearbeitung für das Kurfürstliche Theater zu München legte 1778 J.F.Schmidt vor, wobei er jedoch die ganze Handlung in germanischen Verhältnissen ansiedelte.¹⁸ Ihr folgte im Jahre 1800 eine sentimentale Fassung des Berliner Professors Fr. Rambach.¹⁹ 1801 diente die Übersetzung von Werthes F.Schiller als Grundlage seiner Bearbeitung des Stückes für das Weimarer Hoftheater.²⁰ Eine Prosa-variante des Stoffes taucht auch in einer Sammlung von Märchen aus Südtirol auf, die gut 100 Jahre nach Gozzis Stück aufgezeichnet wurde.²¹ Obgleich die handelnden Personen darin ohne Namen bleiben und die Erzählung manche volkstümlichen Ausschmückungen erfahren hat, scheint doch das Vorbild der italienischen Dramenfassung in Aufbau und zahlreichen Details sehr deutlich hindurch.²² Sehr stark vereinfacht kehrt die Turandotfabel ebenfalls in einem neugriechischen Märchen wieder, das jedoch eher auf orientalische Quellen zurückgehen wird.²³ Weitere Übersetzungen des Gozzi'schen Stückes zeugen von der anhaltenden Beliebtheit des Stoffes, so etwa diejenigen von K.Vollmoeller²⁴ und

Ein altfränkisches Märchen, in: Neue Schauspiele. Aufgeführt auf dem Churfürstlichen Theater zu München 8 (darin Nr. 5), (1778). Der Verfasser wird in dieser Ausgabe als »Herzoglich-Weimarer Rath« betitelt. Schauplatz ist der Hof des Frankenkönigs Clodio, dessen Tochter Hermannide die Rolle der Turandot übernimmt. Der Prinz heißt Radulph und ist der Sohn des von Clodio besiegten Thüringerkönigs Merwig. Für die Sklavin Adelma steht die ebenfalls besiegte und gefangene königliche Witwe von Sachsen namens Amalberga. Eine Priesterin der Göttin Neha führt mit einem Prolog in die Handlung ein und sagt ihren Ausgang voraus.

19. Fr. Rambach, Die drey Räthsel. Tragikomödie in fünf Aufzügen nach Carlo Gozzi, in: ders., Schauspiele 3 (1800) 225–374.

20. F.Schiller, Turandot, Prinzessin von China. Ein tragikomisches Märchen nach Gozzi, in: Schillers Werke. Nationalausgabe. 14/2: Bühnenbearbeitungen, hg. v. H.H.Borchert (1949) 1–146. Die Uraufführung war am 30.1.1802 in Weimar. Zur Beziehung zwischen Schiller und Gozzi vgl. H.Feldmann, Die Fiabe des Carlo Gozzis: die Entstehung einer Gattung und ihre Transposition in das System der deutschen Romantik, Studi Italiani 11 (1971). Die Vorliebe für dieses Märchen hing wohl auch mit dem Reiz des Exotischen zusammen – der Turandot-Stoff erscheint in der deutschen Literatur überhaupt als »eine verspätete Chinoiserie«; vgl. dazu E.H.von Tschärner, China in der deutschen Dichtung bis zur Klassik (1939) 85–89.

21. Chr.Schneller, Märchen und Sagen aus Wälschtirol. Ein Beitrag zur deutschen Sagenkunde (1867), Nachdr. (1976); darin: 49. Die drei Räthsel (I tre indovinelli), 132–137.

22. Schon die gemeinsame Sprache legt diesen Zusammenhang nahe. Gozzis Märchendramen überhaupt hatten einen ungeheueren Erfolg, und ihre Rückwirkung auf die mündliche Erzählung in Südtiroler Spinnstuben (wo Schneller seine Märchen hörte) kann kaum verwundern.

23. P.Kretschmer, Neugriechische Märchen (1941); darin: Nr. 25 »Die Rätselprinzessin«, 76–77 (Anm. 329 f.). Der Text wurde 1897 auf Kreta aufgezeichnet. Namen, verwandtschaftliche Verwicklungen sowie jede Dramatik fehlen.

24. K. Vollmoeller, Turandot. Chinesisches Märchenspiel von Carlo Gozzi, Deutsch von ... (1911).

lag vom Stoff her nahe; Derwisch Mokles soll geäußert haben, daß einer ganzen Reihe der Geschichten aufgelöste Dramen zugrunde lägen, vgl. Haemmerling a.O. 7. Die Arbeit von F.Horn, Ueber K.Gozzi's Dramatische Poesie, besonders über dessen Turandot (1803) war mir nicht zugänglich.

17. F.A. Werthes, Turandot. Ein chinesisches tragikomisches Märchen für die Schaubühne in fünf Akten. – Der Text ist begleitend zu Schillers Bearbeitung in der Weimarer Nationalausgabe mit abgedruckt.

18. J.F.Schmidt, Hermannide. oder die Räthsel.

P. Graf Thun-Hohenstein.²⁵ W. Burggraf schuf eine mit Musik unterlegte komödiantische Bearbeitung²⁶; F. Busoni²⁷ und G. Puccini²⁸ vertonten das Stück für die Oper. Selbst das Wiener Puppentheater machte sich den Stoff in einer Bearbeitung R. Kraliks zu eigen.²⁹ Das alte Märchen behielt seine Faszination auch in der jüngeren Literatur; seine Hauptfigur und sein Schauplatz regten etwa B. Brecht³⁰ oder W. Hildesheimer³¹ zu ganz eigenen neuen Entwürfen an.

Der wohlüberlegte Aufbau der Turandot-Fabel und die geschickt miteinander verwobenen Beziehungen der handelnden Personen lassen bereits bei der ursprünglichen Erzählung ein hohes Maß an künstlerischer Gestaltung des Stoffes erkennen. Während nun diese Konstellationen in allen späteren Bearbeitungen relativ konstant geblieben sind, hat sich an den Rätselfragen die kreative Lust der Bearbeiter entzündet. Offensichtlich stellen die Rätsel also den flexibelsten Teil der Überlieferung dar, auch wenn gerade diese Fassung aus dramaturgischen Gründen ihre Zahl von vornherein auf drei begrenzt hat. Wird beim Derwisch Mokles nach Sonne, Meer und Jahr gefragt, so setzt der Venezianer Gozzi schon für das Meer den Löwen von San Marco ein und macht diesen als drittes Rätsel zum Höhepunkt des Wettkampfes. Daran fühlte sich Werthes (ebenso Rambach³² und Vollmoeller) noch gebunden, während Schmidt in seiner germanisierten Fassung neben die erste Frage nach der Sonne dann die beiden neuen Fragen nach dem Menschen (im Bild des Baumes) und dem Adler Deutschlands setzte. Schiller behielt nur das Jahr bei und fügte Auge und Pflug hinzu. Zur abwechslungsreicheren Gestaltung der Weimarer Aufführungen aber dichtete er dann noch insgesamt vierzehn weitere Rätsel, und selbst der Geheimrat Goethe steuerte eines bei.³³ Die Südtiroler Märchenfassung hält sich mit

Sonne und Meer an Gozzi, fragt dann aber statt des Löwen von San Marco nach der Mutter Erde; das neugriechische Märchen hat Sonne, See und wiederum das Jahr im Bilde des Baumes. Spätere Bearbeitungen oder Übersetzungen Gozzis tauschen

25. Carlo Gozzi, Turandot. Ein tragikomisches Märchen in fünf Akten. Aus dem Italienischen übertragen von P. Graf Thun-Hohenstein mit einem Nachwort von G. Reuter, Reclams Universalbibliothek 8975 (1965).
26. W. Burggraf (Pseudonym: Fr. Forster), Prinzessin Turandot. Eine Schaubrette nach Carlo Gozzi. Musik von Georg Pittrich (1925). Die Uraufführung war am 7.12.1923 in Nürnberg.
27. Die Uraufführung fand am 11.5.1917 in Zürich statt. Busoni schrieb das Libretto selbst.
28. Die Uraufführung fand am 25.4.1926 in Mailand statt, zwei Jahre nach dem Tod des Komponisten. Turandot ist Puccinis letztes Werk und blieb unvollendet. Es wurde dann nach Skizzen Puccinis von F. Alfano fertiggestellt. Das Libretto schrieben G. Adami und R. Simon.
29. R. Kralik, Turandot und der Wiener Kaspar. Ein tragikomisches Märchen nach Gozzi, Werthes und Schiller, Deutsche Hausbücherei 175 (1925). Das Ganze lebt von der Figur des Kaspers, der als Kanzler des Kaisers von China seine Wiener Späße und Anspielungen an den Mann bringt. Einzelne Gesänge sind dabei musikalisch unterlegt.
30. B. Brecht, Turandot oder der Kongress der Weisswäscher, in: Stücke 14 (1967) 5–134. Brecht stellte das Stück, dessen Idee schon in den dreißiger Jahren entstand, im Jahre 1954 fertig. Seine Absicht war es, den Mißbrauch des Intellektes darzustellen.
31. W. Hildesheimer, Der Drachenthron. Komödie in drei Akten (1955). Eine spätere Bearbeitung als Komödie in zwei Akten trug dann den Titel: Die Eroberung der Prinzessin Turandot (1961).
32. Zur Probe gibt Rambachs Pantalon dem Calaf im vorausgehenden 3. Auftritt schon einmal 3 Kinderrätsel auf.
33. Diese folgenden Rätselvarianten sind in der Weimarer Nationalausgabe 136–146 abgedruckt. Sie fragen z.B. nach Regenbogen, Blitz, Schalltag, Farben, Sehrohr usw.

ebenso den Löwen von San Marco aus.³⁴ **Busoni sah eine willkommene Gelegenheit**, in den Rätselfragen sein künstlerisches Credo zum Ausdruck zu bringen: menschlicher Verstand, Sitte, Kunst; Puccini blieb näher bei der Handlung und ließ Hoffnung, Blut und Turandot raten. Der Kasper in Kraliks Puppentheaterversion (die bei den Rätseln der Turandot Schiller folgt) stellt zum Schluß noch dem Publikum ein Rätsel in eigener Sache, dessen Lösung nun »Wien« heißt und in einen Lobgesang auf die Donaumetropole mündet.

Von Gozzi und Pétis de la Croix aus läßt sich der Stoff in Persien noch weiter zurückverfolgen. Im Jahre 1197 vollendete der Dichter Nizami, der in dem transkaukasischen Städtchen Gendsche ein zurückgezogenes Leben führte, eine große Verdichtung mit dem Titel »Haft Paikar« (Sieben Bilder).³⁵ Ihr Herzstück sind »Die sieben Geschichten der sieben Prinzessinnen«, erzählt an sieben Wochentagen, in denen sieben verschiedene Aspekte des menschlichen Schicksals in Entsprechung zu den sieben Planeten, sieben Regionen und sieben Farben geschildert werden.³⁶ »Was die russische Prinzessin am Dienstag in der roten Marskuppel erzählte« scheint nun die früheste Fassung jenes Märchens auf persischem Boden überhaupt zu sein. Sie lebt bei Nizami von dem Zauber der Sprache, der Symbole und Bilder, vom Spiel der Phantasie.³⁷ Die Prinzessin, von der das Märchen handelt, zieht sich vor dem Andrang ihrer Freier zurück auf ein hohes Felsen-schloß; wer sie begehrt – so stellt sie nun die Bedingungen –, muß von edler Herkunft sein, auf dem Weg zu ihr die tödlichen Zaubertalismane überwinden, das geheime Tor zum Schloß entdecken und schließlich ihre Rätsel lösen. Nachdem viele umgekommen sind, begibt sich ein junger Prinz zu einem weisen, in allerlei Zauberei unterrichteten Manne in die

Lehre und vermag, so gerüstet, die Bedingungen zu erfüllen. Der Rätselwettbewerb aber vollzieht sich dann, während beide durch einen Vorhang getrennt sind, als ein wortloser Austausch von symbolträchtigen Gegenständen, mit deren Hilfe einer des anderen Scharfsinn prüft.

Zwischen jenem Märchen des Nizami und der Geschichte von der Prinzessin Turandot in »Tausendundein Tag« liegt nun eine Entfaltung des Stoffes, aus der auch das georgische Rätselmärchen hervorgegangen ist. Vor allem die Rätselfragen gewinnen hier an Umfang und Gewicht und machen einen mehrtägigen Wettkampf erforderlich. F. Meier hat diese Märchenfassungen, die leider nur handschriftlich vorliegen, ausführlich dargestellt.³⁸ Sein Interesse galt jedoch in erster Linie der Entwicklung des Stoffes; die

34. Burggraf: Sonne, Auge, Menschheit; Thun-Hohenstein: Sonne, Jahr, Grab.

35. Eine engl. Übers. der ganzen Dichtung, die auch die Vergestalt zu bewahren sucht, wurde angefertigt von C. E. Wilson, *The Haft Paikar (The seven Beauties). Containing the life and adventures of king Bahram Gur, and the seven stories told him by his seven queens. By Nizami of Ganja, 2 Bde.* (1924).

36. Dt. Übers. von R. Gelpke, *Nizami Gangawi: Die sieben Geschichten der sieben Prinzessinnen*. Aus dem Persischen verdeutscht und herausgegeben von ... Manesse Bibliothek der Weltliteratur (1991). Die Dichtung ist hier freier nacherzählt; daß die Rätselprinzessin schon den Namen Turandot trägt, ist ein Vorgriff auf die spätere Fassung in »Tausendundein Tag«, mit dem Gelpke den Zusammenhang zwischen beiden Märchen deutlich machen will.

37. Vgl. Wilson a.O. I 171–188; Gelpke a.O. 127–157. Die Dramatik des späteren Märchens ist hier noch nicht zu spüren. Psychologische Momente spielen keine Rolle. So schroff sich die Prinzessin erst zurückzieht, so unvermittelt und glücklich erfolgt ihr Umschwung nach der Niederlage, der auch jede Tragik abgeht.

38. F. Meier, *Turandot in Persien*, ZDMG 95 (1941) 1–27.

Rätselfragen, um die es im vorliegenden Zusammenhang besonders geht, werden dabei nur summarisch erwähnt. Es ist zu vermuten, daß hier noch ein reicher Schatz biblischer und biblisch-apokrypher Rätselfragen ruht, der freilich nur von fachkompetenter Seite gehoben werden kann. Im Anschluß an Meiers Darstellung sollen die verschiedenen persischen Fassungen im folgenden kurz aufgeführt werden.

Die erste Prosafassung stammt von dem Dichter 'Aufi und gehört dessen um 1228 in Dehli geschriebenen großen Sammlung von Geschichten, Anekdoten und Märchen an. Die Rätselprinzessin ist bei ihm die Tochter des griechischen Kaisers; der kühne Freier ein Jüngling aus dem Zweistromland, dessen Ausbildung die Eltern an den Bettelstab gebracht hat. In Persien verkauft er die Eltern um den Preis einer Reiseausrüstung. Schon am Kaiserhof, entgeht er glücklich der Ausrichtung eines »Uriasbriefes« und kehrt heil zurück. Die Prinzessin stellt ihm neun Fragen³⁹; als Gegenfrage legt er ihr sein eigenes Schicksal vor. Des Nachts entlockt ihm die Prinzessin mit zwei Dienerinnen sein Geheimnis, doch ihre zurückgelassenen Kleider retten ihn am nächsten Morgen. Auf seine erneute Frage nach drei Täubchen, die er letzte Nacht gefangen habe, die ihm dann entwischt seien, deren Federn er aber noch vorzeigen könne, schweigt die Prinzessin. Es folgen Hochzeit und Auslösung der Eltern. Der Handlungsablauf ist nun viel wirklichkeitsnäher und beinhaltet auch erstmals den verbalen Rätselwettkampf, der beide Seiten zum Zuge kommen läßt. Hier begegnet bereits (von geringfügigen Varianten abgesehen) alles, was auch das georgische Märchen von »Jüngling und Jungfrau« erzählt, und einer griechischen Kaiserstochter wäre wohl durchaus auch manche biblische Rätselfrage zuzutragen. Mit 'Aufis Fassung scheint die Erzählung

einer persischen Handschrift aus Wien identisch zu sein, die in einer Übersetzung W. Behrnauers aus dem Jahre 1857 vorliegt und den Titel »Der junge Perser und die griechische Prinzessin« trägt.⁴⁰ Mit 'Aufi stimmt z.B. das Detail überein, daß die verkleidete Prinzessin in der nächtlichen Verführungsszene dem zudringlichen Jüngling in die Hand beißt. Die Gegenfrage des Jünglings am nächsten Morgen betrifft wieder die drei Täubchen, die zu ihm gekommen seien. Hier sind nun auch die neun Rätselfragen der Prinzessin nachzulesen, die jedoch nur allgemeinen Dingen gelten und gerade biblische Themen vermissen lassen.⁴¹ Zwei Kodizes der Bibliothèque Nationale in Paris aus der zweiten Hälfte des 18. Jh.s⁴² ver-

39. Unter den Fragen findet sich bereits jene, die im Bild des Baumes nach dem Jahr fragt und die fortan in allen weiteren Fassungen einen festen Bestandteil darstellt. Daß sie eine »uralte indische« Frage sei, sagt Meier a. O. 16.

40. W. Behrnauer, *Der junge Perser und die griechische Prinzessin*, in: *Johannes-Album. Dichtung und Prosa in Originalbeiträgen verschiedenster Verfasser*, hg. v. Fr. Müller (1857) II 57–70. Es handelt sich um die Hs. Nr. 375 (Gemischter Fonds) 186 v–189 r der k. k. Hofbibliothek in Wien. Der Kodex enthält eine »Erzählungssammlung«; Behrnauer unterzeichnet als Amanuensis der Hofbibliothek. In Meiers Darstellung werden Hs. und Übersetzung nicht erwähnt. Bei Bolte, Polivka I (199) wird noch auf eine weitere Veröffentlichung dieses Textes verwiesen (»=Gräse, Märchenwelt S. 79«), ohne daß ich jedoch im Literaturverzeichnis noch sonst einen entsprechenden Titel finden konnte.

41. Es geht um 1) göttliche Barmherzigkeit/Mensch; 2) Erde/Feuer; 3) Spiegel/Traum; 4) Bad/Aussaat/Beischlaf; 5) Stahldegen; 6) Siegelring der Könige; 7) Mutterbrüste/Kuheuter/Hundezitzen/Milch; 8) menschl. Körper; 9) Geld/Frau und Kinder/gute Taten. Die von Meier erwähnte Frage nach dem Jahr in 'Aufis Fassung fehlt; die Rätselreihe in der Wiener Hs. hat wohl eine abweichende Gestalt.

setzen diese Geschichte ebenfalls nach **Byzanz**, wobei die griechische Prinzessin nun den Namen Malika trägt und gleich »hundert theologische Fragen« beantwortet haben möchte. Inzwischen scheint überhaupt der Rätselteil an Beliebtheit gewonnen zu haben. Eine Fassung des Dichters Lari (gest. 1506), der seine Erzählung als erster in China ansiedelt, dehnt die Rätselfragen auf ganze sechzehneinhalb Seiten aus.⁴³ Der Prinz wird bei ihm ein »König von Kleinasien und Syrien« genannt, was auch hier manches biblische Wissen in seinen souveränen Antworten vermuten läßt. Schließlich findet sich in vier Handschriften⁴⁴ eine etwa gleichlautende Fassung, die nach Meiers Ansicht der Vorlage des Derwischs Mokles für dessen Bearbeitung in »Tausendundein Tag« am nächsten kommen könnte. Auch sie weist (ebenso wie das Märchen bei 'Aufi) größte Nähe zur georgischen Überlieferung auf. Der Prinz ist ein Sohn des Königs von Turan. Durch die Ausschweifungen des Vaters gerät die Familie ins Unglück. Doch dank seiner hohen Bildung findet der Sohn einen Ausweg. Er verkauft die Eltern in die Sklaverei, kauft vom Erlös seine Ausrüstung und reist nach China. Unterwegs begegnet ihm ein Bote, der ihm einen »Urias-Brief« zur Ausrichtung überläßt. Als der Prinz zum Wassers schöpfen genötigt ist, den Brief zu öffnen, entdeckt er dessen tödlichen Inhalt. In der chinesischen Residenz kehrt er bei einem alten Mütterchen ein, erfährt vom Rätselwettkampf und stellt sich der Prinzessin. »Die Fragen, die nun alle einzeln angeführt werden, folgen sich hageldicht. Sie betreffen zum großen Teil die biblische Geschichte, wie sie im Islam gelehrt wird, zum Teil, gerade auch am Anfang, profane Weisheit und Naseweisheit ...«⁴⁵ Der Kampf erstreckt sich über vier Tage. Als der Prinz nach seinem Schicksal fragt, erbittet die Prinzessin Aufschub. Ihre nächtli-

che Verführung ist erfolgreich, doch ihr Kleid bleibt zurück. Wiederum fragt der Prinz am nächsten Morgen nach dem Vogel, der des Nachts zu ihm gekommen sei und seine Federn zurückgelassen habe. So wird der Prinz Sieger und heiratet die Prinzessin. Die Eltern können freigekauft und schließlich in ihre alte Würde wieder eingesetzt werden. Erst in »Tausendundein Tag« trägt die Prinzessin dann den Namen Turandot⁴⁶, und die Beziehungen

42. Es handelt sich um die anonymen Kodizes Nr. 2129 und Nr. 2133; vgl. Meier a. O. 9.

43. Sie findet sich in der Hs. Ouseley adds. 69 der Bodlian Library in Oxford. Seit einer ersten großen Rätselsammlung des Ali-e Yazdi im 15. Jh. waren Rätsel in Persien sehr beliebt. Vor allem Laris Lehrer Dschami hatte sich in besonderer Weise mit Rätseln beschäftigt (vgl. Meier a. O. 8).

44. 1. Hs. Ouseley 58 der Bodlian Library in Oxford; 2. Hs. Nr. 2541 der India Office Library von 1645; 3. Hs. Nr. 1239 der India Office Library; 4. Hs. Nr. 1814 der Moscheebücherei der Hagia Sophia in Istanbul. Die beiden letzteren Hss. enthalten nur einen unvollständigen Text.

45. Meier a. O. 15. Nach der Hs. der Hagia Sophia enthält der Rätselteil etwa 30 Fragen (ebd. 25 f.). An dieser Stelle verdient die Erzählung »Die Sklavin Tawaddud« Erwähnung, die sich in der arab. Sammlung aus »Tausendundeine Nacht« befindet (Übers. von M. Henning, Tausend und eine Nacht VII [o. J.] 184–187). Wohl ist die Konstellation eine ganz andere: Um ihrem verarmten Herrn zu helfen, schlägt ihm seine schöne und kluge Sklavin ihren Verkauf an den Kalifen vor; zur Steigerung ihres Preises fordert sie jedoch eine öffentliche Disputation mit den Doktoren des Diwans. Hier hält sie nun auf allen Wissensgebieten den Fragereihen stand und vermag durch jeweils eine Gegenfrage dann die einzelnen Fachvertreter endgültig zu beschämen. Doch auch dieses Kompendium islamischer Bildung, das dabei vor dem Leser entwickelt wird, enthält eine ganze Reihe biblischer Rätselfragen nach islam. Tradition und zeigt die Beliebtheit solcher Spiele.

46. Seither steht der Name Turandot für Rätselhaftes überhaupt. Auch moderne Sammlun-

zwischen den handelnden Personen erhalten ihre eigentümliche Verwicklung.

Doch auch außerhalb Persiens ist der Stoff in jener Fassung bekannt gewesen, die seine Eigenart noch vor der Gestaltung durch den Derwisch Mokles ausmachte. Den interessantesten Beleg bietet hierfür ein neuaramäischer Text, den M.Lidzbarski 1896 aus einer Handschrift der Königlichen Bibliothek zu Berlin übersetzte.⁴⁷ Auf die Titelangabe »Wir wollen schreiben die Geschichte der Karamâneh, ihrer Dolmetscherin und des jungen Prinzen, was ihm und ihnen passiert ist«, folgt die Erzählung bis in alle Details hinein jener Fassung, die Meier als Vorläufer der Turandot betrachtet hatte; allein die Herkunft des Jünglings und der Ort der Handlung bleiben ungenannt. Im Rätselwettkampf, der sich ebenfalls über einen Zeitraum von vier Tagen erstreckt, legt die Prinzessin nun 22 Rätsel vor, von denen allein 18 biblische Themen zum Inhalt haben. 15 der Rätsel betreffen Gegenstände, die sich in beiden georgischen Versionen nicht finden, doch die Übereinstimmungen in den verbleibenden Fragen sind so auffällig, daß eine gemeinsame Quelle mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann.⁴⁸ Damit identisch (möglicherweise die Quelle?) ist eine arabische Version, die in den weiteren Umkreis der Erzählungen aus »Tausend und einer Nacht« gehört. Ihr Titel lautet ganz analog »Die Geschichte von der Dolmetscherin, der Duenna und dem Prinzen«⁴⁹; der Handlungsablauf sowie Zahl und Abfolge der Fragen stimmen (von unbedeutenden Abweichungen in der Formulierung abgesehen) völlig mit dem Text bei Lidzbarski überein – lediglich nach Frage Nr.17 ist eine weitere eingeschoben, und Frage Nr.21 fehlt. Hier wird eine feste Abfolge biblischer Rätselfragen sichtbar, die auch der georgischen Fassung zugrunde gelegen haben könnte, jedoch mit größte-

rer Freiheit als der erzählerische Rahmen redigiert worden ist.

Eine weitere nahe Parallele hat der ukrainische Märchenschatz bewahrt. Unter dem Titel »Der weise Jüngling«⁵⁰

gen greifen ihn gern auf – vgl. z.B. V. Atzens-Heiligenkreuz, *Die zahme Turandot*. 250 Rätsel (1926) oder K. und H. Wolff, *Die neue Turandot*, Dreihundertfünfundzwanzig Rätsel (1947).

47. M.Lidzbarski, *Die neu-aramäischen Handschriften der Königlichen Bibliothek zu Berlin in Auswahl herausgegeben, übersetzt und erläutert*, 2 Bde. (1896), Nachdr. (1973) II 267–279.
48. Dies betrifft bei Lidzbarski Frage Nr. 1 (Jona im Bauch des Fisches); Nr. 3 (Boden des Roten Meeres); Nr. 4 (Stab des Mose); Nr. 7 (Adam und Eva, Elias, Loths Frau); Nr. 10 (das Jahr); Nr. 11 (Stab des Mose); Nr. 15 (Gegensatzpaare, u. a. Geist und Körper); Nr. 20 (Zahl der Kinder Israel beim Einzug in und Auszug aus Ägypten).
49. M. Henning, *Tausend und eine Nacht XXII (= Nachtrag 5. Teil)* (o.J.) 76–93. Der Text basiert hier auf der engl. Übers. Burtons, die jene in allen anderen Hss. fehlenden Stücke aus der in dieser Hinsicht eigenwilligen Hs. Nr. 1723 der Pariser Nationalbibliothek einbezogen hat. Die Erzählung ist daher auch nicht einer bestimmten Nacht zugeordnet, sondern findet sich unter den Nachträgen und Ergänzungen. Ein kurzes Referat und eine knappe Inhaltsangabe der Fragen bietet auch V. Chauvin, *Bibliographie des Ouvrages Arabes ou Relatives aux Arabes*. V: *Les Mille et une nuits* (1901) 194–195.
50. I. Franko, *Premudrij mladencin*, in: *Žite i slovo. Vistnik literaturi, istorii i Fol'klor* 2 (1894) 136–142 (= Nr. 1 unter der Rubrik »Iz ust naroda. Kazki/Aus dem Volksmund. Märchen«). Nach Frankos Auskunft (141f.) wurde der Text in den achtziger Jahren des 19. Jh.s von dem Bauern (und vermutl. Diakon) T. Kischko aus Berlin im Kreise Sokal gemeinsam mit anderen Überlieferungen aufgezeichnet. Die Sprache ist eine archaische und läßt auf eine Vorlage schließen, die noch dem 17./18. Jh. angehören könnte. Der Text weist an einigen Stellen Lücken auf, die von Kischko offenbar nicht bemerkt wurden. Vermutlich handelt es sich um eben diesen Text, den auch B.D. Hrinčenko in seine Sammlung ukraini-

ist der Stoff wiederum auf eigenständige Weise gestaltet und ausgeschmückt, doch in zahlreichen charakteristischen Details werden die Gemeinsamkeiten ausreichend deutlich.⁵¹ Der Wettkampf dauert ebenfalls vier Tage, an deren ersten drei die Prinzessin dem Jüngling nun 16 Fragen stellt. Davon betreffen acht Fragen biblische Themen, weitere vier könnte man als theologische Fragen bezeichnen, und unter den übrigen allgemeinen Fragen begegnet auch die nach dem Jahr im Bilde des Baumes wieder. Fünf der Fragen haben ihre Entsprechung in der georgischen Fassung.⁵² Die nächtliche Verführung und die Gegenfrage nach dem Täubchen, das des Nachts vom Königshofe herbeigeflogen sei, runden dann das Geschehen ab; doch diesmal ist es ein zurückgelassener Ring mit dem in Jaspis eingravierten Namenszug der Prinzessin, der das Beweisstück liefert. Das Ganze endet mit moralischen Betrachtungen über Mann und Frau und einer kurzen Doxologie, sowie auch die ganze Erzählung überhaupt von wiederholten Äußerungen der Frömmigkeit (ähnlich der georgischen Fassung) durchzogen wird. Besonders interessant ist der in den Text als Klammerbemerkung eingefügte Hinweis, daß die Prinzessin den Namen »Siebenrätsel« in griechischen Buchstaben getragen habe.⁵³ Es liegt nahe, daraus eine griechische Quelle des Märchens oder doch wenigstens seiner Fragen zu schlußfolgern. I. Franko erwog deshalb auch, das Märchen könne noch vor dem 18. Jh. aus griechischer Überlieferung in die Ukraine gelangt, vielleicht auch schon in byzantinischer Zeit über Serbien oder Bulgarien vermittelt worden sein.⁵⁴

Der gleiche Stoff findet sich schließlich noch einmal in einem Märchen türkischer Zigeuner, obwohl hier größere Abweichungen vorliegen.⁵⁵ So geraten die Eltern etwa durch die Unverschämtheit des gebildeten Sohnes, der täglich mehr Geld

fordert, in Armut. Den »Urias«-Brief trägt ihn schon jener König auf, dem er seine Eltern verkauft hat. Die Rätselfragen aber fallen dann ganz aus, und es

scher Märchen (Iz ust naroda, 3 Bde., 1895–1899) aufgenommen hat – diese Ausgabe war mir leider bislang nicht zugänglich (Hinweis bei Bolte u. Polivka I, 202: »Hrinčenko, Iz ust naroda S. 402 [auch biblische Rätsel]«).

51. Der Jüngling verkauft Vater und Mutter für Pferd und Mantel; er begegnet unterwegs dem Briefboten, tauscht den Brief und entdeckt seinen Inhalt; er kehrt bei einem Mütterchen in der Hauptstadt ein, das ihm den Grund für die abgeschlagenen Häupter erklärt; beim Wettkampf setzt er sich auf einen goldenen Sessel. Es fehlt hingegen die dramatische Szene am Anfang; die Beziehung zu dem alten Mütterchen wird ausgeschmückt; am Schluß versucht die Prinzessin sich der Überführung durch den goldenen Ring noch mittels eines Duplikates zu entziehen.
52. Dies betrifft Nr. 2 (Jona im Bauch des Fisches); Nr. 4 (Adam und Eva); Nr. 5 (der Widder bei Isaaks Opferung); Nr. 6 (der Verkauf des Joseph); Nr. 7 (Auszug und Rückkehr des Volkes Israel).
53. »Semizagadka« - I. Franko (142) hat dafür die Form »ἑπταίνυμα?« vorgeschlagen.
54. Franko a. O. 142. Ein poln. Märchen, auf das Bolte u. Polivka (I 199) in diesem Zusammenhang noch hinweisen (A. J. Gliński, *Bajarz polski. Baśni, powieści i gawędy ludowe* (1862); darin: III 5–37, = Nr. 1; bei Bolte u. Polivka ist auf die 3. Aufl. von 1881 verwiesen: »Gliński³, 33.57«), hat nur eine sehr lose Beziehung zu dem Stoff: der Rätselwettkampf, in dem ein junger Fischer um die Prinzessin wirbt, ist der letzte Akt in einem langen Sammelsurium verschiedener Märchenmotive (unbekannter Alter als Helfer, dankbare Tiere, Zauberring, fliegender Teppich, Tarnkappe, Knüppel aus dem Sack, schlangenbewohntes Diamantental). Die 6 Rätsel, die den immer wieder vom König Geprellten schließlich doch die Hand der Prinzessin gewinnen lassen, betreffen: Uhr, Türschloß, Krebs, Nadel, Schatten, Bett. In zahlreichen Wendungen kommt dabei ebenfalls die Frömmigkeit des Fischers zum Ausdruck.
55. F. H. Groome, *Gypsy Folk Tales* (1899), Nachdr. (1963) 9–12 (= Nr. 3: »The Riddle«); W. Aichele, M. Block, *Zigeunermärchen* (1991)

bleibt bei der einen (Gegen-)Frage des Jünglings nach seinen eigentümlichen Erlebnissen. Dieser letzte Zug stimmt zwar eher mit dem abendländischen Typus des Märchens überein; seine konkrete Formulierung sowie eine ganze Reihe von Details entsprechen dann allerdings so eindeutig den bereits genannten Fassungen, daß die Herkunft dieses Zigeunermärchens wohl ebenfalls im Orient zu suchen ist.⁵⁶ Es zeigt sehr deutlich, wie leicht sich der Stoff dem jeweiligen Lokalkolorit anpaßte – vor allem aber, wie flexibel und sogar auch entbehrlich gerade der Rätselteil selbst war.

Eine eigenständige Ausprägung des Stoffes könnte sich auch in einem kirgisischen Märchen erhalten haben.⁵⁷ Die Handlung ist hier freilich viel schlichter, und der Rätselwettkampf entspringt eher einer Laune der Prinzessin. Im ganzen sind es elf Rätsel, die en bloc gestellt werden und die durchweg nach Alltagsphänomenen aus dem Leben der Steppe fragen.⁵⁸

Die genannten Beispiele lassen nun den Typus eines Räselmärchens erkennen, das seit dem 13. Jh. im Orient verbreitet war und von da aus seinen Weg in verschiedene Literaturen genommen hat. Sein Ursprung ist in Persien und in islamischer Umgebung zu suchen, wenn gleich der Stoff schon in seiner frühesten Fassung eine Verbindung zum griechischen und damit christlichen Kaiserreich herstellt.⁵⁹ Das Herzstück des Stoffes – die Räselfragen der Prinzessin – bringt diese Verbindung auf prägnante Weise zum Ausdruck. Obgleich in den Räseln als dem flexibelsten Teil eine große Variantenvielfalt vorliegt, zeichnet sich doch in allen Beispielen eine Art ursprünglicher Grundbestand ab, der in seinen Themen der islamischen, jüdischen und christlichen Bildung gleichermaßen vertraut sein konnte. Die vorliegenden Fassungen enthalten freilich manche Ungereim-

heiten, die auch eine gewisse Distanz zur Quelle anzeigen. Häufig sind die Fragen so unscharf formuliert, daß die Antwort daran vorbeigeht; andere Fragen machen in ihrer korrumpten Form die schlichte Unkenntnis der zugrunde liegenden Überlieferung sichtbar.⁶⁰ Thematisch lassen sich etwa folgende Bereiche benennen: a) biblisches (vorwiegend alttestamentliches) Wissen bzw. biblische Rätsel⁶¹; b) biblisch-apokryphe Überlieferungen (in jüdisch-haggadischer oder islamisch-legendarischer Gestalt)⁶²; c) Christlich-Legendarisches⁶³; d) Theo-

27–30. 360 (= Nr. 7: »Das schwierige Rätsel«); H. Mode, Zigeunermärchen aus aller Welt (1991) 58–62. 480 f. (= Nr. 4: »Der verschwenderische Jüngling«).

56. Es hat mehr Wahrscheinlichkeit für sich, daß hier die biblischen Räselfragen ausgelassen wurden, da sie sich gerade bei den Zigeunern keiner solchen Beliebtheit wie bei Muslimen und Christen erfreut haben dürften.

57. W. Radloff, Die Sprachen der türkischen Stämme Süd-Sibiriens und der Dsungarischen Steppe. I: Proben der Volksliteratur (1870) Nachdr. (1965), darin: III/X, Nr. 8 »Räthsel«, 387–389.

58. So geht es z. B. um das Gras für die Pferde, den armen Fuchs, die weidenden Schafe, aber auch um die Brüste der Prinzessin, ihre 7 Brüder oder den Schwiegervater.

59. Bei 'Aufi war die Prinzessin die griech. Kaiserstochter, ebenso in dem Text Behnauers; in den beiden Pariser Hss. trug sie als griech. Prinzessin den Namen Malika.

60. So z. B. Nr. 14 bei Dumbadze (der Tod Kains), die dann in der Fassung Chachanovs (Nr. 19) korrekt wiedergegeben ist.

61. Zum einen wird lediglich biblisches Wissen abgefragt; zum anderen baut die Frage auf einer Doppeldeutigkeit oder geschickten Verschlüsselung des Gegenstandes auf.

62. Das Übergewicht liegt bei haggadischen Überlieferungen; ein apokrypher Stoff liegt in der Anspielung auf die »Paraleipomena Jeremiae« (Chachanov Nr. 17) vor.

63. Dies betrifft nur die Legende von den Jünglingen zu Ephesus (»Siebenschläfer«, Chachanov Nr. 30), die freilich durch den Koran Sure

logisches; e) Philosophisches; f) Naturkundliches; g) Kurioses bzw. Spitzfindiges. Den größten Raum nehmen dabei a) und b) ein, was kaum verwundern kann: Jüdisch-haggadische Überlieferungen wurden in großem Umfang vom Koran sowie der nachfolgenden islamischen Legende aufgegriffen und lebten ebenso noch lange in der christlichen Frömmigkeit fort; die alttestamentlichen Schriften waren ohnehin Gemeingut der drei großen Religionen. Themen aus diesem Reservoir erfreuten sich bei Muslimen und Christen gleicher Beliebtheit. Wo und wann nun die christliche Adaption des persischen Stoffes stattgefunden hat, läßt sich nur vermuten. In Frage käme z.B. das christliche Syrien⁶⁴; die erhaltene neuaramäische Fassung ist freilich erst späten Datums. Mehr spricht dafür, die Vermittlung durch eine griechische Fassung in byzantinischer Zeit anzunehmen. Die wiederholte Charakterisierung der Prinzessin als griechische Kaiserstochter legt dies schon nahe, wozu sich noch die entsprechenden Hinweise in der georgischen und ukrainischen Fassung heranziehen lassen.⁶⁵ Daß die beiden letzteren eine betont christliche Sprache sprechen, ist wohl erst ihrer späten literarischen Gestaltung zuzuschreiben.

Für die Kenntnis des volkstümlichen Umganges mit der heiligen Schrift sowie der Spuren mancher apokryphen Motive, die von der frühjüdischen Literatur an die Jahrhunderte durchziehen, bieten diese Rätselfragen wichtige, bislang ganz zu Unrecht vernachlässigte Aufschlüsse. Eine Übersetzung des georgischen Märchens nach den russischen Texten bei Dumbadze und Chachanov, die auch einen Vergleich mit den syrisch/arabi-

schen und ukrainischen Fragen, eine Bestimmung der zugrundeliegenden Tradition sowie eine Bibliographie zum Genre biblischer Rätselfragen überhaupt enthalten soll, habe ich bereits abgeschlossen. Ihre Veröffentlichung auch bei dem gegenwärtigen Kenntnisstand scheint durch die Bedeutung des Textes selbst gerechtfertigt zu sein.⁶⁶ Der größere Teil dieses Schatzes bleibt freilich noch immer ungehoben. Besonders die zahlreichen persischen, nur handschriftlich vorliegenden Fragereihen versprechen eine Fülle neuen Materials. Doch auch die georgische Literatur scheint mehr bewahrt zu haben, als jene Aufzeichnungen durch Dumbadze und Chachanov erkennen lassen. Allein eine Durchsicht der verschiedenen Druckauflagen sowie die Suche nach einer weiteren handschriftlichen Verbreitung vor Ort könnten die georgische Überlieferung der Rätselfragen auf eine sichere Grundlage stellen. Die Zusammenstellung der bislang bekannten Texte und ihrer Parallelen, wie sie der vorliegende Aufsatz zunächst versucht hat, möchte ein Schritt in diese Richtung sein.

18 auch Teil der islamischen Tradition geworden ist.

64. Schon Lari, der als erster die Handlung nach China verlegt hatte, bezeichnete den Jüngling als »König von Kleinasien und Syrien«.

65. Die georg. Druckfassung enthielt den Hinweis auf eine Übersetzung aus dem Griech. unter König Teimuraz (vgl. Lüdtkke a.O. 167); für die ukrain. Fassung legt dies der Hinweis auf den Namen der Prinzessin nahe. Immerhin wird gerade in Georgien auch der pers. Einfluß lebendig geblieben sein.

66. Voraussichtlich in Kairos (1994).

Winfried Boeder

Identität und Universalität: Volkssprache und Schriftsprache in den Ländern des alten Christlichen Orients*

Die Anfänge der georgischen Schriftsprache sind uns weitgehend unbekannt. Wir kennen zwar georgische Inschriften in georgischer Schrift seit dem 5. Jh., aber mit dieser Feststellung sind die Fragen nicht einmal angedeutet, die sich bei der Entstehung von Schriftsprachen im allgemeinen und im Christlichen Orient im besonderen stellen: Was bedeutete das Georgische für diejenigen, die uns solche Inschriften hinterlassen haben und sich nicht mehr des Griechischen oder Aramäischen bedienten wie wenigstens einige ihrer Vorfahren, und warum schrieben sie Georgisch? Was bedeutete es für diejenigen, die in dieser und der folgenden Zeit Teile der Bibel übersetzten und aufschrieben, anstatt sie nur für Zwecke der Auslegung mündlich in der »Volkssprache« wiederzugeben?

Die Entstehung der georgischen Schriftsprache wird von Leonti Mroveli in seinem »Leben der georgischen Könige«¹ mit dem Wirken eines Königs Parnavas nach Alexander dem Großen in Verbindung gebracht. Inwieweit diese Darstellung des 11. Jh.s eine Legende ist, mögen Historiker entscheiden; jedenfalls aber spricht der Verfasser in seinem Bericht über die Anfänge Georgiens einen wich-

tigen Grundzug der georgischen Geschichte an, nämlich die wesentliche Rolle der Sprache als Merkmal nationaler Eigenständigkeit. Leonti Mroveli stellt die Tat des Parnavas in einen größeren Zusammenhang, der bei der Interpretation nicht vernachlässigt werden darf; er kontrastiert nämlich drei Entwicklungsphasen georgischer Eigenstaatlichkeit, die sich in der Wahl der Sprache spiegeln: Die Kartveler verstanden ihre Identität zuerst aufgrund eines Begriffes gemeinsamer Abstammung. Wie fiktiv auch diese Vorstellung sein mag, sie kommt auch noch später, z.B. bei Grigol Bakuriani, im Sprachgebrauch *čueni natesavi* »unsere Verwandtschaft« im Sinne von: »unser Volk« zum Ausdruck (Anm. 44); d. h., sie

* Eine kürzere Fassung dieses Vortrags sollte im Oktober 1991 in Tbilisi/Georgien auf einer Konferenz zu »Fragen der Interkulturalität« gehalten werden, die dem Andenken des Germanisten Rezo Qaralašvili (1940–1989) gewidmet sein sollte, wegen der politischen Wirren aber nicht zustande kam. Der vorliegende Aufsatz bleibt dem Andenken des Menschen und Wissenschaftlers Rezo Qaralašvili gewidmet.

1. »Cxovreba Kartvelta mepeta«; dies Werk ist als Teil der Chronik »Das Leben Georgiens« überliefert (Qauxčišvili 1955:1–138).

waren eine *gens* im Sinne des lateinischen Mittelalters (Pohl 1985). Dann aber sprechen die Kartveler nicht mehr Armenisch, sondern schaffen eine polyethnische, aber eigene Sprache, und zwar um sich von den »zahllosen« anderen Völkern abzugrenzen, die sich im Kaukasus niedergelassen haben.² In sprachlicher Hinsicht sind ihre Könige in dieser Zeit jedoch nicht ethnisch orientiert, sondern sprechen die verschiedenen Sprachen ihrer Völkerschaften.³ Nach einer Zeit der Fremdherrschaft ist dann schließlich Parnavas der erste wirklich georgische König: Er »verbreitet das Georgische«, keine andere Sprache gilt mehr als Staatssprache, und er erhebt das Georgische zu einer Schriftsprache⁴, d. h., er gibt ihm einen dem Griechischen und anderen Literatursprachen vergleichbaren Rang. Ähnliche Bedeutung hat später das Georgische in den historischen Anfängen des georgischen Einheitsstaats im 10. Jh., wie die Vita der Athoniten Johannes und Euthymios zeigt (Boeder 1983). – Was Leonti Mroveli meint, scheint größtenteils verständlich und in einem allgemeineren Sinne wahr zu sein, ohne notwendigerweise historische Ereignisse des 3. Jh.s v. Chr. zu beschreiben. Aber gleichgültig, wie man den Text wertet und welche Ansätze zur Verschriftlichung des Georgischen es vorher gab, das 4. und 5. Jh. n. Chr. hat in dieser Beziehung offensichtlich etwas Neues gebracht; dieses Neue manifestiert sich für uns darin, daß die georgische Schrift zunächst nur in Inschriften und anderen Texten christlichen Inhalts überliefert ist. Es gibt keinen Anlaß, diese Ausschließlichkeit als eine zufällige Lücke in der Überlieferung zu deuten. Bevor wir andere Zeugnisse über ältere Formen georgischer Schriftsprache finden, gilt es, zunächst diese spezifische Verknüpfung von Christentum und Schriftlichkeit zu verstehen. Dieser Zusammenhang soll im folgenden als Teil eines langen Prozesses

begriffen werden, der nicht nur Georgien, sondern auch Syrien, Armenien und andere Länder des Christlichen Orients erfaßt hat und der den Kontext bildet, in dem die Entstehung der christlichen Literatursprachen »intelligibel« wird (Zekiyan 1981:468).⁵ Es genügt nun nicht, den

2. *akamomdis Kartlosianta ena Somxuri iqo, romelsa zraxvides. xolo odes šemokrbes ese uricxuni natesavni Kartlsa šina, mašin Kartveltaca dauševes ena Somxuri. da amat qovelta natesavtagan šekmna ena Kartuli* (Qauxčišvili 1955:16,4–6): »Bis hierher war für die Kartlosnachkommen Armenisch die Sprache, derer sie sich bedienten. Aber als diese zahllosen Völkerschaften in Kartli zusammenkamen, da gaben auch die Kartveler die armenische Sprache auf. Und von all diesen Völkerschaften wurde die georgische Sprache geschaffen.«
3. *da iqvnes Kartls esret ayreul ese qovelni natesavni, da izraxeboda Kartlsa šina ekusi ena: Somxuri, Kartuli, Xazaruli, Asuruli, Ebrauli da Berznuli. ese enani icodes qovelta mepeta Kartlisata, mamata da dedata* (Qauxčišvili 1955:16,21–23): »Und in Kartli waren all diese Völkerschaften so gemischt, und es wurden in Kartli sechs Sprachen gesprochen: Armenisch, Georgisch, Chasarisch, Assyrisch, Hebräisch und Griechisch. Diese Sprachen konnten alle Könige von Kartli, Männer und Frauen.«
4. *da ese Parnavaz iqo pirveli mepe Kartlsa šina Kartlosisa natesavtagani: aman ganavrci ena Kartuli, da aryara izraxeboda sxua ena Kartlsa šina twnier Kartulisa. da aman šekmna mčignobroba Kartuli* (Qauxčišvili 1955:26,8–10): »Und dieser Parnavas war der erste König in Kartli von den Nachkommen Kartlos'. Dieser verbreitete die georgische Sprache, und keine andere Sprache wurde mehr in Kartli gesprochen außer Georgisch. Und dieser schuf die georgische Schriftlichkeit.«
5. Viele der griechischen und andere Quellen, die im folgenden herangezogen werden, hat bereits Borst (1957) in anderem Zusammenhang ausgewertet. Ohne diese wunderbare Fundgrube und Darstellung des Universalitätsproblems in der Antike wären viele der folgenden Ausführungen nicht möglich gewesen. Hervorheben möchte ich auch, daß meine Überlegungen eine erfreuliche Bestärkung in den Arbeiten von B.L.Zekiyan fan-

Gebrauch der Volkssprachen im Christlichen Orient einfach als Ausdruck eines erwachenden Nationalismus oder gewissermaßen als Folge byzantinischer Liberalität zu deuten (Boeder 1983). Selbst wenn es gelingen sollte, dem Begriff »Nationalismus« eine historisch angemessene Bedeutung zu geben, wäre seine Verknüpfung mit der Volkssprache noch erklärungsbedürftig. Und es ist vielleicht richtig, daß in späterer Zeit »the idea itself of one's own spiritual, lofty language was a Byzantine suggestion« und daß »Byzantium considered the supreme rights of a national language as a magnificent privilege« (Jakobson [1945] 1970: 590; 594).⁶ Auch hat z.B. der Kirchenlehrer Theodor Balsamon (†1195) in seiner Stellungnahme zur Gottesdienstpraxis nicht-monophysitischer Ägypter die Volkssprache erlaubt – wenn auch mit der interessanten Einschränkung, daß die griechischen Originale zweifelsfrei sein müssen⁷: Die volkssprachlichen Texte standen leicht im Verdacht der Nicht-Orthodoxie (Zekiyan 1986:874). Aber selbst Jakobson ([1945] 1970:594) macht die Einschränkung: »This privilege could be granted to a great nation. But it was not a matter of necessity, and the Byzantine imperialistic tendency to thrust out Slavonic from the Church and replace it by Greek repeatedly manifests itself in the history of Slavic peoples«. Die Haltung von Byzanz war in dieser späteren Zeit von politischen Erwägungen der Opportunität starker nationaler Randstaaten in der Auseinandersetzung mit mächtigen Nachbarn geprägt, und in einem Punkt gab es eine gewisse Kontinuität über die Jahrhunderte, die auch die uns interessierende Zeit umfaßt: Die Haltung der Griechen war durch Mißachtung, wenn nicht Verachtung, für »Barbaren« gekennzeichnet, und man wunderte sich, wenn jemand gebildet war, »obwohl« er kein Grieche war.⁸ Aber die frühere

Entwicklung im 4. und 5. Jh. bedarf einer gesonderten Betrachtung: Volkssprachen werden nur unter bestimmten historischen Voraussetzungen zu Schrift-

den, dessen Gedanken – bei eher armenologischem Ausgangspunkt – in eine ähnliche Richtung gehen wie die meinen.

6. Ähnlich sagt Gamqrelize (1988:185) unter Berufung auf Jakobson im Zusammenhang mit der Schaffung nationaler Alphabete: »Solche nationalen Tendenzen müssen charakteristisch gewesen sein für das östliche Christentum, das hinsichtlich des Gottesdienstes das Prinzip der Gleichberechtigung der Sprachen verkündet und zur Schaffung einer neuen christlichen Kultur auf der Basis einer Volkssprache und einer nationalen Schrift tendiert.«
7. *Responsa ad Interrogationes Marci* PG 138: 957 'Ερώτησις ε': 'Ακίνδυνόν ἐστιν ἱερατεύειν ὀρθοδόξους, Σύρους, καὶ ἐξ Ἀρμενίων, ἀλλὰ μὴν καὶ ἐξ ἐτέρων χωρῶν τινὰς πιστοῦς, κατὰ τὴν οἰκίαν διάλεκτον: ἡ παντοίως ἀναγκάζονται μετὰ Ἑλληνίδος ἱερατεύειν γραφῆς; 'Απόκρισις: 'Ο μέγας ἀπόστολος Παῦλος Ῥωμαίοις ἐπιστέλλων φησίν: ἡ Ἰουδαίων μόνων ὁ θεός; οὐχὶ δὲ καὶ ἐθνῶν; ναὶ καὶ ἐθνῶν. Οἱ γοῦν ὀρθοδοξοῦντες ἐν πᾶσι, κἀν ὧσι τῆς Ἑλληνίδος φωνῆς πάμπαν ἀμέτεχοι, μετὰ τῆς ἰδίας διαλέκτου ἱερουργήσουσιν, ἀντίγραφα ἔχοντες τῶν συνήθων ἁγίων εὐχῶν ἀπαράλλακτα, ὡς μεταγραφέντα ἐκ κοντακίων καλλιγραφηθέντων διὰ γραμμάτων Ἑλληνικῶν. »Frage: Ist es unbedenklich, wenn die rechtgläubigen Syrer und die Rechtgläubigen unter den Armeniern, aber auch Gläubige aus anderen Ländern, in der heimischen Sprache Gottesdienst feiern? Oder sind sie gezwungen, ganz nach der griechischen Schrift zu feiern? Antwort: Der große Apostel Paulus sagt in seinem Brief: Ist er nur der Gott der Juden? Nicht auch der der Heiden? Doch, auch der der Heiden. Die in allem Rechtgläubigen werden, auch wenn sie des Griechischen überhaupt nicht teilhaftig sind, in ihrer eigenen Sprache Gottesdienst feiern, wenn sie unverfälschte Abschriften der üblichen heiligen Gebete haben, sofern sie aus in griechischen Buchstaben gut geschriebenen Kontakia abgeschrieben [d.h. übersetzt] sind.«
8. Cf. Boeder 1983:88 mit Belegen aus der georgischen Literatur.

sprachen, und darum soll es nun gehen. **Die Möglichkeiten einer Untersuchung** sind allerdings sehr begrenzt. Selbst eher anekdotische Zeugnisse, die andernorts oder zu anderen Zeiten gelegentlich die soziolinguistische Situation erhellen können (Richter 1985), fehlen hier; und das, was wir überhaupt erfahren, betrifft hier und später im wesentlichen nur die »traditionstragende Kerngruppe« der Georgier, um einen geschichtswissenschaftlichen Begriff zu gebrauchen (Pohl 1985: 95). Trotzdem scheint es möglich zu sein, wenigstens gewisse Randbedingungen der Anfänge der georgischen Schriftsprache zu erörtern. Ausgehend von einem repräsentativen Zeugnis zur beherrschenden Stellung des Griechischen als Kultursprache, werden zunächst einige Fragen zur Entstehung neuer Schriftsprachen im Christlichen Orient gestellt. Danach werden historische und mutmaßliche soziolinguistische Voraussetzungen der Entstehung dieser Schriftsprachen dargelegt und als möglicher Ausgangspunkt der »Volkssprachenidee« Syrien vorgeschlagen.

Der griechische Standpunkt und das Problem der Entstehung neuer Schriftsprachen im christlichen Orient

Ende des 2. Jh.s beklagt sich der Arzt Galenos im 2. Buch seiner Abhandlung »Über die Verschiedenheit der Pulschläge« darüber, daß jeder Arzt eine andere Fachterminologie benutze, und findet das entsprechende Sprachengemisch unerträglich, da es weder rein griechisch noch rein barbarisch sei.⁹ Wenn man wenigstens durch Abstimmung eine einheitliche neue Sprache einführt wie eine neue Münze¹⁰, dann wäre er noch bereit, sein Griechisch zu vergessen, ja sogar irgendeine bestimmte Barbarensprache zu gebrauchen. Aber er könne schließlich nicht alle orientalischen Sprachen ler-

nen.¹¹ Man möge ihm doch zugestehen, die Sprache zu gebrauchen, in der er aufgewachsen sei.¹² Später meint er dann: Jede Stadt habe ihre eigene Münze, über deren Unverfälschtheit streng gewacht werde. Entsprechend sei er dafür, daß auch die Eigenart jeder Sprache gewahrt bleibe, für die man sich entschieden habe.¹³ Und so trete er für die griechische Gemeinsprache ein¹⁴, sei es nun die attische Variante oder eine andere; diese solle man lernen und nicht verfälschen.¹⁵ Und wenn man sich für eine Barbarensprache entscheide, müsse man auch sie reinhalten.¹⁶ Plötzlich aber verliert Galenos seine Distanz. Er habe einmal von einem Menschen gehört, meint er ironisch, der in zwei Sprachen beschlagen war; das sei für ein Wunder gehalten worden.¹⁷ Nun verlange man von ihm sogar, viele Sprachen zu lernen, wo es doch eher notwendig sei, daß sein Gegner eine

9. II,2 οὐχ Ἑλληνικὴν διάλεκτον[...]οὐδὲ βάρβαρον ἅπλως, ἀλλὰ τινα μικτὴν ἐξ ἀπασῶν, οἷον καρύκην, ἢ τινα ποικιλωτέραν τε καὶ ἄλλοκυτέραν καρύκης συντιθέασιν, ὡς ἂν ἕκαστος αὐτῶν βούληται (Kühn 1824:568).

10. II,2 μίαν διάλεκτον ὥσπερ νόμισμα καινὸν ὑπὸ ψηφίσματος εἰσηγήσαντο (Kühn 1824:567).

11. II,2 μήτ' ἐκμανθάνειν τὰς τοιαύτας διαλέκτους δυνάμενος (Kühn 1824:568).

12. II,2 συγχωρεῖν ἡμῖν, ἐν ἣ τεθράμμεθα φωνῇ, ταύτῃ χρῆσασθαι (ebenda).

13. II,5 οὕτω καὶ διαλέκτων χαρακτῆρας ἴσμεν πολλοὺς, οὓς φυλάττειν ἀξιούμεν ἕκαστον τῶν ἐλομένων ὄντιναοῦν ἐξ αὐτῶν (Kühn 1824:584).

14. II,5 συνηρήμεθα τὴν κοινὴν καλουμένην διάλεκτον (ebenda).

15. II,5 μηδὲ κίβδηλον ἐπεισάγειν φωνῆς νόμισμα, μηδὲ παραχαράττειν (Kühn 1824:585).

16. II,5 εἰ δ' οὐδεμία τούτων, ἀλλὰ τις τῶν βαρβάρων καὶ τοῦτ' εἰπὲ, μόνον πειρῶ φυλάττειν αὐτὴν ἄχραντον, ἢ τις ἂν ἦ (ebenda).

17. II,5 δίγλωττος γάρ τις ἐλέγετο πάλαι, καὶ θαῦμα τοῦτο ἦν, ἄνθρωπος εἰς ἀκριβῶν διαλέκτους δύο (ebenda).

Sprache lerne, nämlich die griechische, die so sehr eine besondere sei, so wohlklingend, so menschlich.¹⁸ Und nach diesen schwärmerischen Worten fährt Galenos fort: »Wenn du dir in dieser Hinsicht die Laute der barbarischen Sprachen anschaut, wirst du klar bemerken, daß die einen derjenigen der Schweine ähneln, die anderen derjenigen der Frösche oder der Dohlen oder der Raben, unziemlich hinsichtlich der Gestalt sowohl der Zunge als auch der Lippen und des ganzen Mundes. Denn entweder bringen sie ihre Laute aus der Kehle hervor, ganz wie Schnarchende, oder sie verrenken die Lippen und zischen; entweder verstärken sie die Stimme im ganzen oder überhaupt nicht oder reißen den Mund weit auf und strecken die Zunge heraus und können den Mund überhaupt nicht zumachen und haben träge und unbewegliche und gleichsam gefesselte Zungen. Und dann gibst du die süßeste und menschlichste Sprache auf, an der so viel Schönheit sichtbar ist, auf der so viel Anmut blüht?¹⁹ Dann sammelst du aus vielen abwegigen und abscheulichen Sprachen Wörter? Es ist viel einfacher, eine wunderschöne Sprache zu lernen als tausend elende. Aber sie achten es nicht nur für gering, sie [sc. die griechische Sprache] selbst zu lernen, sondern wollen uns auch zwingen, die Sprache, in der wir aufgezogen und erzogen wurden²⁰, aufzugeben und deren Sprachen zu lernen. Du, oh Mensch, ziehst es nicht vor, die Sprache der Hellenen zu lernen? Gut, wie du Lust hast, benimm dich wie ein Barbar.²¹ Nur, so wie ich dir zugestehe zu sprechen, wie du selbst es vorziehst, so gestehe mir zu, so zu reden, wie ich es gelernt habe. Ich hatte einen Vater, der es mit der Sprache der Hellenen sehr genau nahm, einen hellenischen Lehrer und Pädagogen. Mit diesen Wörtern bin ich erzogen worden. Deine kenne ich nicht. Und bring mir nicht den Wortgebrauch der Händler und Schankwirte und Zöll-

ner, ich habe mit diesen Menschen keinen Umgang gehabt. Ich bin mit den Büchern der Alten aufgewachsen²². Und das sage ich und habe es noch nie zu jemandem gesagt, weder daß du da barbarisierst²³, noch daß du fehlerhaft sprichst, noch daß du schlechte oder unangemessene Bezeichnungen gebrauchst²⁴, aber ich rate allen, so zu sprechen²⁵, wie sie wollen.« Er tadelt nicht die Abweichung von griechischer Redegewohnheit²⁶, sondern ihm gehe es darum, daß man den Sinn des Gesagten verstehe.²⁷

Dieser Text enthält nicht nur Galenos' persönliche Einstellung, sondern im we-

18. II,5 οὕτω μὲν ἰδίαν, οὕτω δὲ κοινὴν ἅπασιν, οὕτω δ' εὐγλωττον, οὕτω δ' ἀνθρωπικὴν (Kühn 1824:585–586).

19. II,5 εἴτα σὺ παρὲς τὴν ἥδιστην τε καὶ ἀνθρωπικωτάτην διάλεκτον, ἥ τοσοῦτον κάλλος ὀράται καὶ χάρις ἐπανθεῖ (ed. Kühn 1824:586).

20. II,5 ἐν ἣ τεθράμμεθα καὶ πεπαιδευμέθα φωνῇ (ebenda). Der Gegensatz von »nurture« und »culture« beinhaltet wahrscheinlich mehr, als die Übersetzung des ersten Glieds dieses Begriffspaares (»aufgezogen«) erkennen läßt (cf. oben II,2 ἐν ἣ τεθράμμεθα φωνῇ). Dies ist m. E. ein frühes, wenn auch indirektes Zeugnis für den Gefühlswert der Muttersprache und die Idee, daß sie gleichsam mit der Muttermilch aufgenommen wird; Spitzer (1948) hat – in Auseinandersetzung mit L. Weisgerbers These vom »germanischen« Charakter des Begriffs »Muttersprache« – die Beziehung zwischen *materna lingua* und *mater nutrix* seit Augustinus vor allem in der Romania verfolgt, wo sie z. B. bei Dante eine wichtige Rolle spielt.

21. II,5 ὥς ἐπιθυμεῖς, βαρβαρίζε (Kühn 1824:587).

22. II,5 ἐν ταῖς τῶν παλαιῶν ἀνδρῶν βίβλοις διέτράφην (ebenda).

23. II,5 ὅτι βαρβαρίζεις ὡς οὗτος (ebenda).

24. II,5 ὅτι κακῶς καὶ οὐ κυρίως ὠνόμασας (ebenda).

25. II,5 φθέγγεσθαι (ebenda).

26. II,5 εἰ παρὰ τὴν τῶν Ἑλλήνων εἰρηται συνήθειαν (ebenda).

27. II,5 γινῶναι τὸν νοῦν τοῦ λεγομένου (Kühn 1824:587–588).

sentlichen das, was die Griechen im allgemeinen über ihre Sprache dachten».

1) Die griechische Sprache ist für die Griechen mehr als nur ein auswechselbarer Code. Sie ist eine Lebensart, ein Teil und Ausdruck ihrer alten Kultur. ἑλληνίζειν »hellenisieren« bzw. βαρβαρίζειν »barbarisieren« bedeuten nicht nur »hellenisch« bzw. »barbarisch sprechen«, sondern überhaupt: »sich hellenisch« bzw. »barbarisch benehmen«.

2) Das Griechische ist die Sprache der Kultur im Gegensatz zur Sprache der Barbaren. Zwar hatte z.B. Porphyrios die Unterschiede zwischen den menschlichen Sprachen relativiert, indem er meinte, die griechische Sprache komme den Syrern genauso »illiterat« (ἀγράμματος) und unartikulierte (ἄναρθρος) vor wie den Griechen die syrische: Wenn jemand eine Sprache nicht versteht, ist sie für ihn bloßes Geräusch (ψόφος, ἦχος) (Theiler 1954:431). Aber für Galenos bedeutet βάρβαρος nicht nur »unverständlich«. Das Griechische ist für ihn die »menschlichste Sprache (ἄνθρωπικωτάτη διάλεκτος)«, die Sprache schlechthin, im Gegensatz zur Wildheit und damit Tierähnlichkeit alles Barbarischen. Die Beschreibung der Barbarensprachen ist in ähnlicher Form ein Topos, der bis in die Neuzeit hinein immer wiederkehrt; an die Stelle des Gegensatzes von »hellenisch« und »barbarisch« tritt lediglich der zwischen »gebildet« und »ungebildet«. Die Beschreibung der Unartikuliertheit erscheint bei Galenos allerdings vordergründig nicht als ästhetische Wertung, sondern ist – seinem Beruf entsprechend – leicht naturwissenschaftlich rationalisiert.

3) Diese Rationalisierung ist gleichzeitig ein Versuch der Legitimierung. Galenos zielt sich damit, daß er doch nicht so viele Sprachen lernen könne; gemeint ist aber, daß er keine zu lernen für nötig hält. Diese Abneigung ist Ausdruck einer Dominanz, d.h. Macht. Insofern ergibt sich

auch das Problem aller Legitimierung von Macht. Um mit Max Weber (1922) zu sprechen, können die Dominierten zwar aus eigenem Interesse, in zweckrationaler Erwägung der Vor- und Nachteile gehorchen, d.h. in diesem Fall: Griechisch sprechen; oder sie können es durch »dumpfe Gewöhnung« oder »bloß persönliche Neigung« tun. Aber um der Dominanz Stabilität zu geben, bedarf es der »Gründe ihrer Legitimität«, um die Dominanz vor »Erschütterungen« zu bewahren. Galenos' Legitimierungsgründe sind ästhetisch bzw. naturwissenschaftlich formulierte Stereotype. Im Zusammenhang mit der Sprache treten aber auch allerlei Mythen auf, die man »Legitimierungsgeschichten« nennen könnte. Es wird beispielsweise behauptet, die eigene Sprache sei älter als andere oder gar alle anderen Sprachen. Dies sagt z.B. in der ersten Hälfte des 5. Jh.s der Syrer Theodoretos von Kyrrhos von seiner Muttersprache, dem Syrischen, weil die Namen von Adam, Kain, Abel und Noe syrisch seien²⁸, während er auf der anderen Seite daran festhält, daß das Hebräische eine heilige Sprache sei; denn sie sei nicht natürlich, sondern von Gott dem Moses geschenkt als etwas, das man lernt, so wie die Juden das Hebräische noch heute in der Schule lernten, während ihre Kinder natürlicherweise zunächst die Sprache des sie umgebenden Volkes sprächen²⁹. Oder

28. *Quaestiones in Genesim, Interrogatio LX*, PG 80:165: ποία γλῶσσα ἀρχαιοτέρα, δηλοῖ τὰ ὀνόματα [...].

29. Ebenda, *Interrogatio LXI*: Ἡ οὖν Ἑβραῖα πόθεν ἤρξατο; Οἶμαι αὐτὴν ἱερὰν εἶναι φωνὴν [...] ὁ τῶν ὄλων θεὸς ταύτην ἔδωκε τὴν γλῶτταν, διδασκὴν οὖσαν, οὐ φυσικὴν. Τοιγάρτοι τῶν ἄλλων ἀπάντων κατὰ τὴν τῶν ἐθνῶν ἐν οἷς ἂν γεννηθῶσι φθτεγγομένων φωνὴν [...] τὰ Ἑβραίων παιδία οὐ τῇ Ἑβραίων ἔστιν εὐρεῖν εὐθὺς κεχρημένα φωνῇ, ἀλλὰ τῇ ἐκείνων παρ' οἷς ἐγεννήθησαν: εἴτα μειράκια γενόμενα, διδάσκεται τῶν γραμμάτων τοὺς χαρακτῆρας: μανθάνει δὲ διὰ τῶν

es wird auf einen heiligen Text verwiesen, z.B. die Bibel, nach der die Inschrift auf dem Kreuz Jesu auf hebräisch, griechisch und lateinisch geschrieben war.³⁰ Dieser Hinweis diente seit dem 7. Jh. der Begründung der sog. Dreisprachendoktrin, d.h. der Beschränkung des Sprachgebrauchs der Kirche auf diese drei heiligen Sprachen (Kuev 1966). – Es können aber auch Traditionen erfunden werden, wie z.B. die Vorstellung des georgischen Mönchs Ioane Zosime (10. Jh.), das Georgische werde einst die Sprache des jüngsten Gerichts sein.³¹ Die historische Wahrheit oder logische Schlüssigkeit solcher Legitimierungsgeschichten kann sehr gering sein, sie spielen aber bis heute noch eine große Rolle in politischer Argumentation.³²

4) Akzeptabel ist für Galenos eine Sprache nur, wenn sie »rein« ist, »unverdorben«, d.h. homogen. Der puristische Reinheitswahn ist in der europäischen Geschichte oft mit Nationalismus und sogar Fremdenhaß (Spitzer 1918) verbunden gewesen, aber er hat auch soziale und rhetorische Traditionen, auf die ich hier nicht eingehen kann.³³ Inwieweit die alten Schriftsprachen des Christlichen Orients von diesem Reinheitsgedanken beeinflusst gewesen sind, weiß ich nicht; die sprachliche »Reinheit« z.B. der georgischen Bibelübersetzung ist immerhin bemerkenswert und erklärungsbedürftig.³⁴ Jedenfalls aber hängen Reinheitsgebote oft mit dem Gefühl der Bedrohung zusammen. Im Fall einer Sprache wird z.B. die Übernahme von Fremdwörtern und anderen Elementen fremder Sprachen als Zeichen empfunden, daß die Grenze zwischen Eigenem und Fremdem »weich« ist, um einen sozialpsychologischen Terminus zu gebrauchen (Giles 1979: 275). Und als je weicher die Grenze zwischen eigener und fremder Gruppe empfunden wird, d.h., je leichter Mitglieder der fremden Gruppe in die eigene überwechseln

können, desto mehr wird man danach suchen, »harte« Grenzen zu finden oder zu errichten. Ob speziell Galenos die Orientalisierung des Römischen Reiches als eine Bedrohung für sein Hellenentum empfand, ob die wiederholte Weigerung, eine orientalische Sprache zu lernen, reine Rhetorik ist, ist eine offene Frage. Eines aber ist sicher: Galenos' Einstellung ist repräsentativ. Das Griechische war nicht nur die dominierende Kultursprache im Westen, wo Galenos seine Schrift ausgerechnet in Rom auf griechisch verfaßte, unter einem römischen Kaiser, Mark Aurel, der sein eigenes Buch auf

γραμμαίων τὴν θεῖαν Γραφὴν, τῇ Ἑβραϊδὶ γεγραμμένην φωνῇ. Hier ist also die Sprache der τροφή nicht auch die der παιδεία wie bei Galenos.

30. J. 19, 20 καὶ ἦν γεγραμμένον (sc. τίτλον) Ἑβραϊστί, Ῥωμαϊστί, Ἑλληνιστί.

31. Die ersten Strophen seines visionären Gedichts »Lob und Verherrlichung der georgischen Sprache« (*Kebaj da didebaj Kartulisa enisaj*) lauten: *damarxul ars enaj Kartuli / dyemde meored mosvliša misiša saçamebelad / rata govelsa enasa / çmeriman amxilos amit enita. // da ese enaj / mçinare ars dyesamomde / da saxarebasa řina amas enasa / Lazare hrkwan*: »Aufbewahrt ist die georgische Sprache / bis zum Tage seiner zweiten Ankunft als Zeuge (?) / damit (?) Gott mit dieser Sprache alle Sprachen anklage. / Und diese Sprache / liegt im Schlaf bis zu (diesem) Tage, / und im Evangelium ist diese Sprache / Lazarus genannt.« Ein kurzer Kommentar dieses Gedichts findet sich bei Kiçnaçe (1990).

32. Es ist kein Zufall, daß Gamsaxurdia (1990: 42–81) in seinem politischen Buch über die »Seelisch-geistige Mission Georgiens in der Welt« eine ausführliche Interpretation von Ioane Zosimes Gedicht vorgelegt hat.

33. Die sprachliche *puritas* ist eine der *virtutes elocutionis*!

34. Ich denke hier an die relativ geringe Zahl »christlicher« Fremdwörter; die Zahl vorchristlicher iranischer und armenischer Lehnwörter im Altgeorgischen ist bekanntlich sehr groß.

griechisch schrieb. Im Osten war das Griechische bekanntlich seit Alexanders des Großen Eroberungen die wichtigste Verkehrs- und Bildungssprache geworden, besonders in den Städten. Das Prestige des Griechischen war also überall sehr hoch, und die Erfahrungen der Soziolinguistik zeigen, daß solche Bewertungen bei allen Mitgliedern der Gesellschaft erstaunlich uniform sind, selbst wenn diese es nicht zugeben.³⁵ Für alle war das Griechische die Universalsprache, wie Galenos es sagt (κοινὴ ἅπαντιν). Es war eine Universalsprache selbst für diejenigen, die sie nicht beherrschten.

Es stellt sich also die Frage, warum sich viele Volkssprachen des Vorderen Orients nicht nur behaupten konnten, sondern sogar selbst zu Schriftsprachen mit einer eigenen Literatur wurden. Daß diese Tatsache einer Erklärung bedarf, ist natürlich oft bemerkt worden, und es sind – mehr oder weniger implizit – verschiedenartige Erklärungsvorschläge gemacht worden.

Man hat z. B. an die Notwendigkeit der Missionsarbeit in der Sprache der zu Bekehrenden erinnert. Aber die Analogie zur modernen Mission, wo die Bibel in Hunderte von Sprachen übersetzt worden ist und wird, ist anachronistisch.³⁶ Es ist ziemlich sicher, daß die Verschriftlichung der Sprache nicht am Anfang der Christianisierung stand; die Bibel wurde erst schriftlich in die orientalischen Sprachen übersetzt, nachdem bereits eine lange Praxis mündlicher Übersetzung in der Liturgie und in der christlichen Unterweisung bestand³⁷, und es wird mit Recht auf die entsprechende Praxis in der frühen Kirche des vielsprachigen Jerusalem hingewiesen (cf. Bardy 1948:23; Brock 1969: 102). Übrigens scheint es auch im Kaukasus nicht immer selbstverständlich gewesen zu sein, die Sprachen der missionierten Völker zu verschriftlichen. Die Sprache der Byzanz unterstellten westge-

orgischen Kirche wird wohl in den ersten Jahrhunderten Griechisch gewesen sein, und umgekehrt sprechen die georgischen Inschriften im Nord- und Ostkaukasus dafür, daß das Georgische bei der Christianisierung im 12.–13.Jh. eher eine Rolle spielte wie das Lateinische im Westen.

Man kann auch auf die zahlenmäßige Überlegenheit der orientalischen gegenüber den griechischen Sprechern hinweisen, also auf das, was ein wesentlicher Faktor »ethnischer Vitalität« ist (Giles 1979:271). Aber Prestigesprachen können von kleinen Minderheiten ausgehen und sich so erfolgreich ausbreiten, daß von der Mehrheitssprache fast keine Spur übrigbleibt; man denke an das Verschwinden des Keltischen in Gallien und Britannien und viele andere Beispiele in Europa.

Das Gewicht der jeweiligen orientalischen Lokalkulturen und das entsprechende Selbstbewußtsein waren natürlich groß. Aber das Griechische trat in den ersten Jahrhunderten nach Christus kaum in Konkurrenz zu bereits etablierten lokalen Schriftsprachen; selbst das Hebräische konnte diese Funktion in Syrien nicht erfüllen. Die neuen »Nationalsprachen« konnten, soweit ich sehe, kaum auf be-

35. »Social attitudes towards language are extremely uniform throughout a speech community« (Labov 1972:248).

36. Zur Situation in Armenien meint Zekiyan (1981:469): »Une interprétation adéquate de l'œuvre de Mesrop ne pourrait se développer dans un cadre de facteurs purement religieux, bien que cette œuvre soit inspirée en partie ou en grande partie par des préoccupations religieuses et pastorales. Mais en la réduisant uniquement à ces facteurs, on ne saurait non plus comprendre le zèle de Mesrop pour la diffusion de son alphabet et pour l'étude de la langue arménienne parmi ses compatriotes soumis à l'empire byzantin.«

37. Wir wissen nicht einmal sicher, ob die Bibel bereits im 5.Jh. schriftlich ins Georgische übersetzt worden ist.

stehende Schriftsprachen zurückgreifen. Diese Meinung mag umstritten sein, aber die Anhaltspunkte für eine ältere schriftsprachliche Tradition bewegen sich gewöhnlich auf der Ebene der oben erwähnten Legitimierungsgeschichten, deren historischer Wahrheitsgehalt problematisch ist.

Der Unterschied zwischen der Entwicklung im Osten und im Westen, wo die Volkssprachen erst Jahrhunderte später zu Schriftsprachen wurden, wird beispielsweise dadurch erklärt, daß große Teile des Westens auch außerhalb der Städte schon vor Einführung des Christentums latinisiert waren und der Gebrauch der lateinischen Kirchensprache deshalb kein Problem darstellte (Brock 1969). Das erklärt allerdings nicht, warum die nicht-romanischen Völker keine oder jedenfalls erst spät eine Schriftsprache erhielten.

Im Zusammenhang mit der Entstehung der christlichen Schriftsprachen stellen sich auch einige Vorfragen:

Wieso konnte eine heilige Schrift überhaupt übersetzt werden, ganz im Gegensatz zu den anderen heiligen Schriften des Vorderen Orients? Brock (1969) hat darauf aufmerksam gemacht, daß vorher weder in das Griechische übersetzt wurde noch umgekehrt aus dem Griechischen in andere Sprachen, außer wenn es sich um praktische Texte, wie z. B. staatliche Verlautbarungen oder Verwaltungstexte handelte. Die Übersetzungen des Origenes und des Hieronymus waren, wie Brock mit Recht sagt, ein vom griechischen Standpunkt aus unerhörter Vorgang. Und wenn auch die Bibel übersetzt wurde, wieso entstand dann auch eine Literatur? Die Notwendigkeit christlicher Liturgie und Unterweisung führt noch nicht automatisch zur Schaffung einer religiösen Literatur oder etwa zum Gebrauch der Volkssprache in christlichen Inschriften.

Soziolinguistische Voraussetzungen

Mir scheint, daß wir unser Verständnis solcher Fragen vertiefen können, wenn wir die geschichtliche Einbettung der Sprachen des Christlichen Orients insgesamt ebenso betrachten wie die soziale Bedeutung, die eine Sprache generell haben kann.

1. Ich habe bereits erwähnt, ein wie fundamentaler Schritt die Übersetzung der Heiligen Schrift aus dem Hebräischen ins Griechische, die sog. Septuaginta, war. Dieser Schritt wurde, wie man weiß, von und für die hellenistischen Juden Ägyptens vollzogen (Brock 1969). Für unsere Frage ist entscheidend, daß damit der Inhalt von der sprachlichen Form gelöst wurde. Man betrachte dagegen die »antiethnische und antiarchäologische islamische Kultur«, in der die verschiedenen Kultursprachen eigentlich Dialekte oder Register einer einzigen »Sprache« waren (Bausani 1978:14 et passim)³⁸, und eine Religion, welche die sprachliche Form ihres heiligen Buches, dessen Übersetzung »zumindest ursprünglich nicht erwünscht« war (Müller 1990), überall durchsetzte und damit auch dem Arabischen eine zentrale Stellung bei allen seinen Anhängern gab. Im Gegensatz dazu war hier grundsätzlich eine Lösung der Form vom Inhalt gegeben, auch wenn noch versucht wurde, die Septuaginta selbst als inspiriert zu erklären. Auch die Durchsetzung verbindlicher Kirchensprachen und verbindlicher Textgestalten der Bibel in späterer Zeit haben am Grundsätzlichen nichts geändert, auch nicht die Rückkehr zur Wörtlichkeit, die

38. Dem entspricht die Beobachtung von Peeters (1922:265), daß die arabische Hagiographie »comme en général la littérature chrétienne arabe, n'a jamais eu un caractère national ou ethnique. Elle n'a joué qu'un rôle subsidiaire.«

zu verschiedenen Zeiten sowohl den Septuaginta-Text (z.B. bei Aquila) als auch die nationalsprachlichen Übersetzungen traf und die die ursprüngliche relative Freiheit der Form teilweise opferte, vielleicht um den Vorwurf mangelnder Orthodoxie abzuwehren (z.B. bei den Überarbeitungen der georgischen Bibel nach dem griechischen Text durch die Athoniten). Vor allem die frühe Zeit, um die es hier geht, war in dieser Beziehung relativ frei, nachdem die Septuaginta einmal einen Präzedenzfall geschaffen hatte.

2. Bereits der Hellenismus, insbesondere die Stoa, hatte die ethnische Gebundenheit der griechischen Kultur wenigstens teilweise durchbrochen und, wie Eduard Norden (1898:463) es formuliert hat, »dazu beigetragen, die Exklusivität im Leben der Völker untereinander aufzuheben«. Auch das Judentum hatte bei Philo von Alexandria bereits den Schritt getan, das jüdische Ethnos von seiner rein stammesmäßigen Verankerung zu lösen und es nicht stammesmäßig, sondern als »höchste Verwandtschaft« (ἀνωτάτω συγγένεια) in Gesetz und Religion zu bestimmen (Zekiyan 1987). Dieser Universalismus ist für das Christentum von Anfang an konstitutiv gewesen, und selbst die Gegner nationalsprachiger Eigenentwicklung beriefen sich auf Stellen im Neuen Testament, die den Universalismus bestätigten, z.B. bei Paulus: »Ihr habt den alten Menschen [...] abgelegt und seid zu einem neuen Menschen geworden [...] Wo das geschieht, gibt es nicht mehr Griechen oder Juden [...] Barbaren, Skythen, Sklaven oder Freie, sondern Christus ist alles und in allem.«³⁹ Theodoretos von Kyrrhos (Price 1985:72), dessen Muttersprache Syrisch war, beschreibt das Leben des Mönches Afrahat als ein Beispiel dafür, daß auch Menschen barbarischer und ungebildeter Herkunft die Tugend aller Gebildeten in den Schatten stellen können, denn »die Natur aller

Menschen ist eine«. Der schon erwähnte Theodoretos Balsamon erlaubt den nicht-griechischen Gottesdienst mit dem Hinweis auf den Römerbrief: »Ist denn Gott nur der Gott der Juden? Ja, auch der Heiden.«⁴⁰ Ähnlich wurde der Missionsauftrag an alle Völker, wie er im Evangelium formuliert ist⁴¹, als Anerkennung der überethnischen Universalität verstanden, aber eben auch als Ablehnung des exklusiven Charakters der griechischen Sprache und Kultur. Es ist auch charakteristisch, daß maßgebliche Kirchenlehrer wie Basileios und Gregorios von Nyssa die Vorstellung strikt ablehnten, Gott die leibliche Gebundenheit menschlicher Sprache zuzuschreiben und anzunehmen, daß er eine bestimmte Sprache spreche oder bevorzuge, z.B. das Hebräische. Die Sprache Gottes ist auf ihre Weise universal, da sie rein geistig und nicht auf physischen Laut und die konventionelle Form der Einzelsprachen angewiesen ist (Theiler 1954:436 440). Diese universalistische Auffassung hatte die gleiche Konsequenz wie die entgegengesetzte Spekulation des Theodoretos über den göttlichen Ursprung des Hebräischen und die zeitliche Priorität des Syrischen: In beiden Anschauungen kann sich eine Barbarensprache in Würde behaupten.

3. Auf der anderen Seite scheint das Streben nach einer Identität allgemein menschlich zu sein.⁴² Menschen finden ihre Identität u.a. in der Zugehörigkeit zu

39. Kol. 3,9–11: ἀπεκδυσάμενοι τὸν παλαιὸν ἄνθρωπον [...] καὶ ἐνδυσάμενοι τὸν νέον τὸν ἀνακαινούμενον [...] ὅπου οὐκ ἔστι Ἕλλην καὶ Ἰουδαῖος [...] βάρβαρος, Σκύθης, δοῦλος, ἐλεύθερος, ἀλλὰ πάντα καὶ ἐν πᾶσιν Χριστός.

40. Röm. 3,29: ἡ Ἰουδαίων ὁ θεὸς μόνον; οὐχὶ καὶ ἐθνῶν; ναὶ καὶ ἐθνῶν.

41. Mt. 28,19 πορευθέντες οὖν μαθητεύσατε πάντα τὰ ἔθνη.

42. Im folgenden stütze ich mich auf die Theorien von Henri Tajfel, John C. Turner und Howard Giles; cf. Giles 1979 und Turner 1982.

verschiedenen Gruppen, aber die ethnische Gruppe ist, bei aller historischen Relativität ihrer jeweiligen Definition, immer eine der wichtigsten identitätsstiftenden Instanzen gewesen, da man meist in sie hinein geboren wird und da sie sich besonders leicht an erkennbaren Merkmalen festmachen läßt, wie z.B. Kultur und Sprache. Entscheidend sind dabei allerdings nicht so sehr die »objektiv« auftretenden Merkmale, sondern die Tatsache, daß sich jemand als zu einer Gruppe zugehörig betrachtet, und zwar auch dann, wenn ihn keine persönlichen Beziehungen an die anderen Mitglieder der Gruppe binden (Turner 1982). Ein griechisch sprechender Syrer kann sich also entweder als Syrer oder als Griechen bezeichnen oder beides in verschiedener Hinsicht und in verschiedenen Situationen. Tut er beides, ist seine Gruppenzugehörigkeit um so viel »diffuser«, als wenn Sprache, Kultur usw. unter einem Begriff zusammenfallen. Die Selbstidentifikation der Gruppe ist aber nur möglich, wenn ihre Mitglieder sich mit den Mitgliedern anderer Gruppen vergleichen und feststellen, daß sie sich in irgendeiner Hinsicht deutlich, und zwar positiv, von ihnen unterscheiden, ihnen in irgendeiner Hinsicht überlegen sind, z.B. durch eine bestimmte Sprache. Eine von außen negativ bewertete Eigenschaft wie »Barbarensprache« kann dabei einen positiven Wert bekommen und durch Schriftlichkeit sogar noch »übertrieben« werden. Wo diese Unterschiede fehlen oder schwach sind, wo die Gruppenzugehörigkeit diffus ist, wird man unter bestimmten Bedingungen versuchen, diejenigen Unterschiede zu maximieren, die zur Verfügung stehen. Für eine dominierende Gruppe kann eine Taktik, wie gesagt, darin bestehen, daß sie versucht, ihre Sprache »rein« zu halten (wie z.B. bei Galenos) oder überhaupt eine andere Sprache aufrechtzuerhalten oder anzuneh-

men, die nur sie beherrscht, wie z.B. im Fall des Französischen der russischen Aristokratie des 18. und 19. Jh.s. Ebenso kann aber auch die dominierte Gruppe ihren Unterschied maximieren, indem sie sich der dominierenden Sprache mehr oder weniger verweigert bzw. die Domänen des Gebrauchs der eigenen Sprache zuungunsten der darin dominierenden Sprache ausdehnt und z. B. eine Schriftsprache entwickelt. Voraussetzung dafür ist allerdings das Bewußtsein sog. »kognitiver Alternativen«, in diesem Fall zum Gebrauch fremder Sprachen. Es gibt Völker, die Jahrhunderte lang sprachlich dominiert wurden, ohne daß sie versucht hätten, diese Situation zu destabilisieren. Um eine Änderung herbeizuführen, müssen sich die Sprecher der dominierten Sprache vorstellen, daß sie ihre Situation ändern können, d. h., daß sie die sprachliche Dominanz der anderen Gruppe ganz oder teilweise als illegitim empfinden und sich praktische Konsequenzen aus dieser Einsicht vorstellen können. Kognitive Alternativen ergeben sich durch die Verbindung verschiedener Faktoren, z.B. durch die Wahrnehmung der schon erwähnten ethnischen Vitalität, also etwa durch die Wahrnehmung, daß die eigene Gruppe in demographischer Hinsicht sehr stark ist, aber auch durch die eigene Kultur, die Anknüpfungspunkte für eine Veränderung bietet. Anders als die Völker der westlichen Christenheit, die bis zur Schaffung der irischen Literatursprache nur das Lateinische als Schriftsprache kannten, waren sich z. B. die Syrer der Tatsache bewußt, daß es ansatzweise bereits eine vorchristliche Schrifttradition ihrer Sprache gab und daß in ihrer unmittelbaren Umgebung ein geschriebenes Hebräisch gab, eine Sprache mit hohem Prestige, die außerdem der eigenen Sprache sehr nahestand. Ähnlich verhält es sich mit anderen Phänomenen: Nachdem ein volkssprachlicher Bibeltext erst einmal da war

und damit eine Verschriftlichung der **eigenen Sprache als Möglichkeit** erkannt war, konnte dieses Potential genutzt werden und unter bestimmten Bedingungen zur Schaffung einer Literatur führen.

4. Wenden wir uns nun der tatsächlichen historischen Situation und der Lokalisierung des Landes und der Zeit zu, wo der Gedanke einer volkssprachlichen Schriftsprache überhaupt entstehen konnte.

Missionierung erfordert, wie gesagt, nicht die Verschriftlichung der Volkssprache. Trotzdem erleichtert diese zweifellos die Glaubensverkündigung. Außerdem kann man spekulativ folgenden Punkt geltend machen: Nachdem das Christentum schließlich alle sozialen Schichten umfaßte, war die zur Schriftsprache erhobene Volkssprache ein gutes Mittel, die Kluft zwischen den griechisch Gebildeten und dem »einfachen Volk« symbolisch und praktisch zu überwinden.

Neben diesen inneren Bedingungen waren äußere historische Faktoren der Volkssprache günstig. Das Griechentum befand sich Ende des 4. Jh.s in einer Krise. Die politische, kulturelle und religiöse Entwicklung hatte dem Hellenentum »sein Land« entzogen, es fehlte ihm ein Bezugspunkt (Dagron 1969). Ein vorübergehender Rettungsversuch bestand darin, daß man das hellenische Heidentum als »transponierten Ausdruck des kulturellen und sprachlichen Nationalismus« aufgriff, wie Dagron (1969:47) es ausdrückt: Das Hellenentum sollte den Hellenen vorbehalten sein. Aus dieser Perspektive wäre die Maximierung des unterscheidenden Merkmals »Volkssprache« eine Antwort auf den Versuch der »dominierenden« Gruppe, ihre Eigenart »rein« zu halten. Jedenfalls war diese Situation der Schwäche und Exklusivität günstig für eine Eigenständigkeit der hellenisierten »Barbaren«, bevor das Griechentum unter veränderten Bedingungen wieder seine Macht entfalten konnte.

Tatsächlich gab es danach zwei einander **entgegengesetzte Tendenzen:** einerseits die zunehmende Machtentfaltung einer hierarchischen, zentralistischen und griechischsprachigen Kirche und andererseits die Entwicklung zu einer diversifizierten, kosmopolitischen und polyglotten Welt (Dagron 1969). Man beachte aber, daß die oben angedeutete Theorie der Gruppenbildung und Suche nach positiver Unterscheidung keinen offenen oder latenten Konflikt oder auch nur eine Abneigung zwischen den betreffenden Gruppen voraussetzt (Turner 1982:34). Man braucht keinen Antagonismus zwischen Griechen und Nicht-Griechen zu konstruieren, um zu verstehen, warum die orientalischen Christen ihre Identität durch Sprache ausdrückten.

Die Position der christlichen Orientalen war aber bereits lange durch den christlich-apologetischen Angriff auf griechische Wissenschaft und griechischen Bildungsdünkel gestärkt. In der ersten Hälfte des 5. Jh.s schreibt der schon erwähnte Syrer Theodoretos ein Werk über die »Heilung von den hellenischen (d.h. heidnischen) Krankheiten« (Ἑλληνικῶν θεραπευτικῇ παθημάτων). Aber die Grenzen zum dominanten Griechentum waren eben doch »weich«: Die großen kappadokischen Kirchenlehrer des 3. bzw. 4. Jh.s, Basileios, Gregorios von Nazianz und Gregorios von Nyssa sowie der Syrer Chrysostomos verkörperten eine »Symbiose hellenischer Form und christlichen Geistes«; sie waren hochgebildet und verstanden sich als Griechen (Biedermann 1982). Man teilte mit den Griechen Sprache, Kultur und Religion; physische Unterscheidungsmerkmale spielten keine Rolle. Nachdem nun aber, wie erläutert, »kognitive Alternativen« gegeben waren und die Krise des Griechentums die Möglichkeit einer Veränderung erhöhte, gab es mehrere Möglichkeiten oder Dimensionen, in denen die »weichen« Grenzen

»gehärtet« und damit die eigene Identität gestärkt werden konnte, z. B. Religion, Schrift und Sprache. In all diesen Punkten ist nun eine merkwürdige Ambivalenz zu beobachten. In religiöser Hinsicht gibt es auf der einen Seite immer wieder Versuche, die Orthodoxie zu wahren, auf der anderen Seite waren die Häresien, auch wenn sie eigentlich aus rein griechischen Kreisen stammten, doch besonders in nicht-griechischen Gebieten zu Hause. Holl (1908:253) kommt bezüglich Kleinasien in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten zu dem Ergebnis, »daß das Gebiet, aus dem die Sekten [und das Heidentum, W.B.] nicht zu vertreiben waren, mit denjenigen sich deckt, in dem wir die Volkssprachen noch fortlebend fanden.« Die Sprachpolitik der Kirche, nämlich das Festhalten am Griechischen als allein gültiger Kirchensprache, schwächte ihre eigenen Einwirkungsmöglichkeiten und führte zu der komplementären Erscheinung, »daß das Heidentum und die Sekten einen Rückhalt an der Volkssprache fanden«. Das Festhalten an sprachlicher Identität und die Aufrichtung religiöser Grenzen korrelieren also miteinander – vorausgesetzt, daß die Volkssprache bereits als Alternative erkannt ist.

Dieselbe Ambivalenz findet sich bei der Schrifterfindung. Die Überlieferung besagt, daß sich Mesrop, als er eine armenische Schrift schaffen wollte, nach Edessa wandte, also in persisches Gebiet, daß er aber dort gerade bei einem griechischen Gelehrten Hilfe suchte. Das Alphabet sollte eben griechisch inspiriert sein und doch auch wieder nicht griechisch sein, übrigens auch, wie Bardy (1948:35) bemerkt, aus politischen Gründen. Ebenso manifestiert der Gebrauch des Georgischen und der georgischen Schrift spätestens seit dem 5. Jh. einerseits eine teilweise Abkehr von der iranischen Religion und sassanidischen Herrschaft, die z. B. in der iranischen Onomastik der

Georgier und im Gebrauch des Aramäischen bzw. der aramäischen Schrift symbolisiert war, und eine teilweise Abkehr vom Monopol der griechischen Kultur, wie er im Gebrauch des Griechischen und im Herrschaftsanspruch der Byzantiner zum Ausdruck kam. Andererseits aber symbolisiert die graphische und sequentielle Eigenart des georgischen Alphabets – mehr noch als die des armenischen Alphabets – eine enge Anlehnung an das griechische Christentum: Die Reihenfolge der Buchstaben, das Formprinzip der Majuskel, die Bedeutung der Schlußbuchstaben haben emblematischen Charakter.⁴³ Gamqrelize (1988:184) beobachtet, daß die georgische Majuskel im Unterschied zu den erheblichen Veränderungen der Muster im armenischen Alphabet, »einen anderen Weg einschlägt«: »Sie zerreißt nicht völlig die Verbindung zur Ausdrucksebene der als Muster genommenen Schrift, zu den Konturen der Zeichen des prototypischen Alphabets; sie nimmt nur unter Anwendung verschiedener graphischer Methoden eine graphische Stilisierung der prototypischen Zeichen vor. Das Ziel der Schöpfer beider Alphabete ist dasselbe, der Weg der graphischen Verwirklichung dieses Ziels ist wesentlich verschieden.« Und dann meint der Autor (Gamqrelize 1988: 186): »In der neugeschaffenen Schrift ist mit Hilfe der Verwendung von völlig originellen und künstlich geschaffenen Schriftsymbolen anstelle griechischer Schriftzeichen die Abhängigkeit des nationalen Alphabets vom griechischen und die Herkunft aus dem Griechischen verborgen worden.« Für das georgische »Le-sepublikum« war allerdings die georgische Schrift so »originell«, wie die geor-

43. K(ani) als Kreuz und Christusmonogramm und Kreuzform des Ʒ(ani) sind griechisch bzw. christlich (Boeder 1975, Gamqrelize 1989).

gische Übersetzung der Bibel eine georgische Bibel war und die Übersetzung irgendeines griechischen Texts ein Stück georgische »Literatur«. Und das »Verbergen« des griechischen Vorbilds des georgischen Alphabets war kein Täuschungsversuch: Es war der symbolische Ausdruck der Zugehörigkeit sowohl zum universalistischen Griechentum als auch zur georgischen Nation. Ähnlich enthält ja auch die frühe Kirchenarchitektur östliche und westliche Elemente; Außenschmuck und Inschriften knüpfen formal teilweise an sassanidische Traditionen an.

Schließlich gilt dasselbe auch für das Verhältnis zur griechischen Sprache. Browning (1983) hat darauf hingewiesen, daß einerseits zahllose Orientalen hohe Stellungen in Byzanz einnahmen, was ohne sprachliche Anpassung nicht denkbar ist, und andere große Dichter in griechischer Sprache wurden. Aber »umgekehrt konnte man es ausdrücklich ablehnen, hellenisiert zu werden, als eine Geste des Protests oder der Nicht-Identifizierung. Daniel der Stylit lebte viele Jahre lang auf einer Säule nahe Konstantinopel, wo sein Rat von Herrschern und Würdenträgern ebenso wie vom einfachen Volk gesucht wurde. Er bestand darauf, syrisch zu sprechen, und lernte nie ein Wort Griechisch. Der heilige Mann war eingebunden in die byzantinische Gesellschaft, aber er war kein Teil von ihr.« Ähnlich verhielt es sich mit dem Syrer Afrahat, der, in ein Ziegenhaargewand gekleidet, bei Kaiserhof höchste Ehrerbietung erfuhr, »obwohl er nicht einmal Griechisch verstand« (Theodoretos ed. Price 1985:123). Ebenso wird im 10. Jh. ein Georgier Oberbefehlshaber der byzantinischen Armee; aber dann gründet er ein Kloster auf byzantinischem Gebiet, das nur von Georgiern besetzt werden darf (Browning 1983).⁴⁴ Der Syrer Ephrem kann nur Syrisch, aber die Legende erzählt, daß er in Kaisareia Basileios traf

und ihn um die Gnadengabe bat, Griechisch zu können. Er wird von Basileios ordiniert, und schon kann er Griechisch sprechen (Bardy 1948:25). Das Griechische als Gnadengabe ist hier sozusagen eine nachträgliche Einbindung in die orthodoxe Gesamtkirche von Konstantinopel, d.h. eine Legitimierung. Umgekehrt wird berichtet, daß der Georgier Euthymios, der zunächst nur Griechisch konnte, durch eine Gnadengabe der Gottesmutter plötzlich Georgisch kann (Boeder 1983:91–92).⁴⁵

44. Grigol Bakuriani spricht im 2. Kapitel seines Typikon (Šaniže 1986:63) von sich als: *me, Grigol, nebita ymrtsajta sevasiosman dai didman demestikosman qovlisa Dasavletisaman, zeman sulkurtxeulisa Bakurianisaman*: »ich, nach Gottes Willen σεβαστός und Groß-Domestikos des ganzen Westens, Sohn des seligen Bakuriani« (Γρηγόριος Πακουριανός μέγας δομέστικός τῆς Δύσεως). Er gründete das Kloster Petriconi (1083 vollendet; heute Bačkovo in Bulgarien). Im 24. Kapitel (Šaniže 1986:103) heißt es: *kualad vamcneb amasica da šžul-debit davamtikceb, rajta araodes iqos monastērsa šina čemsa mkwdrobit Berzeni xucesi anu monazoni, twnier ertisa xolo monazunisa, romelman qelit čerili icodes da mčignobrobasa ikmodis da tavadsa tana miwlinebodis činamžyurisagan da monastērsa sakmeta iurvodis*: »Ferner tue ich auch dieses kund und setze es durch Gesetzgebung fest, daß sich in meinem Kloster niemals ein griechischer Presbyter oder Mönch einrichten soll, außer einem einzigen Mönch, der des Schreibens kundig ist und die Korrespondenz führt und beim Tavadi als Abgesandter des Vorstehers fungiert und die Angelegenheiten des Klosters besorgt.« Der Klostergründer begründet dies damit, daß die Griechen sonst dem Kloster schaden oder es sich aneignen würden: *romeli-ese mraval gzis gwxilavs maigan kmmlad čuenisa natesavisa umaknoebisa da gultmartiobisagan*: »Wir haben sie dies oftmals tun sehen, wegen der Tadellosigkeit und Herzenseinfalt unseres Volkes.«

45. Die Gottesmutter erscheint Euthymios, der sie in seiner Todesnot anruft, und sagt: *araraj ars vnebaj šen tana, aydeg, nu gešin, da Kartulad qsnilad ubnodi*: »Du hast keinerlei Krankheit, steh auf, fürchte dich nicht, und

Ausgangspunkt der »Volks-sprachenidee«

All diese Ambivalenzen sind Zeichen vielfacher Gruppenzugehörigkeit und geteilter Loyalitäten; gleichzeitig sind sie Ansatzpunkte möglicher Veränderung. Am frühesten ist dieser Übergang anscheinend in Syrien vollzogen worden, vielleicht im 4. Jh., und hier möchte ich den Ausgangspunkt der Bewegung hin zu volkssprachlichen Schriftsprachen sehen. In Syrien waren, wie gesagt, durch eine rudimentäre vorchristliche Schrifttradition und durch das nahe Vorbild der hebräisch-aramäischen Schriften besonders günstige Voraussetzungen gegeben. Ferner war gerade dort das Sprachproblem besonders eklatant. In Syrien ist z. B. schon früh oft von Klöstern mit Abteilungen für verschiedene Nationen die Rede (Theodoretos ed. Price 1985: 56; 60); dort wird das Griechische, das selbstverständlich immer noch die Hauptsprache der Liturgie war, während des Gottesdienstes ins Syrische und Lateinische übersetzt (Bardy 1948:17). Syrien ist ja übrigens auch das Land, das später die arabische Eroberung willkommen heißt, nachdem es so sehr unter Byzanz gelitten zu haben glaubt. Ich nehme an, daß der Gedanke, die Volkssprache auch als Schriftsprache und sogar für literarische Zwecke zu benutzen, sich von dort aus u. a. nach Armenien und Georgien ausgebreitet hat. Die engen Beziehungen zwischen diesen Ländern in der Zeit der Missionierung sind ja bekannt. Nur im 4. Jh. konnte es m. E. zu dieser Entwicklung kommen, bevor die Zentralkirche ihre griechisch orientierte Macht ausüben konnte. Bei der Ausbreitung der »Volks-sprachenidee« handelt es sich demnach um einen Fall von kultureller Diffusion, wie man sie auch bei der Ausbreitung der Idee des Alphabets beobachten kann.

Als einen Beleg für das sprachliche Selbstgefühl der Syrer zitiere ich zum

Schluß einen Auszug aus einer längeren Homilie des syrischen Dichters und Kirchenschriftstellers Jakob von Sarug aus der zweiten Hälfte des 5. Jh.s, einer Zeit also, in der die »Volks-sprachenidee« sich bereits konsolidiert hatte (Landersdorfer 1912:23–37). Es ist eine Predigt über das Sprachenwunder am Pfingstfest in Gedichtsform, das für die Sprachenfrage in der frühchristlichen Literatur immer wieder als Legitimationsgeschichte gebraucht wird (Adler 1935). Jakob von Sarug spricht über den Zusammenhang zwischen dem Pfingstwunder und der Verwirrung der Sprachen nach dem Turmbau zu Babel. Während aber die Sprachverwirrung meist nur als eine Strafe Gottes aufgefaßt wird, die durch das Pfingstwunder im Christentum überwunden wurde, ist der frevelhafte Turmbau zu Babel für den Syrer eher eine »felix culpa«. ⁴⁶ Er sagt:

»Aus der Bestrafung jener, die sich gegen Dich[sc. Gott] empört haben, kann jeder lernen, daß Du die lautere Liebe bist

sprich ohne Mühe Georgisch!« Sein Vater sagt dazu: *mun žamadme žniad ubnobn Kartulad da priad mčuxare viqav amis pirisatws, xolo mieritgan dauzeneblad, vitarca čqaroj aymodin ucmides govelta Kartveltasa* (Giorgi Mtačmindeli ed. Žavaxisvili 1946:28) »Bis zu jener Zeit sprach er mit Mühe Georgisch, und ich war sehr traurig darüber, aber seitdem spricht er ohne Zögern, wie eine Quelle emporsteigt, am besten von allen Georgiern.«

46. Im Hymnus zur Weihe der Osterkerze in der Osternacht heißt es: *O certe necessarium Adae peccatum, quod Christi morte deletum est! O felix culpa, quae talem ac tantum meruit habere redemptorem. O vere beata nox, quae sola meruit scire tempus et horam, in qua Christus ab inferis resurrexit!* Diesen ersten Nachweis des Ausdrucks *felix culpa* verdanke ich Bernd Schrandt SJ (Bad Godesberg, Brief vom 21.X.1991). Seine Erkundigung hat ergeben, daß der Exultet-Hymnus aus der Zeit, nach einigen Liturgikern von Ambrosius selbst stammt. Ambrosius selbst kennt sonst allerdings nur den Ausdruck *felix ruina*.

gegen jene, die sich bemühen, unter Deiffers Schutz zu flüchten. Wie soll ich den Urteilsspruch, der über die Söhne Babels erging, nennen? Bedeutet er wirklich eine Strafe oder nicht vielmehr ein Gnadengeschenk, voll des Reichtums? [20] Flechtet also, liebe Zuhörer, einen Kranz von Lobpreisungen jener Barmherzigkeit, die in jeder Notlage sich derer erbarmt, die sich zu ihr wenden! Es empörten sich die Babylonier, schon hat er den Stab erhoben, um sie zu schlagen; aber unter dem Schlag entspringt lautere Gnade und bereichert sie. Nach Sprachen trennte er sie, Stamm für Stamm, siehe, das ist die Gabe, die ihnen unter dem Titel der Bestrafung verliehen ward. Er zerstreute sie wegen eines Bündnisses voll von Treulosigkeit, er bringt sie aber zugleich wieder in Ordnung mittels einer mit Strenge gepaarten Liebe. Da sie gegen ihn sündigten, lehrte er sie ohne ihr Verdienst Sprachkenntnisse; wenn sie sich aber nicht gegen ihn versündigt hätten, was hätte er wohl da getan? [30] Da die einzelnen Völker sich gegen ihn erhoben, brachte er sie zur Ruhe. Hätten sie sich aber nicht empört, welche Wohltaten hätte er ihnen wohl dann erwiesen? Die Sprachen verwirrte er daselbst gleichsam zur Strafe seines Zornes, und fortan verbreitete sich von dort aus die Kenntnis der Sprachen über die ganze Welt. Ein kundiger Lehrer unterrichtete sie in den Sprachen, verteilte sie und gab jedem Volk seine Sprache. Seine Lehre stieg herab wie der Regen auf ihre Stimme, und es sproßten die Laute der verschiedenen Sprachen auf ihren Lippen. Großen Reichtum goß er über die Bedürftigen aus, und mit einer unschätzbaren Wissenschaft bereicherte er sie. [40] Siehe, ihre Züchtigung ward der ganzen Welt zum Schmuck, so daß sie in reichem Maße in neuen Sprachen redete. [...] Barmherzigkeit hatte sich von oben über die Babylonier ergossen, und mit Sprachen hat sie der Herr wie mit Gold

bereichert. [...] Wie mit einem charakteristischen Merkmal unterschied er sie voneinander durch ihre Sprache in einzelne Völker, auf daß sie die Erde in Besitz nähmen, die noch wüst und leer dalag. Denn was gab es für ein anderes Mittel, sie, die eng beisammen wohnten, zu trennen, als zu bewirken, daß der eine die Sprache des andern nicht mehr verstand. [...] Wenn nicht durch liebevolle Fürsorge ihre Sprache verwirrt worden wäre, hätten sie ihre Heimat, an der sie so sehr hingen, bis zum Tode nicht preisgegeben. Denn jedem Menschen ist seine Heimat lieb und das Haus seiner Angehörigen; solche Liebe beseelte auch die Einwohner von Babylon [...] es war überfüllt.«

Hier wird in meines Wissens einmaliger Weise der Eigenwert der Volkssprache ausgesprochen. Die Sprache tritt als unverwechselbare Eigenart eines Volkes auf, und diese Eigenart gilt als Gnadengeschenk Gottes. Die Verkündigung des Christentums, so der Dichter, ist nur in verschiedenen Sprachen möglich. Ein stärkeres Argument für die Eigenständigkeit und Entwicklung nationaler Schriftsprachen ließ sich in dieser Zeit kaum denken. Dieses Argument für die Sprachenvielfalt hat ebensoviel Berechtigung wie die Forderung nach einer alle verbindenden Universalsprache. Plutarch berichtet von der Endzeitvorstellung der Zoroastrier: »Wenn die Erde flach und eben geworden ist«, sagt er, »muß ein einheitliches Leben und ein einheitliches Staatswesen glücklicher Menschen entstehen, die alle die gleiche Sprache sprechen.«⁴⁷ Ein alternatives Konzept der Universalsprache liegt darin, daß Men-

47. Plutarch: *Moralia: De Iside et Osiride* 47 [370 B]: τῆς δὲ γῆς ἐπιπέδου καὶ ὁμαλῆς γενομένης, ἓνα βίον καὶ μίαν πολιτείαν ἀνθρώπων μακαρίων καὶ ὁμογλώσσων ἀπάντων γενέσθαι.

schen sich wegen der Einheit der Menschheit oder der Religion verstehen, ohne eine gemeinsame Sprache zu können, ein Gedanke, der ebenfalls eine antike Tradition hatte.⁴⁸ Jakob von Sarug nun entwirft in seiner Predigt als dritte Möglichkeit ein heilsgeschichtlich interpretiertes Gegenbild, das auf die geschichtliche Menschheit paßt, ohne die Verständigung durch eine in tieferem Sinne gemeinsame Sprache auszuschließen. Auch uns ist heute klar, daß die Vielfalt der Sprachen ein ebenso unverzichtbares Erbe der Menschheit ist wie die Vielfalt des Lebens.

Zusammenfassung

Es scheint plausibel, daß die georgische Schriftsprache und Schrift im 4./5. Jh. entstand, nachdem die »kognitive Alternative« einer verschriftlichten Volkssprache zuvor in einer bestimmten historischen Konstellation der griechisch-orientalischen Welt erkannt worden war und sich hatte durchsetzen können – wahrscheinlich in Syrien. Sprache ist – wie ein Alphabet – eine multifunktionale Identifizierungsmöglichkeit: Sie bietet sich in verschiedenen historischen Situationen für verschiedene und sich teilweise überschneidende Funktionen an; in diesem Sinne hatte das Georgische im 11. Jh., wo bei Leonti Mroveli eine in hohem Maß sprachliche Identität des georgischen Nationalstaats anzuklingen scheint, teilweise andere Funktionen als in den eben christianisierten Ländern des Vorderen Orients. Die Schaffung eines georgischen Einheitsstaates und die Beseitigung der religiös und ethnisch fremden Araberherrschaft hatte inzwischen zu einem neuen »Nationalbewußtsein« beigetragen (Tarxnisvili 1940). Dagegen wurde das »Ideenangebot« des sprachlichen Ausdrucks ethnischer und religiöser Identität in Georgien in einer historischen Periode

angenommen, in der sich dieses Land im Schnittpunkt widersprüchlicher Interessen befand und unterschiedliche religiöse und politische Loyalitäten gefordert waren. Ostgeorgien, wo das Christentum schon in der Mitte des 4. Jh.s Staatsreligion geworden war, fiel im gleichen Jahrhundert an Persien und war kirchlich weniger an Byzanz als an Syrien orientiert⁴⁹, andererseits aber religiös doch auch Byzanz verbunden und sprachlich mit Westgeorgien, das seinerseits kirchlich zu Byzanz gehörte. So liegt es nahe, daß die »Volkssprachenidee« von Syrien direkt oder indirekt über Armenien nach Georgien gekommen ist. Ob die Verschriftlichung des Georgischen bereits die Ein-

48 Diese Tradition klingt etwa in der Geschichte des Neupythagoräers Apollonios von Tyana (1. Jh. n. Chr.) an: Zu ihm kam jemand, der alle möglichen Sprachen konnte; Apollonios sagte: »Und ich, mein Freund, verstehe alle Sprachen und habe doch keine gelernt« (Borst 1957:184; Boeder 1983:89). Eine christliche Variante bietet das »Leben von Johannes und Euthymios« (cap. 52; Žavaxisvili 1946: 30–31): Der »Römer« Leo ist aus Benevent in Italien zum Berge Athos gekommen. Der georgische Mönch Gabriel faßt eine tiefe geistliche Liebe zu ihm und besucht ihn immer in seiner Klausur, um dort Stunden und Tage mit ihm zu verbringen: *da twsisa enisagan kide arca man icoda, arca man. da vitarca šebnel-dis, gamovidian twsta senaktagan da locva-qvian da dasxdian da vidre ciskrisa rekamde ubnobdian siṭquata saymrtota da vidre čaršlvadme amas esret hqopdian govelta mčuxria* »Und keiner von den beiden konnte eine andere als seine eigene Sprache. Und wenn der Morgen graute, kamen sie aus ihren Klausuren und beteten und saßen nieder und führten von der Morgendämmerung bis zur Abendglocke geistliche Gespräche, und so taten sie alle Abende bis zu seinem Weggang.« Die Geschichte erzählt nicht einfach ein Wunder, sondern drückt eine Realität aus, nämlich die Auffassung, daß das, was man dachte, meinte und glaubte, universal war.

49 Die Ostgeorgier nahmen z.B. 419 an einer ost-syrischen Synode teil.

heit von West- und Ostgeorgien symbolisch vorwegnahm und ob sie, vom Osten ausgehend, eine ähnliche Funktion hatte, wie sie Mesrop für das ebenfalls zwischen Persien und Byzanz geteilte Armenien gefunden hatte, nämlich »die neue Religion tiefer in den Volksmassen zu verwurzeln und eine starke Barriere gegen die Assimilationsfluten von Byzanz aufzurichten«⁵⁰, wissen wir nicht. Jedenfalls symbolisierte aber der christliche Gebrauch von Schrift und Schriftsprache in dieser Situation in gleicher Weise Abhängigkeit

und Eigenständigkeit, kulturelle Universalität und sprachliche Identität. . . .

50 »Mesrop était conscient et lucide de la situation tragique de son pays et de la menace d'assimilation qui pesait sur le même, surtout dans les régions byzantines en raison de la commune foi chrétienne. La solution géniale qu'il proposait aurait servi, à la fois, à enraciner davantage la nouvelle religion dans les masses populaires, et à dresser une forte barrière contre les flux assimilateurs de Byzance« (Zekiyan [1981] 469).

LITERATUR

- Adler, N. 1935: *Das erste christliche Pfingstfest*. Dissertation Münster (1935).
- Bardy, G. 1948: *La question des langues dans l'église ancienne* I, Études de théologie historique (1948).
- Bausani, A. 1978: Esperienze di un orientalista in: D. Silvestri (ed.): *Lingue a contatto nel mondo antico*, Orientamenti Linguistici 7 (1978) 11–33.
- Biedermann, H.M. 1982: Die Bedeutung der drei Kappadokier und des Johannes Chrysostomos als Fundament der byzantinischen Geisteshaltung, in: 95. Vortragsfolge: »Byzanz«, Funkuniversität, RIAS Berlin.
- Boeder, W. 1975: Zur Analyse des altgeorgischen Alphabets in: D. Gerhardt u. a. (ed.) *Forschung und Lehre* (1975) 17–34.
- Boeder, W. 1983: Die georgischen Mönche auf dem Berge Athos und die Geschichte der georgischen Schriftsprache, *Bedi Kartlisa* 41 (1983) 85–95.
- Borst, A. 1957: *Der Turmbau zu Babel*. I (1957).
- Brock, S. 1969: The phenomenon of biblical translation in Antiquity, *ALTA. The University of Birmingham Review* 2,8 (1969) 96–102.
- Browning, R. 1983: Die Sprache von Byzanz, in: 95. Vortragsfolge: »Byzanz«, Funkuniversität, RIAS Berlin.
- Dagron, G. 1969: Aux origines de la civilisation byzantine: langue de culture et langue d'état, *Revue historique* 241 (1969) 23–56.
- Gamqrelize, T. 1989: წერის ანბანური სისტემა და ძველი ქართული დამწერლობა / *Alphabetic Writing and the Old Georgian Script* (1989).
- Gamsaxurdia, Z. 1990: საქართველოს სულიერი მისია (1990).
- Giles, H. 1979: Ethnicity markers in speech in: K.R. Scherer, H. Giles (ed.), *Social Markers in Speech*, *European Studies in Social Psychology* (1979) 251–289.
- Žavaxišili, I. (ed.) 1946: Giorgi Mtačmindeli, *Cxorebaj Iovanesi da Eptwmesi* [The Life of St. John and St. Euthymius] (1946).
- Holl, K. 1908: Das Fortleben der Volkssprachen in Kleinasien in nachchristlicher Zeit, *Hermes* 43 (1908) 240–254.
- Jakobson, R. 1945: The beginning of national selfdetermination in Europe, *The Review of Politics* 7 (1945) 29–42 [= J.A. Fishman (ed.), *Readings in the Sociology of Language* (1970) 585–597].
- Kikinaze, Z. 1990: Kebaj Kartulisa enisaj, *Skola da Cxovreba* (1990) 3, 14–26.

- Kühn, C. G. (ed.) 1824: Galenos, *De differentia pulsuum* / Περὶ διαφορὰς σφυγμῶν, in: *Claudii Galeni Opera Omnia* VIII (1824).
- Kuev, K. M. 1966: Zur Geschichte der »Dreisprachendoktrin«, *Byzantinobulgarica* 2 (1966) 53–65.
- Labov, W. 1972: *Sociolinguistic Patterns* (1972).
- Landersdorfer, P. S. 1912: *Ausgewählte Schriften der syrischen Dichter Cyrillonas, Baläus, Isaak von Antiochien und Jakob von Sarug*. Bibliothek der Kirchenväter (1912).
- Müller, C. D. G. 1990: Der Weg des Georgischen zur Literatursprache in: *Lingua Restituta Orientalis*, Ägypten und Altes Testament 20 (1990) 240–244.
- Norden, E. 1898: *Die antike Kunstprosa vom VI. Jahrhundert v. Chr. bis in die Zeit der Renaissance* (1898).
- Peeters, P. 1922: Traductions et traducteurs dans l'hagiographie orientale à l'époque byzantine, *Analecta Bollandiana* 40 (1922) 241–298.
- Pohl, W. 1985: Strategie und Sprache, in: S. Ureland (ed.), *Entstehung von Sprachen und Völkern*, *Linguistische Arbeiten* 162 (1985) 93–101.
- Price, R. M. (ed.) 1985: Theodoretos von Kyrrhos, *A History of the Monks of Syria*, Cistercian Studies Series 88 (1985).
- Qauxčšvili, S. (ed.) 1955: ქართლის ცხოვრება (1955).
- Richter, M. 1985: Towards a methodology of historical sociolinguistics, *Folia Linguistica Historica* 6 (1985) 41–61.
- Šanizė, A. 1986: ქართველთა მონასტერი ბულგარეთში და მისი ტიპიკონი, თხზულებანი თორმეტ ტომად, IX (1986).
- Spitzer, L. 1918: *Fremdwörterhatz und Fremdvolkerhaß* (1918).
- Spitzer, L. 1948: Muttersprache und Muttererziehung in: *Essays in Historical Semantics* (1948) 15–65.
- Tarchnišvili, M. 1940: Die Legende der heiligen Nino und die Geschichte des georgischen Nationalbewußtseins, *Byzantinistische Zeitschrift* 40 (1940) 48–62.
- Theiler, W. 1954: Die Sprache des Geistes in der Antike in: *Sprachgeschichte und Wortbedeutung* (1954) 431–440.
- Turner J. C. 1982: Towards a cognitive redefinition of the social group in: H. Tajfel (ed.) *Social Identity and Intergroup Relations*, *European Studies in Social Psychology* (1982) 15–40.
- Weber, M. 1922: Die drei reinen Typen der legitimen Herrschaft, *Preußische Jahrbücher* 187 (1922) 1–12 [= J. Winckelmann (ed.), *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre* ³ (1968) 475–488].
- Zekiyān, B. L. 1981: Prémisses pour une méthodologie critique dans les études arméno-géorgiennes, *Revue d'études arméniennes* 139 (1981) 460–471.
- Zekiyān, B. L. 1986: St Nersès Šnorhali en dialogue avec les grecs: un prophète de l'oecumenisme au XII^e siècle in: D. Kouymjian (ed.): *Armenian Studies / Etudes arméniennes*: In Memoriam Haig Bebérian (1986) 861–889.
- Zekiyān, B. L. 1987: L'« idéologie » nationale de Movses Xorenac'i et sa conception de l'histoire, *Handes Amsorya* 101 (1987) 471–485.

.....

Jost Gippert

Zur Überlieferungsgeschichte der Kartvelsprachen

Unter den drei kaukasischen Sprachgruppen nehmen die sog. kartvelischen oder südkaukasischen Sprachen bekanntlich eine Sonderstellung ein, insofern nur sie über schriftliche Denkmäler aus älterer Zeit verfügen, wie sie für sprachhistorische Fragestellungen benötigt werden. Allerdings betrifft das auch innerhalb der kartvelischen Familie nur eine der dazu gehörenden Sprachen, nämlich das Georgische, das seit dem 5. Jh. reich mit inschriftlichen und handschriftlichen Zeugnissen dokumentiert ist. Für die Schwestersprachen des Georgischen, Lazisch, Megrelisch und Svanisch, die keine eigene schriftliche Tradition entwickelt haben, ist die historische Sprachwissenschaft hingegen im großen und ganzen auf Materialien angewiesen, die im Zuge sprachwissenschaftlicher und ethnologischer Untersuchungen seit dem Ende des 18. Jh.s angefallen sind.

Dennoch gibt es auch hier einige vereinzelte frühere Zeugnisse, die es gestatten, einen Einblick in die Geschichte dieser Sprachen zu gewinnen und den historisch überblickbaren Zeitraum weiter auszudehnen. Im Falle des Megrelischen handelt es sich z.B. um die ca. 50 Wörter und Sätze, die der türkische Weltreisende Evliya Çelebi im 17. Jh. aufgezeichnet und in seinem »Fahrtenbuch« (Seyahet-Name) der Nachwelt zugänglich gemacht hat.¹ In der hiermit begonnenen Artikelserie sollen derartige Zeugnisse in loser Folge zusammengestellt und einer linguistischen Beurteilung unterzogen werden.

1. Die frühe Bezeugung eines megrelischen Wortes

Das Megrelische, das heute nurmehr in einem relativ kleinen Gebiet Westgeorgiens gesprochen wird und dabei mehr und mehr vom Georgischen als der Amts- und Schriftsprache verdrängt zu werden droht, dürfte ursprünglich ein wesentlich größeres Verbreitungsgebiet gehabt haben, wobei auch seine soziolinguistische Stellung höher gewesen sein dürfte. So gibt es deutliche Anzeichen dafür, daß es in der Frühzeit der Christianisierung eine eigene kirchensprachliche Tradition entwickelt hat, die sich u. a. in der Übernahme christlicher Termini aus dem Megrelischen ins Svanische manifestiert.² Obwohl diese Tradition nach der Zentralisierung der kirchlichen Gewalt in Ostgeorgien abgebrochen ist, steht doch zu erwarten, daß sie ihre Spuren gerade auch in der kirchlichen georgischen Überlieferung hinterlassen hat. Ein solcher Fall, der, soweit ich sehe, bisher unbeachtet geblieben ist, ist in einer als autochthon geltenden christlichen Heiligenlegende anzutreffen, deren Entstehungszeit nach allgemeiner Ansicht in das 11. Jh. fallen dürfte. Es handelt sich um das Martyrium der hll. Davit und Konstantine, das in verschiedenen Hss. aus dem 13.–18. Jh. überliefert ist und heute in der von I. Abulaze

1. S. dazu zuletzt J. Gippert in: G. Hewitt (ed.), *Caucasian Perspectives* (1992) 8–62.

2. Vgl. dazu G. Deeters, *Caucasica* 7 (1930) 1–9, bes. 5–6 sowie J. Gippert, *Die Slawischen Sprachen* 17 (1989) 13–35, bes. 28 ff.

begründeten Sammlung hagiographischer Texte³ bequem zugänglich ist.⁴

Da von dem Text bisher offenbar keine Übersetzung in eine westliche Sprache vorliegt⁵ und da die Legende wegen der in ihr enthaltenen Berichte über Auseinandersetzungen zwischen der christlichen und frühislamischen Welt von allgemeinem historischem Interesse sein dürfte, halte ich es für zweckmäßig, eine deutsche Übersetzung vorzuschicken.⁶

Martyrium und Leiden der hll.
Davit und Kōstantīne

Martyrium⁷ und Leiden der hll. und großen Märtyrer Davit und Kōstantīne, die ihr Martyrium im Land des Nordens, in der Gegend von Argueti, im Herrschaftsgebiet der Kartveler, nach dem Hinscheiden des großen und erhabenen Königs Vaxtang Gorgasali erlitten, der die Herrschaft über das ganze Land mit sich ins Grab nahm, von seiten des gottlosen Tyrannen, des Perserkönigs Marwān Abu'l-Qāsim⁸, der mit Spitznamen der »Taub« genannt wurde, (und) der ein Schwesterkind Muḥammads⁹, des falschen Gesandten, war.

Während der Königsherrschaft des Gottes-Dieners Herakleios¹⁰, als (dieser) mit dem Stab seines Königtums sein Herrschaftsgebiet verwaltete, zog der Perserkönig Xosrou¹¹ mit dem Heer gegen die von Gott geschützte hl. Stadt Jerusalem¹², in der die Erlösung der ganzen Welt stattfand, nahm sie mit Gottes Duldung ein und nahm sie gefangen und erschlug eine zahllose Menge Väter und Mütter, Priester und Diakone und Jungfrauen, wie in dem Buch von der Einnahme Jerusalems geschrieben steht¹³, auf daß sich das Wort des Erlösers erfülle, das lautet: »Es wird kein Stein auf dem (anderen) Stein bleiben, bis daß alles in nichts zusammengefallen sein wird.«¹⁴

Denn mehrfach wurde Jerusalem eingenommen, von den Babyloniern und den

Römern und jetzt von den Persern, und sie führten das Holz des Lebens, an dem Christus für uns das Leiden auf sich nahm,

3. *Jveli kartuli agiografiuli literaturis zglebi* 3 (1971) 248–263.

4. Die erste Ausgabe erfolgte in der von M. Sabinin herausgegebenen Sammlung *Sakartvelos samotxe* (St.-Petersburg [1882] 223–230); eine Neuauflage lieferte S. Qubanešvili in seiner *Jveli kartuli literaturis krestomatia* (Tbilisi [1946] 233–240). Verschiedene Ausschnitte der Legende sind wortgetreu als Zusätze in jüngere Hss. der georgischen Chronik *Kartlis Cxovreba* übernommen worden; sie sind in der Edition von S. Qauxčšvili Bd.1 (1955) 233–239 als *canarti* gekennzeichnet.

5. Die einzige mir bekannte – bisher allerdings nicht zugängliche – Übersetzung ist die russische von M. Sabinin in: *Polnoe žizisneopisanie svjatyx gruzinskij cerkvi* 1 (1871) 154–165; vgl. Qubanešvili a. O. 233.

6. Die folgende Übersetzung versucht, das Original möglichst getreu wiederzugeben, und stellt keine stilistischen Ansprüche. Eine ausführliche Untersuchung der involvierten kirchengeschichtlichen und allgemeinhistorischen Fragen, v.a. im Vergleich mit der Nebenüberlieferung in der georg. Chronik, bleibt ein Desiderat.

7. In verschiedenen Hss. auf den 31. Oktober datiert.

8. Georg. *Murvan Abulkasim*, im weiteren kurz *Murvan*. Zur Person s. weiter unten.

9. Georg. *Muhmad* oder *Muhmed*.

10. Byzantinischer Kaiser, *ca. 575, †614. Georg. *Herakles*.

11. Der Sasanidenkönig Xosrou II. Anōšērwan (*590, †628). Georg. *Xuasro*.

12. Gemeint ist der Feldzug des Sasanidenherrschers gegen Jerusalem im Jahre 614.

13. Der Text ist in einer arabischen und einer (darauf beruhenden) georgischen Version erhalten; cf. die Ausgaben von G. Garitte, *Expugnatio Hierosolymae A.D. 614*, *Recensiones Arabicae* I: A et B / II: C et V [...], *Corpus Scriptorum Christianorum Orientalium* 340, 341, 347, 348 (= *Scriptores Arabici* 26–29) (1973–1974) und ders., *La prise de Jérusalem par les Perses en 614*, *Corpus Scriptorum Christianorum Orientalium* 202–203 (= *Scriptores Iberici*, 11–12) (1960). Für die hier gegebene Zusammenfassung vgl. die Einlei-

und Zacharias, den großen Patriarchen (wtl. »Oberhaupt der Väter«), mit sich fort und kehrten wieder nach Persien zurück. Und es wurden unzählige Wunder von dem Holz des Lebens gewirkt, so daß man unter den Persern sprach: »Der Gott der Christen ist gekommen.«

Dies aber betrückte den Gott dienenden König der Griechen, Herakleios, und auf Geheiß Gottes zog er mit dem Heer gegen die Perser, und er gelangte in das Land der Kumanen, das sind die Kipčaken, und gab seine Tochter dem König der Kipčaken zur Frau und führte ihn mit seiner ganzen (Streit-)kraft seiner eigenen (Streit-)kraft zu und zog hinein nach Persien, und er tötete den Perserkönig Xosrou und nahm das Land Persien ein (wtl. »gefangen«) und verwüstete es. Und er nahm das Holz des Lebens und Zacharias, den Patriarchen, mit sich und zog siegbekrönt in Jerusalem ein. Und einen Teil des Holzes des Lebens stellte er in Jerusalem auf und einen (Teil) sandte er nach Konstantinopel, und Zacharias, den Patriarchen, setzte er wieder auf seinen Thron.

Und als sich der König von Persien aus nach Ägypten wandte, trat Muḥammad vor den König Herakles hin und übergab ihm ein großes Gastgeschenk, denn er war sehr reich und herrschte über die Araber, und er erbat sich vom König Aufenthaltsplätze und Weiden für seine Herden. Der König aber gab ihm die Felder und Berge des Landes Sinai, das nahe bei Arabien gelegen ist, und der König kehrte wieder in seine Stadt zurück, und das Land Griechenland war (wieder) befriedet, und alle Stämme waren ihm untertan.

Als aber Herakleios, der König, starb, wurden nach ihm Könige und Patriarchen eingesetzt, (die) betrügerisch und unwürdig (waren) und die Bilder bekämpften¹⁵, (und,) wie Maksime¹⁶ sagt: »Die Könige der Griechen wurden gedemütigt, und es

erstarkten die Perser und die Araber mit Duldung Gottes,« und es erstarkte Muḥammad, und er herrschte über die Perser und die Araber und nahm das Land Ägypten und Palästina ein, als Johannes der Barmherzige für sich die Flucht wählte und in seine Heimat nach Zypern ging und dort dahinschied.¹⁷

Und nach dem Tode Muḥammad des Ungläubigen hinterließ er seine Herrschaft dem ihm an Bösartigkeit gleichen Marwān dem »Tauben«, seinem Schwestersohn. Dieser Gottlose aber, nachdem er die Herrschaft (über) Perser und Araber übernommen hatte, hetzte alle Stämme der Heiden mit Duldung Gottes auf, uns der Sünde(n) zu bezichtigen, und zog mit dem Heer gegen die Christen, das ausgewählte und gotteigene Volk aus und

tung der Legende sowie Kap. VIII-IX; der Wortlaut ist nicht identisch.

14. Cf. Mt. 24,2; Mk. 13,2; Lk. 21,6. Durch die Verwendung von *vidremdis govelive* »bis daß alle« anstelle von sonst üblichem *romel(i) ara* »der nicht« läßt sich der hier verwendete Text eindeutig zuordnen: er entspricht dem Wortlaut des Matthäusevangeliums in der Redaktion der sog. Protovulgata, die durch die Tetraevangeliiare von Žruči (Hs. des Museums zu Tbilisi H 1660 von AD 936) und Parxali (Hs. des ehem. kirchlichen Museums zu Tbilisi A 1453 von AD 973) vertreten ist und in der Redaktion des Urbnisi- Tetraevangeliiars (Hs. des ehem. kirchlichen Museums zu Tbilisi A 28, 11. Jh.) und des sog. Palästina-Evangeliiars (Hs. des Museums von Tbilisi H 1741, dat. 1048) weitertradiert ist; cf. die Ausgaben von A. Šanize, *Kartuli oxtavis ori zveli redakcia* (1945) 86 (Redaktion DE) und I. Imnaišvili, *Kartuli oxtavis ori bolo redakcia* (1979) 341 (Redaktion FG).
15. Gemeint ist der unter dem byzantinischen Kaiser Leo III. im Jahre 726 begonnene Bilderstreit.
16. Vermutlich der Theologe Maximus Confessor (Maximos Homologetes; * ca. 580, † 662).
17. Gemeint ist offenbar der Patriarch Johannes von Alexandria; vgl. dazu G. Garitte, *Le calendrier palestinogéorgien du Sinaiticus 34* (1958) 103 f. sowie 381 f.

verwüstete und zerstörte und unterjochte (wtl. ›nahm gefangen‹) das Land Griechenland und Armenien bis zum Meer und breitete sich weiter wie eine Wolke von Dunkelheit, mit einer (Volks-) Menge, wie (von) Heuschrecke(n) oder Mücken, in den Gebieten des Nordens aus und verhüllte das Gesicht des Landes. Denn er kam nach Samcx¹⁸ und schlug sein Lager in dem Gebiet von O3rqe¹⁹ auf; denn diese Stadt war wegen ihrer Erzeugnisse seit alters berühmt und ist es bis heute.

Jetzt aber ist die Zeit, der heiligen und mit Leiden versehenen (wtl. ›bekleideten‹) Märtyrer Christi, Davit und Koſtantine, zu gedenken, über die diese unsere Rede handelt. Ihr aber, (die ihr) Christi Herden und begierig (seid), den hl. Feiertag der hll. Märtyrer zu begehen, (die ihr) begierig herbeigekommen (seid), richtet aufmerksam eure Sinne und euer Gehör darauf, damit ihr nicht leer, sondern mit einer Last von Annehmlichkeiten beladen wieder nach Hause geht.

Wie ich euch also sagte, war die Kunde von der Ankunft der Heiden überall in diesem Lande zu hören, und die Herzen der Menschen wurden mit Angst und Schrecken erfüllt. Wie wir jedoch aus alten Überlieferungen erfahren haben, waren diese hll. Märtyrer Davit und Koſtantine Kartveler aus der Gegend von Argu²⁰, groß und edel von Herkunft, und (sie waren) die Oberhäupter dieses Landes, und sie waren miteinander verwandt, und sie waren durch das Taufbecken des (Apostels) Andreas und Simons des Kanaanäers erleuchtet worden; denn die hatten Christus zuerst unter den Kartvelern verkündet, vor der Ankunft Ninos.²¹

Und die Hll. waren jungfräulich im Fleische und kundig des Alten und Neuen Glaubens, wahrhaftige Gläubige und erfahren und tapfer bei Feldzügen und in Kämpfen. Denn Davit war der ältere an

(Lebens-)Tage(n), zierlich und von weißem Fleisch, mit kastanienfarbenem Haar, schön von (körperlicher) Gestalt und mit dichtem Bart. Und Koſtanti war

18. Gebiet um das heutige Axalcixe.

19. Das heutige Abastumani.

20. Gebiet östlich des heutigen Kutaisi.

21. Die Nachricht, daß der Apostel Andreas in den Kaukasus gelangte und dort bekehrte, ist auch in Kartlis Cxovreba enthalten (ed. Qauxčišvili 38 Z.25–27). Sie dürfte auf einer Apostel-Legende wie der bei Sabinin, *Samotxe* 24–45 (bes. 30) herausgegeben beruhen (Hs. A 188, 100v–116v); als ihre Vorlage kann die bei Migne, *Patrologia Graeca* 120, Sp.216–260 abgedruckte Vita gelten, die einem Epiphanius Monachus zugeschrieben wird und im 10. Jh. entstanden sein dürfte (vgl. dazu bereits K. Kekeleze, *Etiudebi zveli kartuli literaturis istoriidan* 5 [1957] 119, nach dem das Werk von dem Hagioriten Ekvtime übersetzt wurde). Zu vergleichen ist noch die Einleitung einer Legende vom hl. Theodor (die georg. Version ed. A. Xaxanov [Xaxanašvili] in: *Materialy po gruzinskoj agiologii* [1910] 1; vgl. die armen. Version in Sop'erk' haykakank' 16 [1854] 57–58), wonach der Apostel Andreas bis nach Sinope gelangte und an der Schwarzmeerküste wirkte; den griech. Fassungen der Theodorlegende bei H. Delehay, *Les légendes grecques des saints militaires* (1909) sowie H. Starck, *Theodoros Teron* (1912) fehlt diese Einleitung. Da auch die eigentlichen Andreas-Apokryphen (Pasio Andreae u. a., ed. M. Bonnet in: *Acta apostolorum apocrypha* 2/1 [1959]; vgl. die georg. Version unter dem Titel *Mimodaslvay mocikultay* in der Edition von C. Kurciki, *Kartuli versiebi apokripebis mocikulta šesaxe* [1959] 21–42) die Nachricht nicht enthalten, handelt es sich offenbar um einen späten, sekundären Zusatz. Wie man bei dieser Überlieferungslage die missionarische Tätigkeit des Apostels Andreas im Kaukasus heute noch als ein historisches Faktum hinstellen kann (vgl. zuletzt M. Lortkipanidse, *Georgica* 15 [1992] 38; vgl. dagegen bereits I. Žavaxišvili [Džavaxov], *Žurnal Ministerstva Narodnago Prosvješčenija* 333 [1901] 101 ff. sowie ausführlich F. Dvornik, *The Idea of Apostolicity in Byzantium and the Legend of the Apostle Andrew* [1958], bes. 209 ff.), bleibt unverständlich.

schön von (körperlicher) Gestalt und mit kastanienfarbenem Haar, (aber) ohne Bart, und beide waren voll des Hl. Geistes.

Als nun diese Hll. davon hörten, daß die Heiden von Samcxe aus in das Land kamen, kleideten sie sich in die Kraft Gottes wie in eine Rüstung und sammelten ein Heer des Landes zusammen. Und sie riefen den Namen Gottes an und bestärkten das Volk der Gläubigen durch Gebet(e) und Nachtwache(n).

Und als die Heiden von Samcxe aus heraufzogen und in das Land Argueti gelangten und (ihre) Vorkämpfer und Elite (-Truppen) ankamen, da waren die Hll. (bereits) versammelt und wachsam, und sie sangen den Psalm Davids, den er gedichtet hatte, als (er) gegen Goliath antrat.²²

Und als die Heiden die Hll. sahen, brüllten sie wie Bestien und kamen auf sie zu. Aber der hl. Davit ergriff den Namen Christi als (sein) Schild und bestärkte seine Truppe und machte sie furchtlos, er brüllte auf wie ein Löwe, und sie schlugen sie in die Flucht und zerstreuten sie und erschlugen unzählige (von ihnen), und die Christen errangen einen großen Sieg.

Darauf kehrten die Flüchtlinge zurück und erzählten Marwān dem »Tauben«, was über sie gekommen war: »Deine Vorkämpfer und deine Elitetruppen sind von den Dienern des Holzes geschlagen.« Er aber verbarg sein Gesicht in seinen Händen und sagte: »Und wer ist derjenige, der es wagt, sich gegen den großen Gesandten Muḥammad zu stellen, meinen Mutterbruder?« So sprach er, und er rief die ganze Menge der Heiden zusammen, und sie zogen los, in (ihrer) Menge wie Sand, und sie kamen in das Land Argueti und nahmen Wald und Feld und Berge und Hügel ein, und von der Hand der Heiden wurden (ganze) Völker von Christen ausgerottet, denn einige verbargen sich in den Wäldern, und einige wurden erschla-

gen. Aber die hll. Davit und Koṣtantine und einige andere ihrer Gefolgsleute wurden gefangen genommen. Wie daraufhin der böse »Tauben« von der Ergreifung der Hll. erfuhr, applaudierte er mit den Händen und pries seinen Mutterbruder Muḥammad und seinen Glauben wegen des Sieges. Und als sie wieder lagerten, setzte er sich auf seinen Thron und befahl, den hl. Davit und den hl. Koṣtantine herbeizubringen. Und sie wurden vor den Ungläubigen hingestellt, die Hände gebunden. Und als er die vor ihm stehenden sah, lachte Marwān der »Tauben« sehr und sagte: »Wer seid ihr, (die ihr) Steinen und Hölzern dient, daß ihr es wagt, gegen mich anzutreten? Wißt ihr denn nicht, daß ich der Schwestersohn des großen Gesandten Muḥammad bin, dessen Glauben ganz Arabien und Persien dienen, und daß mir die ganze Welt von Westen bis Osten untertan ist?«

Die Hll. antworteten und sprachen: »Dein Gelächter und dein Stolz ist eitel und leer für uns, denn deine Größe währt (wtl. »ist«) nur eine kurze Zeit und wird bald verfliegen, denn dein Sieg ist nicht über uns gekommen, weil du seiner würdig gewesen wärest, sondern wegen unserer Sünden, (also dafür,) daß wir sein Gebot übertreten haben. Deine Macht über uns ist zustandegekommen, damit

22. Gemeint ist offenbar der »außerhalb der Zählung« geführte Ps. 151; vgl. dessen Überschrift in der georg. Redaktion G (Hs. Jer. 161; cf. die Ausgabe von M. Šaniže, *Psalmunis zveli kartuli redakciebi* [1960] 409): *ese psalmuni twsagan ayicera Davitis mier da gareṣe asormeocdaatta psalmuntaysa, ražams eço goliatsa* »Dieser Psalm wurde von Davit selbst aufgeschrieben und (steht) außerhalb der 150 Psalmen, als er gegen Goliath antrat.« Dies entspricht weitgehend dem Text der Septuaginta und der armen. Bibel: Οὗτος ὁ ψαλμὸς ἰδιόγραφος εἰς Δαυὶδ καὶ ἐξῴθεν τοῦ ἀριθμοῦ. ὅτε ἐμονομάχησεν τῷ Γολιάθ / *Ays salmos ink'nagir Dawt'i artak'oy t'owoc*: *I žamanaki zi el na nahatak anddēm goliadow*.

uns Gott durch eure ungläubige und gottlose Hand strafe. Aber dein Mutterbruder Muḥammad, mit dem du prahltest, nichtig ist dein Stolz auf ihn, denn wie wir erfahren haben, war er es, der euren Stamm verführt und verdorben hat.«

Als jedoch der Tyrann das von den Hll. hörte, erzürnte er sehr und befahl den da-beistehenden Schergen, sie ins Gesicht zu schlagen und mit Stöcken zu foltern. Und sie führten den Befehl des Tyrannen aus und schlugen sie ins Gesicht, bis sie müde wurden und die Hll. auf den Boden stürzten. Diese aber ertrugen es tapfer und priesen Gott und riefen ihn als ihren Helfer an. Da sprach der Tyrann in Wut und Zorn: »Oh, was seid ihr nur für Leute (wtl. ›ihr derartigen‹), erst habt ihr meine Vorkämpfer und Elitetruppen geschlagen, und jetzt beschimpft ihr den edlen und namhaften Gesandten Muḥammad, meinen Mutterbruder, den ganz Arabien und Persien preist, auf unverschämte Weise!« So sprach er, und dann (versuchte) er, sie mit Schmeichelei (zu) verführen (wtl. ›zum Magiertum‹), und sagte zu dem hl. Davit: »Über dich haben mir meine Feldherren zu hören gegeben, daß du ein vernünftiger Mensch bist und in Feldzügen erfahren und das Oberhaupt dieses Landes. Nun höre mir zu, der (ich) dir gut rate, und laß ab von dem eitlen und leeren Gerede eurer Tollheit und unterwerf euch dem Glauben des ausgewählten Gesandten Muḥammad, meines Mutterbruders, und ich werde euch zu Oberhäuptern und Edlen über ganz Persien und Arabien machen. Denn ich werde dich zum Feldherrn und Oberbefehlshaber über mein ganzes Heer machen; jenem Knappen aber, deinem Verwandten, werde ich die Ehre erweisen, daß er für immer vor meinem Thron in meinem Hofstaat stehen und sich mit den anderen Edlen meines Hofes freuen soll.« Und als der Tyrann das zu den Hll. gesagt hatte, machte (wtl. ›bildete‹) er das Kreuzzeichen vor

seinem Gesicht und sprach: »Das darf uns niemals bis in alle Ewigkeit geschehen, o (du) böser Tyrann, daß wir das Licht verlassen und in die Dunkelheit eintreten, denn unser Gott hat uns in sein Licht gerufen, als er seinen Sohn, sein Wort²³ und ihm ebenbürtig, auf die Welt sandte und er Mensch wurde für uns und alles Vorgesehene auf sich nahm: die Kreuzigung, das Begräbnis und die Auferstehung. Und dennoch pries er den Vater, und derselbe wird kommen, zu richten die Lebendigen und die Toten.²⁴ Und er sandte seine Schüler aus in die ganze Welt, um seinen Namen zu verkünden und (die Menschen) vom Götzendienst abzubringen. Und es begaben sich zwei von seinen Hauptschülern in unser Land und verkündeten die Ankunft Christi und bekehrten (die Menschen) vom Götzendienst. Und wir wurden durch sie belehrt und erleuchtet, und wir dienen keinem anderen Glauben, (sei er) schlecht oder erfunden, sondern wir sind im Namen Christi bereit für alle Foltern und Martern, Feuer, Wasser, Schwert und Tod. Das ist unser Glaube, das wahre Christentum, hört uns, (ihr,) das ganze Heer der Perser und Araber!«

Der Tyrann sprach zu ihm »Auf unseren guten Vorschlag und Rathin gibst Du uns (so) eine böse und dumme Antwort? Denn über Christus, der Isa heißt (wtl. ›ist‹), steht in unserem Koran²⁵ geschrieben, daß er ein Prophet war und ein richtiger Mensch, der Sohn der Maria (Mariam), und daß er sich selbst Gottes Sohn nannte, dafür töteten ihn die Juden am (wtl. ›mit dem‹) Kreuz. Und was ihr euch am großen Muḥammad zu tadeln erdreistet, das sagt ihr ohne Verstand, denn er

23. Vgl. Jo. 1,1 und 14. Dieselbe Gleichsetzung noch einmal weiter unten.

24. Vgl. Röm. 14,9.

25. Georg. *kuran-i*.

hat die Perser und die Araber vom Feuerdienst bekehrt und Gott anvertraut, denn es gibt nur einen Gott.«

Der hl. Davit entgegnete und sprach zu ihm: »Das Buch, das der Koran heißt (wtl. ›ist‹), habt ihr nicht richtig erfaßt, denn in eurem Koran steht über euch geschrieben: ›Wenn ihr euch irrt, dann lernt (es) aus dem Buch Isa, dem Evangelium Christi, das er selbst seinen Schülern gab, aus diesem Buch.‹ (Das) hat euch 'Alī²⁶, Muḥammads engster Schüler, aufgeschrieben, ihr aber seid unaufmerksam und kennt weder das Buch noch die Kraft Gottes, denn auch wenn Muḥammad euch vom Feuerdienst bekehrt hat, so hat er euch doch nicht zu Kennern Gottes gemacht. So wie ein Schiffbrüchiger wohl nicht im Herzen des Meeres Schiffbruch erleidet, sondern (in dem Moment), wenn er an das Meeresufer gelangt; es nützt (ihm) nichts, denn er ist nicht bis auf festen (Grund) gelangt. Ebenso (seid) ihr, weil Muḥammad Christus, den Sohn Gottes, dessen Kommen die Propheten von Anfang an (vorher)sagten und die Patriarchen verkündeten, nicht erkannt und euch auch nicht zu kennen gegeben hat. Ihr seid verdorben und im Irrtum durch eure große Unvernunft.«

Der Tyrann sprach zu ihm: »Und wer hat dir von unseren Büchern gelehrt, Lebensunwürdiger?« Der hl. Davit sagte ihm: »Eure Bücher sind für mich nicht brauchbar, aber das habe ich gesagt, um euch zu beschuldigen.«

Darauf wandte sich der Tyrann dem hl. Koṣtantine zu und sprach: »Du, Junge, was sagst du über dich selbst, unterwirfst du dich unserem Befehl oder nicht?« Der Hl. aber ließ seine vernichtende Stimme erschallen und sprach zu ihm: »Niemals wird es für mich Gehorsam deinem Befehl gegenüber geben, sondern wie bereits mein Herr Davit bezeugte und bekannte, bezeuge und bekenne auch ich, daß wir in dem einen Glauben und der einen Über-

zeugung belehrt (worden) sind und (daß) ich an den Vater, den Sohn und den hl. Geist glaube und für ihn sterben werde.«

Da erzürnte der Ungläubige über sie und rief einige erbarmungslose und bösertige Schergen herbei und gab die Hll. in ihre Hände und teilte ihnen mit, daß sie zehn Tage (lang) weder den Geschmack des Brotes noch des Wasser erfahren sollten und alle Tage mit vielerlei Folter(n) ohne Unterlaß gefoltert werden sollten, damit sie aufgrund der Pein und der Folter gegen ihren Willen den Glauben Muḥammads bekannten. Aber die Hll. nahmen die Peinigungen unter Gebet und Ehrerbietung gegenüber Gott auf sich, den Hunger und den Durst und die Martern und die Foltern und die Qualen und die Schmähungen, aus Liebe zu Christus, dem Gott.

Und als die zehn Tage vergangen waren, rief der gottlose Marwān der »Tauben« die Magier und Zauberer Persiens herbei und sandte sie zu den Hll., damit sie die Hll. mit Schmeichelei verführten, um sie zu ihrem Glauben zu bekehren. Als sie aber hinkamen und die Hll. sahen, erschöpft und vom Fleisch gefallen durch die Foltern, denen sie von seiten der Schergen ausgesetzt waren, erzürnten sie beim Nachdenken über die Schergen (und sagten): »Oh, was seid ihr nur für Leute (wtl. ›ihr derartigen‹), was erdreistet ihr euch, und (wtl. ›oder‹) was schätzt ihr diese edlen und beim Kampf tapferen Männer so gering, (oder) wißt ihr nicht, daß dem Vorbeter der Perser, dem großen Amīr al-Mu'minin²⁷ Marwān, sehr an ihrer Freude und (ihrem) Wohlergehen gelegen ist?« Darauf wandten sie sich den Hll.

26. Georg. *ali*.

27. Beiname der Kalifen, wtl. ›Oberhaupt der Gläubigen‹; cf. The Encyclopaedia of Islam, New ed., I (1979) 445. Die georg. Form *amira muml-* ist möglicherweise durch *muml-i* »Mücke« beeinflusst.

zu und sprachen unter Schmeichelei zu ihnen: »Der Vorbeter von ganz Persien und Arabien, Marwān, hat uns zu euch gesandt, denn ich weiß um euren Verstand, denn in der Vergangenheit (wtl. »in jener Zeit«) habt ihr euch Besseres für euch ausgedacht; nun antwortet mir mit angemessenem Wort, und verlaßt euch nicht (mehr) umsonst auf einen Menschen und den Glauben (an ihn) und (zumal) einen Toten²⁸ und zerstört nicht eure Jugend vorzeitig durch einen bitteren und üblen Tod, sondern wählt das Bessere für euch aus und erbarmt euch eurer selbst und bekehrt euch zum Glauben Muḥammads, des auserwählten Gesandten, auf daß ihr euch mit uns erfreut. Denn auch mir tut es um eure Jugend und euren Mut leid, und ich rate euch zum Besseren. Das befiehlt euch der große Amīr al-Mu'minīn Persiens und Arabiens. Wir aber, ihr schönen und tapferen jungen Männer, sagen euch das, damit ihr euch dem Befehl des großen und erhabenen Oberhaupts unterwerft. Denn siehe da, er hat uns Fahnen und Gewänder (für euch zum Zeichnen) eurer Herrschaftswürde (mit)gegeben.« Und sie zeigten den Hll. großartige Gaben und königliche Geschenke und schmeichelten den Hll. mit vielerlei Schmeichelei. Da schauten die Hll. auf sie hin und sprachen zu ihnen: »Weil ihr (so) unvernünftig seid und solchen Unsinn sagt und Gesandte des Tauben und Verschlagenen seid, deshalb reden wir nicht mehr länger (wtl. »verlängern wir unser Wort nicht mehr«) mit euch, sondern sagen nur, daß wir, ebenso wie wir unseren wahren Glauben zuvor bekannt und bezeugt haben, (noch genauso) fest und unbekehrbar zu (wtl. »auf«) ihm stehen (wtl. »sind«), und daß uns keinerlei Peinigung und auch nicht die Größe dieses Vergänglichen mehr von der Liebe zu Jesus Christus und dem Glauben an (ihn) abbringen wird, daß wir vielmehr in seinem Namen bereit sind zu Hunger und

Durst, Feuer und Schwert und Wasser und nach allem diesem zum Tod für das himmlische Königreich. (Und) die Gabe(n) und die Herrlichkeit(en, wtl. »Größe«), die uns von euch überreicht wurden, sind nämlich häßlich und ekelhaft vor unseren Augen, unsere Hoffnung aber und Herrlichkeit (wtl. »Größe«) ist Christus, und der Tod in seinem Namen (ist) wünschenswert. Geht fort und sagt alles das demjenigen, der euch geschickt hat, dem Versucher und Verführer.«

Und als sie das von den Hll. gehört hatten, gingen sie beschämt weg und sagten alles dem tauben Marwān und sagten ihm auch das folgende: »Wir haben keine Hoffnung (mehr) auf diese Leute, denn sie fürchten sich nicht vor den Martern noch vor dem Tod, sondern stehen (wtl. »sind«) fest in (wtl. »auf«) ihrem Glauben.« Als das aber der ungläubige Tyrann hörte, nahm er (wtl. »schnitt ab von«) ihnen die (letzte) Hoffnung und ersann (wtl. »ließ erscheinen«) in großem Zorn für die Hll. einen Tod der folgenden Art: er ließ nämlich böartige und unbarmherzige Scherger kommen (wtl. »erscheinen«), auf daß sie sie zuerst mit unbarmherziger Qual martern sollten, durch Aufhängen kopfüber, und ihnen dann die Hände und Füße binden sollten und an ihren Hals schwere Steine binden sollten und sie so in den

28. *nu cudad gakus sasobay kacisa mimart da sʒulisa da moklulisa*. Zu der Verbindung von *sasoeba* γ »Hoffnung« + *akus* »haben« + Gen. + *mimart* »auf« = »sich verlassen auf« vgl. Jer. 17,5: *cqeul iqavn kaci igi, romelsa sasobay twsi akundes kacisa mimart* »Verflucht ist der Mann, der sich auf Menschen verläßt«. Die Wendung entspricht genau dem griech. ἔχει ἐλπίδα ἐπὶ + Akk. (Ἐπικατάρματος ὁ ἄνθρωπος, ὃς τὴν ἐλπίδα ἔχει ἐπ' ἀνθρώπων) bzw. dem armen. *arnem zyoys i ... (aniceal lic'i mard or arasc'e zyoys iwr 'i mard)*. Ähnlich auch Apg. 24,15 mit *ymrtisa mimart* »auf Gott«, dem im griech. Text εἰς τὸν θεὸν entspricht.

Fluß Pason werfen sollten, der in georgischer Sprache *Rion* heißt.

Das ersann (wtl. »ließ erscheinen«) der Tyrann für die Hll., und er selbst zog los und schlug sein Lager in der Stadt *Žixankuži* auf, im Land der Megreler, im Gebiet von *Čqondidi*²⁹, das heißt (wtl. »ist«) in megrelischer Sprache »große Eiche«. (Und) sein Lager(gebiet) erstreckte sich (wtl. »war«) nämlich vom (Fluß) *Cxeniscqali* bis nach Abxazien, und er nahm Festungen und Städte ein, und er machte das Land der Megreler und Abxazen unbegebar und menschenleer.

Aber dort kam der Zorn Gottes über sein Heervolk und (sein) Lager und (seine) Gespanne.³⁰ Denn ein Stamm von Äthiopiern³¹ lagerte an dem Fluß, den man jetzt *Abaša*³² nennt, und (ihre) Pferde und Gespanne am Ufer des Flusses, den man jetzt *Cxeniscqali* (»Pferdewasser«) nennt. Und es kamen wunder(bare Erscheinungen) von oben herab: Donner und Blitze, Hagel und Regen(schauer), heftig und stark. Und die Erde öffnete ihren Mund und ließ Mengen von Wasser(n) heraufkommen (wtl. »heraufwachsen«), und das feste Land wurde (zum) Meer, und der Fluß *Abaša* (wtl. »von *Abaša*«) trat über sein(e) Ufer (wtl. »seine Grenze«) und kam über den Stamm der Äthiopier und überflutete den ganzen Stamm der Äthiopier, und daher entstand der Name des Flusses, *Abaša*.

Und der Fluß *Cxeniscqali* kam über ihre Pferde und Gespanne und überflutete alle(s), bis sich ihre Zahl auf 40 000 belief, und so erhielt der Fluß (den Namen) *Cxeniscqali*. Und als *Marwān* der »Taube« das alles sah, was über ihn gekommen war, machte er sich selbst und seinen Beratern schwere Vorwürfe, daß sie in dieses enge und bewaldete Land gekommen waren, und er zog los und schlug sein Lager in *Piṭioṭa* auf, am Meeresufer, in der Stadt, die man *Cxumi* nennt³³.

Damals waren aber die Kinder des großen Königs *Vaxtaṅg Górgasālī*, *Arēl*

29. Heute *Didi Čqoni*; s. dazu weiter unten.

30. Georg. *ell-i* bedeutet sonst auch »Sternzeichen«; hier wird die konkrete Bedeutung »Pferdegesspann« vorgezogen, da im folgenden Satz *ell-i* neben *hune* »Pferd, Roß« erscheint.

31. Georg. *abaš-i* ← arab. *ḥabašī*.

32. Nebenfluß des *Texuri*.

33. Die letzten zwei Sätze finden sich wortgetreu in der jüngeren Bearbeitung der georg. Chronik *Kartlis Cxovreba* wieder (Hss. T und k; cf. K.Cx. 1, 238 Z.12–14); eine vergleichbare Nachricht enthält aber auch die ältere (sog. »vorteimurazische«) Redaktion der Chronik, nach der *Marwān* »*Cxumi*, die Stadt *Apšileti* zerstörte« (*šemusra kalaki Apšiletiša Cxumi*: K.Cx. 1, 235 Z.5). Dies ist die einzige Stelle in der georg. Chronik, wo die Gegend um *Cxumi* als *Apšileti* bezeichnet wird. Bemerkenswert ist dabei, daß die älteste der Hss., die *Kartlis Cxovreba* enthalten, nämlich die Hs. der Königin *Anna* aus dem 15. Jh. (*anaseuli nusxa*: Sigle A), stattdessen von »Abxazien und *Apšileti*« spricht (*apxazetisa da apšiletiša*: ebenda, app.; die Varianten der anderen Hss. sind weniger erheblich: *apbiletisa* M, *apbuletisa* m, *apxišetisa* C). Die armen. Version der georg. Chronik, die aus dem 13. Jh. stammt und damit den Text in einer noch älteren Ausprägung reflektiert, enthält die betreffende Mitteilung hingegen überhaupt nicht (cf. die Edition von I. Abulaze, *Kartlis cxovrebiš zveli somxuri targmani* [1953] 195 Z.22). Die gemeinsame Nennung von *Cxumi* und *Apšileti* scheint also selbst ein späterer Zusatz zu sein. Man vgl. dazu die Ausführungen T. Gamqrelis, *Georgica* 15 (1992) 82 ff., bes. 86 mit Fn.2; das dort aufgestellte Theoriegebäude, wonach georg. *apšil-* dem griech. ἀψιλ- entsprechen müsse und unmittelbar mit der Selbstbenennung der Abchasen, *aps-wa*, zu verknüpfen sei, während der Terminus *apxaz-* zusammen mit griech. ἀπαρκ-/γ- einen anderen, und zwar kartvelischen Stamm bezeichnet haben müsse, steht also von vornherein auf keinem sehr festen Boden. Wenn bei dem von Gamqrelis herangezogenen griech. Autor *Arrian* die Ἀψίλοι und die Ἀπαρκοί als ὁμοιοί, d.h. »an(einander)grenzende« Nachbar bezeichnet werden (*Periplus* 11,3), so be-

und Darčil, in der Festung, die man Anakopia nennt³⁴, denn sie waren dahin geflohen aus Furcht vor den Persern. Und sie zogen mit einem kleinen Heer(volk) aus, um gegen die Heiden zu kämpfen, und sie wurden von ihnen überwältigt, denn (diese) töteten den älteren Bruder Arčil; Darčil aber begab sich wieder in die Festung Anakopia. Und der ungläubige Marwān »der Taube« zog wieder ab und zog die Meeresküste entlang (wtl. »lief ab«) und nahm Festungen und Städte der Meeresküste ein und machte das ganze Land (an) der Meeresküste wüst und unbegebar, bis er zu der von Gott geschützten Stadt gelangte, die Konstantinopel heißt (wtl. »ist«), und er schlug sein Lager in der Stadt auf, die man Chalcedon³⁵ nennt, denn dort ist das Meer eng fließend und hat keine Form von Weite. Deshalb dachte sich der unvernünftige und unverständige »Tauben« aus, daß er das Meer mit Stein(en) anfüllen und (so) überschreitbar machen könnte, daß er sein Heervolk zu Fuß über das Meer führen und so die Stadt Konstantinopel einnehmen könnte. Aber der Gott der Wunder machte seinen Plan zunichte, wie den des Ahithophel³⁶, und Gottes Zorn kam schnell über ihn, denn er legte sich des abends gesund nieder, und in der Frühe wurde er tot aufgefunden, von allen verhaßt und in Vergessenheit geraten, und als das seine Heere sahen, zerstreuten sie sich und liefen flüchtend in ihr Land davon.

Wir aber wollen auf unser(e) erste(n) Wort(e) zurückkommen und über jene Hll. sprechen, von denen unsere Rede handelt. Denn wie wir sagten, wurden die Hll. an den Ort gebracht, den sich der Tyrann für sie ausgedacht hatte, an jenem Fluß-See³⁷, wo auch die Kirche der hll. Kosmas und Damian steht (wtl. »ist«).³⁸ Dem Wort des Tyrannen entsprechend wurden sie entkleidet und kopfüber aufgehängt und mit unbarmherziger Qual ge-

quält, mit schweren Stöcken. Darauf wurden sie wieder herabgelassen, ihre Hände und Füße gebunden und schwere Steine an ihren Hals gebunden. Die Hll. aber baten um (etwas) Zeit und erhoben ihre Augen nach oben, denn sie konnten nicht zum Himmel hinaufschauen und auch nicht ihre Knie beugen wegen des Gewichts der Steine, aber mit glühendem Herzen riefen sie zu Gott und sagten: »O Herr, (unser) Gott, Jesus Christus, Sohn und Wort Gottes des Vaters³⁹, (ebenso)

sagt das über die Sprachen, die sie gesprochen haben, und damit über ihre Verwandtschaft mit heutigen nordkaukasischen (abxasischen) oder südkaukasischen Stämmen nicht das geringste; es kann sich ohne weiteres auch um zwei nahe verwandte (kartvelische oder nicht-kartvelische) Stämme gehandelt haben. Angesichts der Tatsache, daß quellenkundliche und etymologische Spekulationen im Hinblick auf das hier in Frage stehende Gebiet in jüngster Zeit in höchst bedauerlicher Weise benutzt worden sind, um krieglerische Auseinandersetzungen legitimieren zu helfen, scheint mir an dieser Stelle die Feststellung angebracht, daß die Rechte heute lebender Menschen durch derartige historische Argumentationen weder untermauert noch beeinträchtigt werden können.

34. Vgl. K.Cx. 1, 235 Z.5–10; s. dazu weiter unten.

35. Heute Kadıköy, am kleinasiatischen Ufer des Bosphorus.

36. Cf. 2.Kön. (2.Sam.) 17. Die georg. Namensform *Akītoḡel* (= griech. *Αχιτοφελ*) entspricht derjenigen in der Mxeta-Bibel.

37. Georg. *mdinare- tba-*, wtl. »fließender See«.

38. Die Anspielung auf die hll. Kosmas und Damian beruht möglicherweise auf der Ähnlichkeit des Namenspaares (vgl. Davit / Kōstantīne). Daß die Hll. in Georgien verehrt wurden, geht aus ihrer Erwähnung in den Lektionarien hervor (cf. die Zusammenstellung bei G.Garitte, *Le calendrier palestino-georgien du sinaiticus* 24 [1958] 359 f.). Auch ihre Vita existiert in georg. Version (ed. I.Imnaišvili in: *Sakitxavi cigni zvel kartul enaši* [1963] 52–53); sie entspricht dem »arabischen« Martyrium I bei L.Deubner, *Kosmas und Damian* (1907) 218–220.

39. Vgl. Jo. 1,14.

wie du unsere Bitten erhört hast und uns würdig gemacht hast, deinen hl. Namen zu bezeugen, so erhöere jetzt auch unser, deiner Diener, Flehen und Bitten, und (ebenso) wie wir unsere Körper unbefleckt und untadelig bewahrt haben in deinem hl. Namen, ebenso bewahre (= bestatte) unsere Leichname unbefleckbar und unzerstörbar nach unserem Martyrium. Und über alle, die in unserem Namen deinen hl. Namen anrufen, möge schnell deine Barmherzigkeit kommen, und gewähre ihnen Vergebung der Schuld(en) und mache die Glieder unserer Körper (zu einem) Heilmittel für alle Krankheiten und Schwächen, ganz zum Lobpreis (wtl. »Größe«) deines preiswürdigen Namens.«

Danach siegelten sie ihre Körper mit dem Siegel des lebenspendenden Kreuzes und sprachen: »Herr, Gott Jesus Christus, deinen Händen lassen wir unsere Seelen anbefohlen sein, Amen!«

Darauf kam eine Stimme vom Himmel, die ihre Bitten (zu) erfüllen (versprach), für alle hörbar, und die Schergen warfen die Hll. in den See und liefen selbst davon, von der Stimme, (die) an die hll. Märtyrer (gerichtet war), (und) die von oben zu hören war, erschreckt.

Und in jener Nacht ereignete sich (wtl. »wurde«) ein furchterregendes und sich entsetzlich anhörendes Wunder, denn über dem See stiegen drei stark strahlende Säulen von Licht vom Himmel herab. Denn in der Nacht wurden Felder und Wälder, über die die Lichtsäulen hinwegstrahlten, von dem Glanz erleuchtet, und die Fesseln lösten sich von den Händen und Füßen der Hll., und die Steine fielen ab von ihrem Hals, und der seelenlose See lud sich, als wäre er beseelt, die Leichname der hll. Märtyrer auf die Schultern, und sie erstrahlten in den Wassern, wie die Lichter des Morgengrauens. Dann – durch Gottes Vorsehung waren zwei von den Dienern der hll. Märtyrer, die zu-

sammen mit den Hll. von den Heiden gefangegenommen worden waren und die bei der ganzen Folter und der Ansprache der Hll. an den Tyrannen dabei gewesen waren, die waren beim Abzug der Heiden frei gekommen und hatten sich in den Wäldern versteckt, und sie waren in das Gewand der Araber⁴⁰ gekleidet – als diese die Staunen verursachenden Wunder sahen, die Feuersäulen und das Strahlen des Lichts über dem See, erbebten sie und wurden mutig und gingen zu den Wassern hin und sahen die Leichname der Märtyrer auf den Schultern der Wasser, die leuchteten wie Sonnen. Da erkannten sie sie, und vor Freude und Trauer (zugleich) erbebend schauten sie auf die Hll.

Da kamen zwei andere, die sich im Wald versteckt hatten, wieder heraus, die, ebenfalls aus dem Heervolk der Hll., von den Arabern freigekommen waren. Und als auch sie das Licht sahen, kamen auch sie zu dem Licht heraus, das von den Lichtsäulen herüberstrahlte. Als sie aber ihre Gefährten im Gewande der Araber sahen, erbebten sie, denn sie erkannten sie nicht, sie dachten (vielmehr), daß sie zu den Heiden gehörten, und flohen. Jene aber riefen, denn sie hatten sie erkannt, und sprachen zu ihnen: »Fürchtet euch nicht, denn wir sind keine Feinde, sondern eure Brüder, jetzt kommt und seht unsere Herren Davit und Koſtantine. Denn sie sind Märtyrer Christi geworden, und wir wollen euch alles berichten.« Sie aber überwandten (wtl. »entfernten von sich«) die Furcht und kamen herbei, und (da) erkannten auch sie jene, und sie fragten einander aus und erzählten sich alles, was mit den Hll. in dem See geschehen war. Und sie berieten über die Leichname der Hll., was damit zu tun sei. Und siehe da die Macht des menschenliebenden Gottes, denn aus der Feuersäulen er-

40. Hier und im folgenden georg. *agarian* ≈ griech. ἀγαπητός.

scholl eine Stimme: »Nehmt die Leichname der hll. Märtyrer auf euch und bringt sie fort vom Wald Richtung Osten, und dort, wo es zu tagen beginnen wird, bestattet die hll. Leichname der Märtyrer, denn dort, (so) ist der Befehl Gottes, daß bei dem, was dort gebaut ist, auch die Leichname der hll. Märtyrer bestattet (wtl. ›aufgebaut‹) werden sollen.«

Und als sie diese an sie gerichtete Stimme hörten, da waren die Leichname der Hll. (noch) wie aufgebürdet inmitten des Sees, aber sofort (danach) fanden sie sich am Ufer des Sees, auf einer Sandbank liegend. Da wunderten sich die Männer und priesen Gott, und sie traten mit Furcht und Scheu heran und nahmen ihre hll. Leichname auf sich und begaben sich fort. Und als es tagte, befanden sie sich nach dem Willen Gottes oben auf einem Felsen, an dem Ort, den man *Çqalçitel* (›Rotwasser‹) nennt, denn dieser Ort war eine Festungsstadt und voller Heervolks (gewesen), aber der taube Marwān hatte ihn eingenommen, verwüstet und niedergebrannt, und (jetzt) war er menschenleer, und die Kirche zerstört. Aber unter der Kirche war die Krypta fest⁴¹ und unversehrt (geblieben), und von den Toten war keiner (mehr), der dort lag. Und darin bestatteten sie die Körper der hll. Märtyrer. Und sie blieben (wtl. ›es war‹) unsichtbar und verborgen bis zu den Tagen des großen Herrschers Bagrat⁴², und (der) wurde vom hl. Geist beseelt (wtl. ›aufgehetzt‹), und er baute diesen Ort zu einem Kloster aus, wegen der Abgeschiedenheit (wtl. ›Einöde‹) und der Friedlichkeit des Ortes. Und er erbaute eine Märtyrergedenkstätte für die (beiden) hll. Märtyrer, eine schöne Kirche, und er machte die Leichname der hll. Märtyrer offen (und) allgemein zugänglich⁴³, und er bahrte sie in der von ihm erbauten Kirche in einem schönen Schrein auf, und darin liegen die Leichname der hll. Märtyrer Davit und Kōstantīne (bis heute), unbefleckt und

unversehrt und ganz (so) gestaltet, wie sie es für sich selbst von Gott erbeten hatten. Und sie heilen alle Leidenden, die im Glauben zu ihrer Kirche kommen, damit sie sich Heilung ihrer Seelen und ihrer Körper verschaffen.

Und die hll. Märtyrer erlitten ihr Martyrium im Jahre 6249 seit der Schöpfung (der Welt), und seit der Kreuzigung Christi (im Jahre) 730, während der Herrschaft Leo des Isauriers, des Ikonoklasten⁴⁴, über die Griechen, und der Söhne Vaxtang Gorgasalis über die Kartveler, und während der Herrschaft unseres Herrn Jesus Christus über uns (alle), dessen ist die Herrschaft und die Herrlichkeit⁴⁵ zusammen mit dem Vater und dem lebenspendenden Hl. Geist jetzt und von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen.

Zunächst ist ein Wort zur Authentizität der Legende angebracht. Es wird allgemein angenommen, daß der Text in der vorliegenden Form die sekundäre, »metaphrastische« Überarbeitung eines älteren, selbst nicht erhaltenen Originals darstellt⁴⁶ und im 12. Jh. entstanden ist. Ein *terminus post quem* für die Entstehung der vorliegenden Fassung ergibt sich aus der Erwähnung des Königs Bagrat, womit

41. Georg. *šen-*; älter *šen-*.

42. Bagrat IV., georg. König; s. dazu weiter unten.

43. Georg. *saanžmno-*, eine Weiterbildung des iran. Lehnworts *anžaman-* »Versammlung« (etwa: »zur Versammlung geeignet«); dasselbe Wort erscheint z.B. auch in der Vita des Grigol von Xanqta (ed. I. Abulaze e.a. in: *3veli kartuli agiografiuli literaturis zglebi* 1, 295 Z.11).

44. Leo III., byzantinischer Kaiser (*675, †741). Georg. = griech. *Leon*.

45. *supevay da didebay*; vgl. Mt. 6,13: *supevay da zali da didebay* »Herrschaft und Kraft und Herrlichkeit«.

46. Vgl. dazu K. Kekeleşe, *3veli kartuli literaturis istoria* 1⁵ (1980) 538–539 oder S. Qubanešvili a.O. 233.

der von 1027–1072 regierende Bagrat IV. gemeint sein dürfte; einen *terminus ante quem* stellt die älteste Hs. dar, die den Text enthält, und die auf das 13.–14. Jh. datiert wird.⁴⁷ Zieht man nun die in der Legende verarbeiteten historischen Fakten zurate, so läßt sich zeigen, daß die ihr zugrundeliegenden Quellen entweder selbst bereits nicht sehr zuverlässig gewesen sein können oder der Bearbeiter mit seinen Quellen eher leichtfertig umgegangen ist. Dies betrifft zunächst den Protagonisten der »feindlichen« islamischen Seite. Der Text führt ihn unter dem Namen Murvan Abulqasim ein, womit der Umayyadenkalif Marwān I. Abu'l-Qāsim gemeint sein müßte, der zwischen 684 und 685 regierte. Tatsächlich kann der beschriebene Feldzug in den Kaukasus jedoch nur der seines Enkels Marwān II. gewesen sein, der im Jahre 737 stattfand. Sollte sich hinter Murvan also durchweg Marwān II. verbergen, so bleibt offen, wie er zu seinem Beinamen »der Taube« gekommen ist; arabischen Quellen zufolge ist Marwān II. vielmehr als »der Esel« (arab. *al-ḥimār*) bezeichnet worden.⁴⁸ Und daß Marwān nach seinem Siegeszug im Kaukasus nach Konstantinopel weitergezogen sein soll, um es zu belagern, ist ebenfalls in keiner Weise haltbar; stattdessen dürfte hier auf die Belagerung Konstantinopels durch Maslama ibn 'Abd al-Malik, einen Vetter Marwāns II., im Jahre 717 angespielt sein, auch wenn dieser nicht bei der Belagerung ums Leben gekommen ist. Genauso ungenau verfährt die Legende aber auch mit einheimischen historischen Personen. Wenn sie im Zusammenhang mit Marwāns Feldzug von »den beiden Söhnen Vaxtang Gorgasalis, Arčil und Darčil« spricht, die in der Festung Anakopia gesessen hätten, so ist das als ein besonders krasser Anachronismus zu werten; denn diese müßten rund zwei Jahrhunderte früher gelebt haben. Stattdessen dürfte hier eine zwei-

fache Verwechslung vorliegen: Gemeint sind offenbar die beiden Brüder Mtr and Arčil, die sich – als Söhne des Königs Stepanoz II. – gemäß der georg. Chronik *Kartlis Cxovreba* (Teiltext des Žuanšer) tatsächlich zur fraglichen Zeit in der Festung Anakopia aufhielten (K.Cx. 1, 235 Z. 4–10); und die Söhne Vaxtangs, mit denen sie in der Legende offenbar wegen der Namensähnlichkeit verwechselt sind, hießen gemäß *Kartlis Cxovreba* vielmehr Darčil und Mirdat.⁴⁹

Das sprachwissenschaftliche Interesse weckt der Text hingegen durch ein ganz anderes Detail, für das die angeführten chronologischen Probleme ohne Belang sind. Es geht um die im Text ausgeführte Deutung des Ortsnamens *Çqondidi*, der ausdrücklich als megrelisch erklärt und durch georg. *muxa didi*, i. e. »große Eiche« periphrasiert wird.⁵⁰

Dabei ist zunächst bemerkenswert, daß der Autor der Legende es überhaupt für nötig erachtet hat, den Ortsnamen zu »übersetzen«. Ein ähnliches Verfahren hat er noch an einer weiteren Stelle eingeschlagen, nämlich im Falle des Flußnamens *Pason*, der mit georg. *Rioni* gleichgesetzt wird. Die Übersetzung wäre im letzteren Fall allein schon dadurch begründbar, daß die auf das griechische

47. Hs. des sog. »Neuen Fonds«, Q 762; cf. *Kartul xelnacerta ayceriloba, axali (Q) kolekciisa* Bd.2 (1958) 207.

48. Vgl. zu beiden Marwāns z. B. The Encyclopaedia of Islam, new ed., VI (1991) 621–625.

49. S. z. B. K.Cx. 1, 205 Z.12–19. *Darčil* ist lt. K.Cx. 1, 178 Z.14 der »persische« Name, die »georgische« Namensform lautete *Dači*.

50. So in den ältesten Hss., die die Legende enthalten (A = Q 762, C = A 518 u. a.); die Hs. B = A 170 hat anstelle von *muxa* »Eiche« *çqor-i* »Stecheiche« (s. dazu weiter unten). In den Hss. D = A 130, E = H 2077, F = H 2121 und K = A 176 fehlt gerade *muxa* bzw. ein entsprechendes Wort.

Φᾱσις, Akk. Φᾱσιν zurückgehende Namensform Pason im georgischen Sprachgebrauch unbekannt gewesen sein dürfte. Gleichzeitig erhebt sich allerdings die Frage, warum und wie der griechische Name überhaupt in den Text gelangt sein kann. Die einfachste Erklärung wäre die Annahme eines griechischen Originals, wofür auch die Verwendung der unmittelbar das griechische Πιτσοῦντα reflektierenden Namensform *Piṭiota* für eine Festung an der abxaz. Schwarzmeerküste sprechen würde.⁵¹ Für *Čqondidi* kann die gleiche Erklärung jedoch nicht geltend gemacht werden, da dieser Ort auch in der innergeorgischen Tradition nie einen anderen Namen besessen haben dürfte; und daß seine Kenntnis beim georg. Leser der Legende ja auch vom Autor selbst vorausgesetzt wurde, zeigt sich daran, daß er ihn ohne weiteres zur Lokalisierung eines anderen Ortsnamens »in seiner Nähe«, nämlich Žixankuži, heranzog. Die megrelische Namensdeutung ist an der gegebenen Stelle also kaum als erforderlichlich zu erweisen.

Nun gibt es im Text natürlich auch noch weitere Namensdeutungen, die der Autor sogar geschickter in seiner Legende untergebracht hat, nämlich die der Flüsse *Cxenis-čqali* und *Abašay*. Abgesehen davon, daß es sich in beiden Fällen um typische Volksetymologien handelt und daß derartige Deutungen in der altgeorg. Literatur auch sonst verbreitet sind, scheint hierin einfach der Wunsch des Autors zum Ausdruck zu kommen, sich als gebildet zu erweisen.

Dennoch bleibt zu bedenken, daß es sich bei allen »übersetzten« oder »gedeuteten« Namen um solche aus dem megrelischen Sprachgebiet Westgeorgiens handelt, einem Gebiet also, wo sich die georg. Schriftsprache erst relativ spät durchsetzen konnte; im Hintergrund könnten hier also generelle Georgianisierungs-Bestrebungen stehen.⁵² Möglicherweise ist aber

auch davon auszugehen, daß die Legende in der vorliegenden Form letztlich auf eine autochthone Quelle zurückgeht, die selbst nicht in georgisch gehalten war, sondern in megrelisch als der ehemaligen Kirchensprache Westgeorgiens (zu denken wäre natürlich weniger an ein schriftliches megrelisches Original als an eine mündliche Überlieferung, wofür nicht zuletzt auch die oben behandelten Anachronismen sprechen würden). Daß dabei gerade für den Ortsnamen *Čqondidi* die megrel. Etymologie enthüllt wurde, wäre dann kaum zufällig; denn *Čqondidi* dürfte mit Sicherheit das Zentrum der ehemaligen westgeorg. (»kolchischen«) Kirche gewesen sein, und zwar als Bischofs-sitz. Das zeigt sich nicht zuletzt daran, daß noch heute die megrel. Benennung des christlichen Bischofs *čqondari* lautet, was entsprechend georg. *čqondid-eli*⁵³ als »der in Čqondidi, sc. sitzende« aufzulösen ist⁵⁴; in der Form *a-čq^oandar* ist dieselbe

51. Der griech. Name ist als Akk. zu πιτσοῦς »fichtenreich« aufzufassen; die ältesten Belege des Ortsnamens finden sich in der »Geographia« Strabos (Akk. Πιτσοῦντα 11,2,14,11 und 21) und in den »Bella« Prokops von Caesarea (Akk. Πιτσοῦντα 8,4,4,2 und Gen. Πιτσοῦντος 2,29,18,4). Daß die griech. Namensform gegenüber georg. *bičvinta* die ursprüngliche darstellt, kann angesichts der historischen Gegebenheiten keinem ernsthaften Zweifel unterliegen.

52. Was ist in diesem Zusammenhang davon zu halten, daß die Christianisierung des Gebiets in der Legende ausdrücklich dem hl. Andreas vor der hl. Nino zugeschrieben wird?

53. Vom *episkopos-i čqondidel-i* ist z.B. in der Vita des Hagioriten Giorgi die Rede (in: Žveli kartuli agiografiuli literaturis zeglēbi 2 [1967] 160–161); ebenda wird auch ein Iovane von Čqondidi (*Iovane čqondidel-i*) erwähnt (103 Z. 12 und 201 Z. 19–20).

54. ← *čqondidari*; cf. dazu bereits I. Kipšidze (Qipšidze), Grammatika mingrel'skago (iverskago) jazyka s"xrestomatijeju i slovarem" (1914) 395 s.v. *čqoni*.

Ableitung weiter auch ins Abxazische ge-
drungen.⁵⁵

Ist denn nun die im Text ausgesproche-
ne Etymologie des Ortsnamens richtig?
Diese Frage ist mit Sicherheit zu bejahen.
Es dürfte sich tatsächlich um eine Zu-
sammenrückung des megrel. Wortes für
die »Eiche«, *čqoni*, mit dem Adjektiv *didi*
»groß« handeln, das mit seinem georg.
Pendant gleichlautet. Bemerkenswert ist
dabei, daß in einer der Hss., die die Le-
gende enthalten (die Hs. B = A 170), mit
georg. *čqor-i* »Stecheiche« – anstelle von
sonstigem *muxa* »Eiche« – auch für das
Vorderglied die mit dem megrel. Wort
verwandte georg. Entsprechung gewählt
ist; da die Hs. aber vergleichsweise rezent
ist (AD 1733), kommt dieser Tatsache
keine größere Bedeutung zu.⁵⁶ Das ge-
naue lautliche Verhältnis zwischen me-
grel. *čqoni* und georg. *čqor-i* bleibt übrige-
ns unklar (als »normale« Entsprechung
eines georg. zwischenvokalischen -r- wäre
im Megrel. -r- wie in *žiri* »zwei« = georg.
or-i ← **yor-i* oder aber -ž- wie in *piži* =
georg. *pir-i* »Gesicht, Mund« oder sogar
-nž- wie in *čanži* = georg. *mčer-i* »Insekt«
zu erwarten).⁵⁷

Eine letzte Bemerkung ist zu dem Bil-
dungstyp des Ortsnamens angebracht, der
oben einfach als »Zusammenrückung«
bezeichnet wurde. Es fällt auf, daß das
Vorderglied dabei keine eigene Nomina-
tivendung hat, wie sie das Wort *čqoni* als
Simplex zeigt. Will man hier kein grup-
penflexivisches Muster annehmen – der

Zusammenrückungstyp mit nachgestell-
tem Adjektiv wäre für das heutige Mo-
grelische ebenso wie das heutige Georgi-
sche nicht typisch – so könnte man von
der Rückbildung eines lokalen (dativi-
schen) **čqons dids* ausgehen, deren In-
laut zu *čqondid*-vereinfacht worden wäre.
Auffällig bleibt aber, daß auch zahlreiche
andere megrel. Ortsnamen, die als Kom-
posita aufzufassen sind, an der Komposi-
tionsfuge unerwartete Lautungen aufwei-
sen; das gilt z. B. für das in unserem Text
gleich neben *Čqondidi* erscheinende
Žixankuži, das im Vorderglied offenbar
das Wort *žixa* »Festung« enthält⁵⁸, oder
den Ortsnamen *Calenžixe*, das dasselbe
Wort im Hinterglied aufweist: In beiden
Fällen ist das -n- erklärungsbedürftig.

Festzuhalten bleibt, daß uns die Legen-
de der hll. Davit und Kōstantine mit der
megrel. Deutung des Ortsnamens *Čqon-
didi* mit Sicherheit einen der ältesten Be-
lege für megrel. Wortmaterial überhaupt
liefert.

55. Vgl. dazu bereits N. Marr, *Abxazsko-russkij slovar'* (1926) 159 mit dem Eintrag *a-čkondār*.

56. *čqor-i* wird im Wörterbuch Sulxan-Saba Orbelianis durch *bazgar-i* »Stechpalme« glos-
siert, nicht durch *muxa*; es scheint sich also
um eine andere Eichenart zu handeln.

57. Vgl. K. H. Schmidt, *Studien zur Rekonstruktion des Lautstandes der südkaukasischen
Grundsprache* (1962) 77.

58. Vgl. I. Kipšidze a.O. 415.

Rüdiger Schmitt

Tamaz Gamqrelize 65 Jahre alt

Am 23. Oktober 1994 vollendet Tamaz Gamqrelize (Thomas V. Gamkrelidze), seit 1964 Professor der Allgemeinen und Vergleichenden Sprachwissenschaft an der Ivane-ǰavaxiǰvili-Universität Tbilisi und seit 1973 Direktor des Giorgi-ǰereteli-Instituts für Orientalistik der Georgischen Akademie der Wissenschaften, das 65. Lebensjahr. Ausgehend vom Studium der Schriften und Sprachen des Alten Vorderasien (semitischer Sprachen ebenso wie indogermanischer) und von der Beschäftigung mit sprachwissenschaftlichen Fragen seiner georgischen Muttersprache und ihrer Verwandten, hat Tamaz Gamqrelize sich immer stärker der Vergleichenden Indogermanischen Sprachwissenschaft und der Allgemeinen und Theoretischen Sprachwissenschaft zugewandt und dabei insbesondere Fragen der Phonologie und der Sprachtypologie.

Will man das ganz spezifische Charakteristikum seiner wissenschaftlichen Arbeiten knapp und schlagwortartig formulieren, so kann man es darin sehen, daß er konsequent versucht, die Ergebnisse der Sprachtypologie und sprachwissenschaftlichen Universalienforschung zur Lösung von Problemen der historischen Sprachwissenschaft und der sprachlichen Rekonstruktion (insbesondere der indogermanischen Grundsprache und des Gemeinkartvelischen) heranzuziehen und nutzbar zu machen. Durch bahnbrechende Arbeiten, über die die beigefügte Auswahlbibliographie nicht vollständig Auskunft geben kann, sind ihm weltweit Anerkennung und akademische Ehrungen zuteil geworden: Tamaz Gamqrelize ist

nicht nur Mitglied der Georgischen und Russischen Akademie der Wissenschaften, er ist darüber hinaus auch Honorary Member der American Academy of Arts and Sciences, Corresponding Fellow der British Academy, korrespondierendes Mitglied der Österreichischen und auswärtiges Mitglied der Sächsischen Akademie der Wissenschaften. Die Linguistic Society of America und die Indogermanische Gesellschaft haben ihn zu ihrem Ehrenmitglied gewählt. Er war 1986/87 Präsident der Societas Linguistica Europaea und 1987 Präsident des 11. Internationalen Kongresses für Phonetik in Tallinn/Estland. Seit 1988 ist er der Herausgeber der führenden russischen Zeitschrift für Sprachwissenschaft, der *Вопросы Языкознания*; darüber hinaus gehört er den wissenschaftlichen Beiräten verschiedener internationaler Zeitschriften und Publikationsreihen an.

Daß er in der Heimat mindestens ebenso hohes Ansehen genießt, spiegelt sich darin, daß er in den letzten Jahren vor dem Zusammenbruch der Sowjetunion als von der Akademie der Wissenschaften delegiertes Mitglied des Volksdeputiertenkongresses die georgische Wissenschaft repräsentierte. Bei den Wahlen von 1992 wurde er dann als Abgeordneter in das Parlament der Republik Georgien gewählt, dessen Ausschuß für Auswärtige Angelegenheiten er vorsitzt. Seit vielen Jahren ist Tamaz Gamqrelize auch Mitglied des Wissenschaftlichen Rates der Universität Tbilisi. Die sozusagen *in absentia* dekretierte Ernennung zu deren Rektor im Herbst 1991 hat er allerdings

abgelehnt, da sie nicht aufgrund freier Wahlen in der Universität selbst erfolgt war.

Tamaz Gamqrelize ist am 23. Oktober 1929 in Kutaisi geboren. Er hat an der Universität Tbilisi orientalische Sprachen studiert und als Spezialgebiet die Semitistik gewählt. Die frühesten Arbeiten (die größtenteils nicht leicht zugänglich sind) beschäftigen sich in der Hauptsache mit Problemen der Sprachen des Alten Orient, speziell Kleinasien: Den Grad eines Kandidaten der Wissenschaften erwarb er 1956 mit einer Untersuchung über die nicht-indogermanischen Elemente des in Zentralanatolien im 2. Jt. v. Chr. in Keilschrifttexten überlieferten Hethitischen. Aufgrund einer Dissertation über »das Hethitische und die Laryngaltheorie« (vgl. 1960; resümierend 1968) wurde er 1962 zum Doktor der Philologischen Wissenschaften promoviert.

In Zusammenhang mit dieser größeren Arbeit, bei der es um die hethitische Vertretung einer bestimmten Phonemklasse des Indogermanischen, der sog. Laryngale geht, stehen andere Untersuchungen: Da die hethitische Keilschrift nicht nur Ähnlichkeiten mit dem von den (weder indogermanischen noch semitischen) Hurritern verwendeten System aufweist, sondern auch charakteristische Unterschiede, spricht sich Gamqrelize (v.a. 1961a) gegen die These einer Schriftübernahme von den Hurritern aus und für eine direkte Herleitung (beider Schriften) aus der um und nach 2000 v. Chr. in Nordsyrien verbreiteten altakkadischen Schrift. Schriftgeschichtliche Konsequenzen hat auch die detaillierte Analyse des hethitischen Schriftsystems (1961a,b; 1982b), mittels der er versucht, insbesondere das hethitische Konsonantensystem festzustellen und die Lautentsprechungen mit den verwandten indogermanischen Sprachen zu erkennen. Das Ziel ist es also, die Regeln für die Wiedergabe hethiti-

scher Laute durch Keilschriftzeichen festzulegen; dabei spielt das sog. Sturftēvān-sche Gesetz eine große Rolle, wonach stimmlose Verschlußlaute durch Doppelschreibung, stimmhafte durch Einfachschreibung des Konsonanten bezeichnet werden. Wegen der zahlreichen Gegenbeispiele sucht Gamqrelize nach einer anderen Lösung des Dilemmas, und er sieht in der Doppelschreibung vielmehr die Wiedergabe aspirierter (d. h. behauchter) Laute. Dies bedeutet, daß im hethitischen Phonemsystem zwei Reihen von Verschlußlauten (aspirierte und nicht-aspirierte) nebeneinander standen, und impliziert dann weiter, daß das dreigliedrige System der indogermanischen Grundsprache – seinerzeit operierte Gamqrelize noch mit der traditionellen Triade stimmlos vs. stimmhaft vs. stimmhaft-aspiriert – entsprechend umgestaltet worden ist.

Während der fünfziger und sechziger Jahre trat Gamqrelize wiederholt auch mit strukturalistisch orientierten Arbeiten zu den kartvelischen (südkaucasischen) Sprachen hervor. In der Schrift von 1959 stehen zwar die Sibilanten (Zischlaute: s, š usw.) im Vordergrund. Aber seine Forschungen führen von hier direkt zu der gemeinsam mit G. I. Mačavariani (Giwi Matschawariani, 1927–1968) verfaßten Monographie über Sonantensystem und Ablaut in den Kartvelsprachen (1965) – später erschien auch eine Bearbeitung in deutscher Sprache (vgl. 1982a) –, die auch für die Allgemeine Sprachwissenschaft große Bedeutung erlangt und Gamqrelizes Namen weithin bekannt gemacht hat. Durch interne Rekonstruktion im Bereich der Kartvelsprachen und mittels der sprachvergleichenden Methode wird hier der Beweis dafür erbracht, daß das vorgeschichtliche, zu rekonstruierende Gemeinkartvelische eine Reihe von Phonemen gekannt hat, die je nach der lautlichen Umgebung

silbisch (sozusagen »vokalisch«) bzw. unsilbisch (»konsonantisch«) realisiert werden konnten, die sog. Sonanten */j, w, r, l, m, n/ (mit den Allophonen */i, u, ɾ, ʎ, m̥, n̥/). Dies entspricht genau dem Befund, der in einzelnen alten indogermanischen Sprachen bezeugt ist und für deren gemeinsame Grundsprache rekonstruiert wird. In enger Verbindung mit diesen Phänomenen steht, ähnlich wiederum wie im indogermanischen Bereich, ein morphologisch relevanter Ablaut, der ebenfalls als gemeinkartvelisch postuliert wird.

Diese an Anregungen überreiche Schrift wendet bei der diachronischen Erforschung der Kartvelsprachen die in der Indogermanistik so gut bewährte historisch-vergleichende Methode an und rechnet auch für diese Sprachgruppe mit Lautgesetzen und überhaupt mit regelmäßigen Lautentsprechungen in den Wurzeln der Wörter und in deren morphologischen Einzelementen, obwohl angesichts der kaum vorhandenen historischen Perspektive – abgesehen von dem seit dem 5. Jh. n. Chr. bezeugten Georgischen sind all diese Sprachen ja erst im letzten Jahrhundert aufgezeichnet worden – eine solche Übertragung der indogermanistischen Methode eigentlich keine Selbstverständlichkeit darstellt. Über die speziellere Thematik hinaus wird praktisch die gesamte sprachliche Struktur des Gemeinkartvelischen insbesondere unter typologischen Gesichtspunkten betrachtet. Ganz stark in den Vordergrund gerückt werden dabei die strukturellen Ähnlichkeiten zum Indogermanischen, wengleich deren Erklärung, sei es durch gemeinsamen Ursprung, sei es infolge nachbarschaftlicher Beeinflussung oder wie auch immer, zunächst noch offenbleibt.

Derartige Beziehungen zwischen diesen beiden Sprachfamilien treten dann Anfang der siebziger Jahre immer stärker in das Blickfeld von Gamqrelizes Forschun-

gen: Zusammen mit dem Moskauer Sprachwissenschaftler und Semiotiker V. V. Ivanov hat Tamaz Gamqrelize eine neue Theorie über das zu rekonstruierende Verschußlautsystem der indogermanischen Grundsprache initiiert (zuerst 1972, 1973; vgl. 1984a: 5–80), die sog. Glottaltheorie, die darüber hinaus Konsequenzen hat für das gesamte Phonemsystem, die Wurzelstruktur und überhaupt die Rekonstruktion der indogermanischen Grundsprache und hierzu somit einen in der Tat revolutionierenden Beitrag darstellt. Gegenüber dem traditionellen Rekonstruktionsmodell der sog. Junggrammatiker wenden die beiden Verfasser ein, daß es typologische Kriterien nicht berücksichtige: Speziell werden bei diesem Modell, das für die Grundsprache mit je einer Reihe von (I) stimmhaften (*b, d, g^l), (II) stimmhaft-aspirierten (*b^h, d^h, g^h) und (III) stimmlosen Verschußlauten (*p, t, k) rechnete, zwei Schwachpunkte beanstandet, zum einen, daß stimmhafte Aspiraten angesetzt werden bei gleichzeitigem Fehlen von stimmlosen Aspiraten (*p^h, t^h, k^h), zum anderen, daß der stimmhafte Labial */b/ äußerst selten in grundsprachlichen Rekonstrukten nachzuweisen ist, obwohl nach sprachtypologischen Untersuchungen bei den Labialen der stimmlose Verschußlaut, also */p/ »markiert« sein müßte und andererseits bei den Stimmhaften der Velar */g/. Dieser Begriff der »Markiertheit«, der letztlich von den Strukturalisten der Prager Schule stammt, spielt für Gamqrelize auch sonst eine Rolle (vgl. eingehend 1980a; 1989b): »markiert« heißen solche Phoneme, die charakterisiert sind durch Merkmalbündel, die weniger geläufig (also selten) und weniger natürlich (also ungewöhnlich)

1 Zur Demonstration genügt es hier, nur eine »Gutturalreihe« anzugeben.

sind. Die vorgebrachten sprachtypologischen Einwände, die hier zur Falsifizierung des junggrammatischen Rekonstruktionsmodells dienen, waren zuerst von R. Jakobson 1957 in einem vielbeachteten Vortrag auf dem 8. Internationalen Linguistenkongreß in Oslo² artikuliert worden. Gamqrelizes Forschungen zeichnen sich aber nicht nur hier, sondern überhaupt in ganz charakteristischer Weise dadurch aus, daß sie neue Erkenntnisse der theoretischen Sprachwissenschaft und speziell der Sprachtypologie für die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft nutzbar zu machen versuchen, so wie Jakobson dies damals gefordert hat.

Das Problem, das sich aus der funktionalen Schwäche bzw. der Seltenheit, also der scheinbaren »Markiertheit« von */b/ ergibt, meinen Gamqrelize und Ivanov durch eine Uminterpretation von dessen distinktiven Merkmalen lösen zu können. Sie setzen, ganz deutlich beeinflußt durch das Kartvelische, statt des stimmhaften */b/ ein wesentlich stärker »markiertes« Phonem an, nämlich einen glottalisierten (oder: ejektiven) Labial */p'/. Solche durch (zu der Hauptartikulation hinzukommende) Schließung der Stimmritze (Glottis) hervorgebrachte Laute sind nicht zuletzt in den kaukasischen Sprachen ziemlich verbreitet. Für die anderen beiden Reihen führt der Systemumbau zu (II) Stimmhaften und (III) Stimmlosen, jeweils mit Aspiration als fakultativem, phonemisch redundantem Merkmal. Und was sich bei den Labialen hat feststellen lassen, wird dann aus systematischen Gründen auf die Verschlußlautreihen mit anderer Artikulationsstelle, auf Dentale, Velare usw. übertragen. So ergibt sich, alles in allem, eine Veränderung des Rekonstruktionsmodells folgendermaßen:

Junggrammatiker	Glottaltheorie
I: */b, d, g/	*/p', t', k'/'
II: */b ^h , d ^h , g ^h /	*/b ^(h) , d ^(h) , g ^(h) /
III: */p, t, k/	*/p ^(h) , t ^(h) , k ^(h) /

Abgesehen davon, daß es dann die lautgeschichtliche Entwicklung der indogermanischen Einzelsprachen aus dem Blickfeld dieser neuen Theorie genau zu betrachten galt, waren auch viele andere Konsequenzen zu überprüfen, etwa die Vereinbarkeit mit speziellen Lautgesetzen wie Grassmanns Hauchdissimilationsgesetz, Bartholomae's Aspiratengesetz oder mit den Lautverschiebungen des Germanischen und Armenischen. Hier stellen sich nun im Lichte der Glottaltheorie die Dinge so dar, daß diese Sprachen, für die die traditionelle Lehre mit einer Lautverschiebung und mit besonders großen Unterschieden gegenüber der Grundsprache rechnete, mit einemmal der Grundsprache viel näher stehen und umgekehrt jene Sprachen, die als eher konservativ galten (wie für das Verschlußlautsystem etwa das Altindoarische), kompliziertere Lautveränderungen durchgeführt haben müssen. Insbesondere hat man für diese Sprachen anzunehmen, daß die glottalisierten Laute der Reihe I zu Stimmhaften geworden sind. Als glottalisierte Laute sind sie im übrigen sowieso nirgendwo erhalten geblieben. Angesichts der umwälzenden Neuerungen und solcher weitreichender Konsequenzen, die mit diesem neuen Modell verbunden sind, darf es nicht wundernehmen, daß es sich nicht auf Anhieb hat durchsetzen können. Aber die Mitforscher sind dadurch, auch wenn sie noch

2. R. Jakobson, *Typological Studies and Their Contribution to Historical Comparative Linguistics*, in: *Proceedings of the Eighth International Congress of Linguists*, Oslo 1958, 17–25, wieder abgedruckt in: R. Jakobson, *Selected Writings I* (1962) 523–532.

nicht überzeugt sein mögen, in vielfacher Hinsicht zu genauerem Überdenken ihrer Positionen veranlaßt; und auch dies kann für den wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritt nur förderlich sein.

Die Uminterpretation des indogermanischen Verschlusblautsystems ließ Gamqrelize und Ivanov deutliche Ähnlichkeiten mit dem gemeinkartvelischen und dem ursemitischen System erkennen. Gamqrelize ist hier also auf jenem Weg weitergegangen, den er schon vorher – vgl. oben – bei der Feststellung typologischer Ähnlichkeiten zwischen Indogermanisch und Kartvelisch hinsichtlich der Existenz von Sonanten und des Ablauts als Wortbildungsmittel sowie hinsichtlich der Wurzelstruktur eingeschlagen hatte. Neben solchen typologischen hat Gamqrelize aber auch lexikalische Zusammenhänge zwischen diesen Sprachfamilien zu erkennen gemeint, die eine Erklärung für diese Beziehungen verlangen und die ihn an weit in die Vorgeschichte zurückreichende Kontakte zwischen den Trägern dieser drei Grundsprachen in Vorderasien denken lassen. Diese Forschungen, die von der historischen Betrachtung nur der Sprachen unmittelbar hinüberführen in den Bereich der Kulturgeschichte und der Vorgeschichte, haben ihre sichtbarste Gestalt angenommen in dem großen zweibändigen Indogermanen-Werk der beiden Autoren (1984a), das außer einer umfassenden Rekonstruktion aller Ebenen des gesamten Sprachsystems (auf der Basis der Glottaltheorie) auch eine nach Sachgruppen geordnete Darstellung des grundsprachlichen Wortschatzes enthält, zum Teil völlig neue Wege beschreitet und ohne jeden Zweifel als eine der bedeutsamsten indogermanistischen Publikationen der neueren Zeit zu gelten hat, auch wenn es gelegentlich vielleicht – so sehen es manche Mitforscher – etwas provokative Positionen vertritt. Für alte Probleme wagen

Gamqrelize und Ivanov ganz neue Lösungsansätze: Indem sie sich auf solche lexikalischen Beziehungen unter den genannten Sprachen, aber auch mit anderen Sprachen des Alten Orients stützen, indem sie weiterhin aus dem Vorhandensein von gemeinindogermanischen Wörtern für »Berg«, »hoch«, »Hügel« usw. auf Wohnsitze in einem Bergland schließen und wegen mancher Tier- und Pflanzennamen ein Wohngebiet annehmen, das weiter südlich liegen muß als bislang vermutet, gelangen sie zu der Anschauung, daß das Ausstrahlungsgebiet der indogermanischen Völker und Sprachen im 5. oder 4. Jt. v. Chr. im Südwesten Asiens gesucht werden muß.

Diese sog. »Urheimat« der Indogermanen, in der sie seßhafte Ackerbauern geworden sein sollen, wird ganz in den Osten Anatoliens, in das Bergland zwischen Transkaukasien und dem oberen Zweistromland verlegt. Von dort seien nur die Hethito-Luwier und die Griechen nach Westen gewandert, während die Hauptmasse der Stämme nach Osten gezogen sei und die übrigen »Europäer« sich dann in weitem Bogen um das Kaspische und das Schwarze Meer herum westwärts gewandt hätten (vgl. die schematische Karte 1984a:956)³. Diese Sicht von der »Welt« der vorgeschichtlichen Indogermanen – seit Adalbert Kuhn versucht man bekanntlich aus einer Analyse des indogermanischen Lexikons Aufschluß über Lebensart und Lebensraum dieses Volkes zu gewinnen – zwingt zu einer vollständigen Revision der traditionellen Anschauungen über die Heimat der Indogermanen und die Wanderungen der indogermanischen Einzelmöchter bis zu ihren Wohnsitzen in historischer Zeit, und sie

3. Die schematische Karte vermittelt den Eindruck, sie hätten dabei den Aralsee durchquert – wie weiland die Israeliten unter Moses das Rote Meer.

ist demzufolge äußerst umstritten und von kaum einem Mitforscher akzeptiert worden. Ob die Gemeinsamkeiten insbesondere mit den Kartvelischen in der Sprachstruktur, die durch nachbarschaftliche Beeinflussung im Sinne eines »Sprachbundes« zu erklären sind, für eine Lokalisierung ausreichen, bleibt unsicher. Und gegenüber Schlußfolgerungen aus dem Wortschatz der indogermanischen Grundsprache selbst ist jedenfalls bei solchen Wörtern Vorsicht geboten, bei denen aus unterschiedlichen Gründen (etwa wegen ihrer beschränkten Verbreitung oder wegen eines unverbindlichen bzw. ungenauen Bedeutungsansatzes) Zweifel daran bestehen, ob sie überhaupt als gemeinindogermanisch betrachtet und für die Grundsprache angenommen werden dürfen. Dies gilt beispielsweise für Bezeichnungen von »Affe«, »Elefant« und »Panther«, die als Beweisstücke gegen nördlichere Gebiete natürlich nur dann taugen wenn sie zu Recht für die Grundsprache postuliert werden.

Wie revolutionierend und stimulierend diese Thesen von Tamaz Gamqrelize und V. V. Ivanov über das Indogermanische und die Indogermanen gewesen sind und welche Wirkung von ihnen in den letzten Jahren ausgegangen ist, läßt sich deutlich auch daraus ablesen, daß diesen Themen spezielle wissenschaftliche Tagungen gewidmet waren oder Sammelpublikationen mit Beiträgen zahlreicher Mitforscher, die diese Fragen von den unterschiedlichsten Standpunkten aus diskutierten. Dem Inhalt, den Konsequenzen und der Geschichte der Glottaltheorie (in ihren verschiedenen Varianten) – und der Kritik an ihr – ist auch schon eine spezielle Monographie gewidmet⁴.

Ganz andere Fragen behandelt dagegen das letzt erschienene Buch Gamqrelizes, nämlich allgemeine und theoretische Aspekte der Grammatologie (Schriftfor-

schung) und typologische Probleme von Schriften (1990a). Im Mittelpunkt stehen Herkunft und Entwicklung der Spezies Alphabetschrift (besser: Einzellautschrift) – bekanntlich einer epochemachenden »Erfindung« der Griechen – aus der semitischen Konsonanten- bzw. Silbenschrift. Im besonderen wendet sich Gamqrelize (naheliegenderweise) der (alt)georgischen Schrift zu, an deren Charakter als Einzellautschrift griechischen Typs ein Zweifel ja nicht aufkommen kann. Er betrachtet sie allerdings ganz parallel zu und gemeinsam mit anderen Schriftschöpfungen gleichen Ursprungs aus der Frühzeit des Christentums, den Schriftsystemen von Kopten, Goten, Armeniern und Slaven. So konsequent, wie Gamqrelize dies tut, war man früher meines Wissens niemals an die Betrachtung dieser Schriften und ihrer typologisch weitgehend ähnlich gelagerten Probleme herangetreten. Was die theoretische Seite angeht – und ich habe den hohen theoretischen Anspruch seiner Forschungen schon wiederholt hervorgehoben –, so fordert er ganz entschieden und mit vollem Recht, auch in die Grammatologie Begriffe einzuführen wie »Inhaltsseite« und »Ausdrucksseite«. Darüber hinaus tritt er dann folgerichtig energisch dafür ein, daß Fragen wie die nach der Struktur oder dem Typus eines Schriftsystems, nach historischen Beziehungen zwischen Schriftsystemen, deren Entstehung usw. nicht allein von der »Ausdrucksseite« her, also mittels der graphischen Zeichen selbst angegangen werden dürfen, sondern von der »Inhaltsseite« her, von der Struktur des Zeichensystems und von der Funktion der einzelnen Zeichen aus.

Theoretische und methodische Probleme ebenso wie spezifische Fragen auf allen sprachlichen Ebenen von der

4. J. C. Salmons, *The Glottalic Theory. Survey and Synthesis* (1993).

Schrift- und Lautlehre bis zum Lexikon und in einem weiten Kreis von Sprachen unterschiedlichster Herkunft haben Tamaz Gamqrelize während seiner bisherigen Forschertätigkeit beschäftigt. Und doch ist, was hier darzustellen war, – erfreulicherweise! – nur eine Zwischenbilanz. Von Tamaz Gamqrelize darf

die internationale Sprachwissenschaft nämlich noch vielfältige Förderung erwarten. Auf daß diese Hoffnung sich, allen gegenwärtigen Schwierigkeiten zum Trotz, erfüllen möge: *jīvāti śarādaḥ śatām*⁵, »hundert Herbste soll er leben!«.

5. *Ṛgvedasamhitā* 10, 85, 39d.

BIBLIOGRAPHIE (IN AUSWAHL)

- 1959: სიბილანტთა შესატყვისობანი და ქართველურ ენათა უძველესი სტრუქტურის ზოგი საკითხი [Sibilantenentsprechungen und einige Fragen der ältesten Struktur der Kartvelsprachen] (1959).
- 1960: Хеттский язык и ларингальная теория [Das Hethitische und die Laryngaltheorie], Труды Института Языкознания АН Груз. ССР: Серия восточных языков 3 (1960) 15–91.
- 1961a: The Akkado-Hittite Syllabary and the Problem of the Origin of the Hittite Script, *Archiv Orientalní* 29 (1961) 406–418.
- 1961b: Передвижение согласных в хеттском (неситском) языке [Die Konsonantenverschiebung im Hethitischen], in: *Переднеазиатский Сборник* (1961) 211–291 (engl. Res. 588–592).
- 1965: (mit G.I. Mačavariani): სონანტთა სისტემა და აბლაუტი ქართველურ ენებში [Sonantensystem und Ablaut in den Kartvelsprachen] (1965); vgl. 1982a.
- 1966: A Typology of Common Kartvelian, *Language* 42 (1966) 69–83.
- 1967: Kartvelian and Indo-European. A Typological Comparison of Reconstructed Linguistic Systems, in: *To honor Roman Jakobson*. [...] I (1967) 707–717.
- 1968: Hittite and the Laryngeal Theory, in: *Pratidānam. Indian, Iranian and Indo-European Studies Presented to Franciscus Bernardus Jacobus Kuiper*. . . (1968) 89–97.
- 1970: »Anatolian Languages« and the Problem of Indo-European Migration to Asia Minor, in: *Studies in General and Oriental Linguistics Presented to Shirō Hattori*. . . (1970) 138–143.
- 1971: Современная диахроническая лингвистика и картвельские языки [Die gegenwärtige diachronische Sprachwissenschaft und die Kartvelsprachen]. I–II, *Вопросы Языкознания* (1971) 2, 19–30; 3, 34–48.
- 1972: (mit V. V. Ivanov) Лингвистическая типология и реконструкция системы индоевропейских смычных [Sprachtypologie und die Rekonstruktion des Systems der indogermanischen Verschlusslaute], in: *Конференция по сравнительно-исторической грамматике индоевропейских языков. Предварительные материалы* (1972) 15–18 (vgl. 1973).
- 1973: (mit V. Ivanov) Sprachtypologie und die Rekonstruktion der gemeinindogermanischen Verschlüsse, *Phonetica* 27 (1973) 150–156 (vgl. 1972).
- 1974a: The Problem of »l'arbitraire du signe«, *Language* 50 (1974) 102–110.
- 1974b: Order of »Rewrite Rules« in Diachronic Phonology, *Linguistics* 126 (1974) 25–31.
- 1975: On the Correlation of Stops and Fricatives in a Phonological System, *Lingua* 35 (1975) 231–261 (vgl. 1978).
- 1976: Linguistic Typology and Indo-European Reconstruction, in: *Linguistic Studies Offered to Joseph Greenberg*. . . II (1976) 399–406.
- 1978: On the Correlation of Stops and Fricatives in a Phonological System, in: *Universals of Human Language*, 2: Phonology (1978) 9–46 (überarbeitete Fassung von 1975).
- 1979: Hierarchical Relationships of Dominance as Phonological Universals and Their Implications for Indo-European Reconstruction, in: *Studies in Diachronic, Synchronic, and Typological Linguistics. Festschrift for Oswald Szemerényi*. . . I (1979) 283–290.

- 1980a: Маркированность в фонологии и типология фонологических систем [Markiertheit in der Phonologie und die Typologie phonologischer Systeme], in: Теоретические основы классификации языков мира (1980) 62–99.
- 1980b: (mit V. V. Ivanov) Ряды «гutturальных» в индоевропейском. Проблема языков *centum* и *satem* [Die »Gutturalreihen« im Indogermanischen. Das Problem der Kentum- und Satem-sprachen] Вопросы Языкознания (1980) 5, 10–20.
- 1980c: (mit V. V. Ivanov) Проблема языков *centum* и *satem* и отражение «гutturальных» в исторических индоевропейских диалектах [Das Problem der Kentum- und Satem-sprachen und die Vertretung der »Gutturale« in den historischen indogermanischen Dialekten], Вопросы Языкознания (1980) 6, 13–22.
- 1981a: The »Principle of Complementarity« and the Problem of the Arbitrary Linguistic Sign, in: Logos semantikos. Studia linguistica in honorem Eugenio Coseriu 1921–1981, II (1981) 335–342.
- 1981b: Language Typology and Language Universals and Their Implications for the Reconstruction of the Indo-European Stop System, in: Bono homini donum. Essays in Historical Linguistic in Memory of J. Alexander Kerns II (1981) 571–609.
- 1981c: »Персоненhaltigkeit« und »Valenz« des Verbs, Georgica 4 (1981) 65–71.
- 1982a: (mit G. I. Mačavariani) *Sonantensystem und Ablaut in den Kartwelsprachen. Eine Typologie der Struktur des Gemeinkartwelischen* (1982) (deutsche Übersetzung und Bearbeitung von 1965).
- 1982b: Problems of Consonantism of the Cuneiform Hittite Language, in: Societies and Languages of the Ancient Near East. Studies in Honour of I. M. Diakonoff (1982) 76–80.
- 1984a: (mit V. V. Ivanov) *Индоевропейский язык и индоевропейцы* [Indogermanisch und die Indogermanen]. 2 Bde. (1984).
- 1984b: (mit V. V. Ivanov) К проблеме прародины носителей родственных диалектов и метода ее установления [Zu der Frage der Urheimat der Träger verwandter Dialekte und den Methoden ihrer Feststellung], Вестник Древней Истории (1984) 2, 107–122.
- 1985a: (mit V. V. Ivanov) The Ancient Near East and the Indo-European Question, Journal of Indo-European Studies 13 (1985) 3–48.
- 1985b: (mit V. V. Ivanov) The Migrations of Tribes Speaking the Indo-European Dialects from Their Original Homeland in the Near East to Their Historical Habitations in Eurasia, Journal of Indo-European Studies 13 (1985) 49–91.
- 1986: (mit V. V. Ivanov) On the Reconstruction of the Proto-Indo-European Stops. Glottalized Stops in Indo-European, in: Typology, Relationship and Time (1986) 87–108.
- 1987a: Neues zum Problem der indogermanischen Ursprache und der indogermanischen Urheimat, Zeitschrift für Vergleichende Sprachforschung 100 (1987) 366–377.
- 1987b: The Indo-European Glottalic Theory, Journal of Indo-European Studies 15 (1987) 47–59.
- 1988a: Происхождение и типология алфавитной системы письма [Ursprung und Typologie des alphabetischen Schriftsystems], Вопросы Языкознания (1988) 5, 5–34; 6, 5–33.
- 1988b: Ex oriente lux. On the Problem of an Asiatic Homeland of the Proto-Indo-Europeans, in: Languages and Cultures. Studies in Honor of Edgar C. Polomé (1988) 161–167 (vgl. 1990d).
- 1989a: (mit V. V. Ivanov) Первые индоевропейцы в истории [Die ersten Indogermanen in der Geschichte], Вестник Древней Истории (1989) 1, 14–39.
- 1989b: Markedness, sound change and linguistic reconstruction, in: Markedness in Synchrony and Diachrony (1989) 87–101.
- 1989c: Proto-Indo-Europeans in Anatolia, Journal of Indo-European Studies 17 (1989) 341–350.
- 1990a: წერის ანბანური სისტემა და ძველი ქართული დამწერლობა [Alphabetschrift und die alte georgische Schrift] (1990).
- 1990b: (mit W. W. Iwanow) Die Frühgeschichte der indoeuropäischen Sprachen, Spektrum der Wissenschaft (1990) Mai, 130–137.

- 1990c: Language Change and Diachronic Linguistics, in: Proceedings of the Fourteenth International Congress of Linguists 1987, I (1990) 208–214.
- 1990d: On the Problem of an Asiatic Original Homeland of the Proto-Indo-Europeans, in: *When Worlds Collide* (1990) 5–14 (vgl. 1988b).
- 1990e: Tipología lingüística y consonantismo indoeuropeo, in: *Studia Indogermanica et Palaeohispanica in honorem A. Tovar et L. Michelena* (1990) 225–233.
- 1990f: Diachronic Typology and Reconstruction: The »Archaism« of Germanic and Armenian in Light of the Glottalic Theory, in: *Language Typology 1987* (1990) 57–65.
- 1992a: The Indo-European Glottalic Theory in the Light of Recent Critique: 1972–1991, *Kratylos* 37 (1992) 1–13.
- 1992b: Aus der Geschichte der Stammesnamen der alten Kolchis, *Georgica* 15 (1992) 82–89.
- 1993: The Structure of the Ancient Indo-European Pantheon, in: *Brücken. Festgabe für Gert Hummel...* (1993) 127–137.

Kevin Tuite

Zur Typologie von Wörtern und »Nicht-Wörtern« in südkaukasischen Liedern¹

Einführung

In den musikalischen Traditionen zahlreicher Kulturen können Liedtexte phonologisches Material enthalten, welches konventionell ist (das heißt, es wird von einer Sprachgemeinschaft geteilt und ist nicht rein idiosynkratisch), aber gleichzeitig als semantisch nicht interpretierbar im herkömmlichen Sinne gilt. Dieses Material, das »hey, diddle-diddle« und »fa-la-la-la« der Volkslieder und ihre Verwandten, wird gelegentlich als »Nonsens-Silben«, »Nicht-Wörter« oder »Vokabeln« bezeichnet.² In dieser Arbeit beschäftige ich mich mit den Variationen der »Nicht-Wörter«, die in kartwelischen (südkaukasischen) Liedern auftreten und unternehme erste Schritte zum Verständnis ihrer Struktur. Den Vorschlägen von L. Hinton in ihren Studien von »Vokabeln« in Havasupai Liedtexten folgend, werde ich mit der Untersuchung der Verteilung von »Vokabeln« in südkaukasischen mündlichen Überlie-

ferungen beginnen und dann die Beziehung zwischen ihren phonetischen Merkmalen und der Musik, zu der sie gesungen werden, ergründen. Im zweiten und längeren Teil der Arbeit will ich versuchen zu zeigen, daß südkaukasische »Nicht-Wörter«, obwohl sie nicht interpretierbar sind, viele strukturelle Merkmale mit gewissen Wortklassen kartwelischer Sprachen teilen; insbesondere expressive Formationen und Flexionsaffixe.

Um es kurz zu machen, werde ich meine Analyse auf die Volksmusik von vier Provinzen in Westgeorgien beschränken: *Gurien* und *Imeretien*, wo Dialekte des Georgischen gesprochen werden, *Mingrelien* (wo eine andere Kartwelsprache,

1. Dies ist eine überarbeitete Version eines Textes, der auf dem »Symposium über Stimme und Text« auf der 19. Konferenz der Kanadischen Anthropologischen Gesellschaft im Mai 1992 in Montreal verlesen wurde.

2. Bloomfield 1935, Paragr. 9, 11; Bursill-Hall 1964; Hymes 1981; Hinton 1980, 1982.

das Mingrelische, gesprochen wird) und *Svanetien* (ein im Gebirge gelegenes Gebiet im nordwestlichen Georgien. Die Svanen sprechen Dialekte der svanischen Sprache, einer fernen Verwandten von Georgisch und Mingrelisch).

»Vokabeln« in südkaukasischen Liedern

Der Terminus »Vokabeln«, den ich von Hinton übernehme, wird für »Nicht-Wörter« von relativ einfacher phonologischer Struktur verwendet werden, die in den Liedtexten auftreten. Sowohl das Sortiment von Klängen als auch die Silbenform sind in weit größerem Maße eingeschränkt als im Falle von normalen Wörtern. Die typische »Vokabel« nimmt die Form einer offenen Silbe ein ([C]V), deren Konsonant ein Resonant oder Spirant ist; Explosiva und Affrikaten sind genauso selten wie geschlossene Silben ([C]VC), wobei die im folgenden aufgeführten Ausnahmen zur beachten sind.

Jede georgische Provinz besitzt ihr eigenes Inventar an Liedern und musikalischen Genres. Polyphoner Gesang ist in den meisten georgischen Gebieten anzu-

treffen, allerdings mit wichtigen regionalen und Gattungsunterschieden in melodischen Konturen, harmonischer Struktur, contrapunktaler Komplexität (melodischer oder tiefer Baßgrundton, Vorhandensein eines Descanten, Grad der parallelen Bewegung usw.) und im Gebrauch von begleitenden Instrumenten. Liedtexte verwenden »Vokabeln« in unterschiedlichem Maße. Das reicht von 0 bis 100 Prozent. Das heißt, einige Texte bestehen vollkommen aus interpretierbaren Wörtern, andere ausschließlich aus »Vokabeln« [1]. In Liedern, die sowohl Wörter als auch »Vokabeln« enthalten, wechseln die »Vokabeln« auf sehr typische Weise mit Wörtern und dienen als eine Art Refrain [z. B. 'Betgil' [2]]. In diesen Liedern, wie z. B. in der swanischen Hymne ›Žgæræg, bleib bei uns!‹, sind die »Vokabeln« im Text verstreut. Manchmal sind auch die Wörter selbst expressiv modifiziert. Lieder ohne Wörter, mit Texten, die ausschließlich aus »Vokabeln« bestehen, sind keineswegs selten in der musikalischen Tradition Südkaukasiens. Solche Lieder treten in verschiedenen Genres auf, z. B. Lieder, die die Feldarbeit

[1] Beispiele für südkaukasische »Vokabeln« »Vokabeln« in drei Liedern ohne Wörter:

a. »Zari« (swanisches Klagelied, dreistimmig) (Kokelaze 1984, #7, S.24)

oi owo iawa, eio woiwowo ioi oi oy! oho io woi iowo owda woy!
wo iwoi woi io iwo iwo iwo ioi o io owoy!
oiwo io da oho i! o iwoi woy! iwoi ohoi woy!

b. »Perxuli« (gurisches Rundtanzlied, dreistimmig) (Kokelaze 1984, #51, S. 163)

alali valali alaleo delo delasa, nani nauda;
delo aba rero aba delo da aba delo ovdela da o!
alali valali ari alale, alali alalali he!
heida valadialalo oyda dilu delo alalo.
deli odelio delo valalo, heyda valalo.
ururiu ururao, alalo uruau ururao alalo;
heyda varale heyda varale he!

c. »Oxoxoya-Perxuli« (mingrelisches Rundtanzlied, vierstimmig) (Kokelaze 1984, #52, S. 167)

oxoxoya vo ovorera oso varada, oso švarada;
oxoxoya vo xoxo oso švarada he oso varada! [2 x]

[2] Beispiele für Lieder, die zum Teil aus Wörtern bestehen

A. »Vokabeln« als Refrain

»Betgil«, swanisches Lied (oberswanisches Dorf Betscho) (Čikovani 1972, S. 95–97)

bail, betgil sabral, betgil ležri!

(Ba-il, armer Betgil, unglücklicher Betgil!)

bail ilba, ilba, bail,

(Ba-il, il-ba, il-ba, ba-il,)

bail, məlax-məžal inzorale,

(Ba-il, Mulach-Mushal haben sich versammelt,)

bail ilba, ilba, bail,

(Ba-il, il-ba, il-ba, ba-il,)

bail, žav xagenax leltxaš murgwäls

(Ba-il, sie waren bereit zum Lentech-Rundtanz,)

bail ilba, ilba, bail,

(Bai-il ilba, ilba, bail,)

bail, aš xoskina twetnam kwicras,

(Ba-il, ein weißes Reh sprang zu ihnen hervor,)

bail ilba, ilba, bail,

(Ba-il, il-ba, il-ba, ba-il,)

bail, aš xoskina betgiš nabraqs,

(Ba-il, es rannte dem Betgil genau durch die Beine,)

bail ilba, ilba, bail,

(Ba-il, il-ba, il-ba, ba-il,)

bail, ali betgiš misän iri!

(Ba-il, das ist wirklich Betkils Los!)

bail ilba, ilba, bail.

(Ba-il, il-ba, il-ba, ba-il.)

B. Mit Wörtern vermischte »Vokabeln«

»Žgäräg, bleib bei uns«, swanisches Lied (Oberswanetien) [Šaniže et al. 1939, S. 312]

oy žgäräg-ieha,

Oy Žgyräg-ieha,

loygwışêda

Bleib bei uns

ihây ôy iha ohây

Ihaay ooy iha ohaay

hay i laygwışêda,

Hay i bleib bei uns,

ihay i, o, ihâ o hâ,

Ihay i, o, ihaa o haa,

ia oa iha iha io žgäräg

Ia oa iha iha io, Žgyräg,

si logwešd i o!

Bleib bei uns i o!

begleiten [*naduri*], Klagelieder auf Beerdigungen [*zari*] und Lieder, nach denen aus religiösen Anlässen im Kreis getanzt wird [*saperxulo*]. Dies ähnelt der Havasupai-Situation, die von Hinton beschrieben wird, mit der Ausnahme, daß die Verbindung von Liedtyp und Relation von Wörtern und »Nicht-Wörtern« in der südkaukasischen Musik nicht so stark ist.

»Vokabeln« und musikalische Ästhetik

Die Mehrheit der »Vokabeln«, die in Havasupai-Liedern auftreten, besteht aus offenen Silben, wobei diese mit einem Resonanten (Reibelaut, Nasal oder Liquid) beginnen und der Silbenkern ein unterer oder mittlerer Vokal ist. Beide dieser phonetischen Merkmale tragen zur Qualität

des vom Sänger produzierten Klanges bei. **Um es mit Hinton's Worten zu sagen** [1980, S. 197-198]: »Auf der Suche nach maximaler ›Brillanz‹ des Klanges kombiniert mit maximaler ›Tiefe‹ des Klanges leisten relativ tiefe Vokale einen wichtigen Beitrag zum Erreichen dieser idealen Klangqualität«, und: »Der Gebrauch von Reibelauten und Nasalen gestattet den ununterbrochenen Fluß der vokalen Resonanz und in Liedern die Fortdauer des melodischen Klanges.« Der Eindruck, den ich durch die veröffentlichten Anthologien der georgischen Volksmusik³ und durch zahlreiche Gelegenheiten, bei denen ich diese Lieder hörte, gewann, ist, daß auch in der südkaukasischen Musik »Vokabeln« (mit Resonanten und tiefen Vokalen) sehr verbreitet sind. Wie auch in der Havasupai-Musik nehmen sie keine dominierende Stellung ein. »Vokabeln« mit hohen Vokalen sind keine Seltenheit, und Nicht-Resonanten treten von Zeit zu Zeit auf. Einige dieser »Vokabeln« lassen sich nach demselben Prinzip erklären, das heißt nach Berücksichtigung der musikalischen Ästhetik. Ich werde hier auf zwei Fälle eingehen, beide aus der Provinz Gurien.

Hohe Vokale und glottalisierte Explosiva der Oberstimme

Das wahrscheinlich auffälligste Merkmal der gurischen Volksmusik ist die Einbeziehung einer hohen Oberstimme [ḱrini] in viele Lieder. Mit dem durchdringenden Ton, in dem diese Stimme gesungen wird, im Einklang herrschen hohe Vokale in den »Vokabeln« der »ḱrini«-Begleitstimme vor; z.B. ururiu ururao⁴, rimṭiri rimṭiri.⁵ Bezeichnend ist, daß »Vokabeln« mit ejektiven Bestandteilen, die sonst in georgischen Liedern relativ selten sind, gewöhnlich im gurischen »ḱrini« auftreten, wie unter {3} gezeigt wird. Es ist wahrscheinlich, daß diese Klänge in

diesem Kontext wegen ihres schärferen Tones im Vergleich zu stimmhaften und stimmlosen Aspiraten favorisiert werden, zu denen sie phonologisch im Kontrast stehen. (Der traditionelle Terminus für die Abfolge ejektiver Laute ist georg. mkvetri ›scharf, schrill, grell‹.⁶)

Geschlossene Silben

Südkaukasische »Vokabeln« bestehen fast immer aus offenen Silben. Geschlossene Silben sind selten, aber sie treten in einigen Liedern auf, die eine Art Staccato-Begleitung (hop! hop! oder ham! ham!) in tieferen Stimmlagen aufweisen. Sicherlich trägt das abrupte Schließen der Silbe durch einen Konsonanten, insbesondere der bilabiale Laut, zum gewünschten Staccato-Effekt bei [Beispiel {4}].

Ich werde »Vokabeln« mit hohen Vokalen und Nicht-Resonanten, die ein reiches Sortiment an phonetischen Bestandteilen aufweisen, aber auf eine bestimmte musikalische Umgebung beschränkt sind, als *expressive »Vokabeln«* bezeichnen. Dieser Terminus reflektiert meinen Glauben daran, daß gewisse phonologische Merkmale wegen ihres Beitrags zu einem spezifischen akustischen Effekt angewandt werden.

Lexoide

Ich habe den Begriff ›Lexoid‹ geprägt, um damit eine Klasse von »Nicht-Wörtern« zu bezeichnen, die eine weit größere Ähnlichkeit mit der phonologischen Konfiguration des Kernvokabulars auf-

3. z.B. Koçelazc 1984, Lach 1935-36, Mayrazc 1987.

4. Koçelazc 1984, #51, S.163.

5. Ebenda #59, S.102.

6. Šanižc 1953, Paragr. 16.

[3] »Hasan-Begura« (gurisch)

de- lo o- vo de- lo, rimtiririmtim tiri riririmtim
 mte- ri i-se davamarxet, a-ba de-la a-ba, mtxroblad ar ga-
 va ha he a va ha he a va ha he a va ha he a va ha he a
 rim ti- ri ri ra vo- i a o ho ho!
 vu- shvit er- ti, na- hi na da he!
 va ha he he he a vo he!

[4] »Die Amsel klagte« (gurisch)

shavi shashvi chi-o- da, u- xu- ce- si
 ham ham ham ham ham
 mta- va- ri, a- ra- la- lu- li
 ham ham ham ham ham ham ham ham

weisen, das heißt, sie bestehen oftmals aus geschlossenen Silben und obstruerten Konsonanten. Lexoide sind besonders in Zauberformeln und -sprüchen [siehe Beispiel {5}] und in bestimmten swanischen Liedtexten verbreitet, wo sie mit erklär- baren swanischen Wörtern vermischt sind

und mit Fragmenten des klassischen Georgischen (der liturgischen Sprache der georgischen orthodoxen Kirche). Ihr wortähnliches Aussehen verstärkt die Spekulation darüber, daß sie eventuell vor langer Zeit aus benachbarten Sprachen entlehnt worden sein könnten. Eine

vertiefte Studie dieser »Nicht-Wörter« muß noch von mir durchgeführt werden, so daß die folgenden Anmerkungen über den Status einer Vorbetrachtung nicht hinausgehen.

Zuerst stellt man fest, daß viele Lexoide von Wörtern begleitet werden oder andere Lexoide (gewöhnlich teilweise) mit Reduplikationen, Assonanz und Reim verbunden sind. Einige Beispiele dafür finden sich in {5}: [tuschisch] *pitī, pitī pistanama, astanga da ačanaga*; [swanisch] *akalād-makalād, exsa, pexsa* usw. Die gleichen poetischen Verbindungen lassen sich in vielen »Vokabel«-Sequenzen finden, wie ein kurzer Blick auf die Beispiele zeigen wird: [gurisch] *alali valali alaleo delo delasa*; [mingrelisch] *oso varada, oso švarada*. Wir finden sogar ein Beispiel für silbische Inversion im Refrain des swanischen Liedes »Betgil«: *ba-il il-ba, il-ba ba-il*. Es scheint sinnvoll anzunehmen, daß »Nicht-Wörter« zugänglicher für Modifikation aus poetischen Gründen sind als Wörter, aber wir werden gleich sehen, daß sich Wörter und »Nicht-Wörter« in den Kartwelsprachen phonologisch nicht allzusehr unterscheiden.

Zweitens erscheinen klassische georgische Wörter und Phrasen, oftmals vermischt, besonders in Texten von Zauberformeln. Seit der Einführung des orthodoxen Christentums in Georgien im 4. Jahrhundert wurde eine Art mittelalterliche Literatursprache Georgisch als liturgische Sprache im gesamten Land gebraucht, sogar in Provinzen, wo eigentlich andere Sprachen von der Bevölkerungsmehrheit gesprochen wurden (z. B. Swanisch in Swanetien, Abchasisch, eine nordwestkaukasische Sprache, die mit dem Georgischen nichts gemein hat, in Abchasien). Sogar nachdem der Kontakt zwischen zentralen und peripheren Teilen Georgiens durch die häufigen Invasionen der Mongolen, Perser, Türken

usw. vom 13.–18. Jh. unterbrochen wurde, setzte sich der Gebrauch dieses südkaukasischen Äquivalents des Lateinischen in der Priesterschaft fort, auch als die Elemente eines wiederauflebenden einheimischen Heidentums in ihren religiösen Praktiken zu dominieren begannen. Die Beschreibung einer swanischen »Seelenwiederkehr« [kunem litxe] besagt, daß der Kleriker, der die Seele eines Toten in das Heimatdorf zurückerkörtieren muß, »Gebete in einer Mischung aus Swanisch und Georgisch rezitierte« [*locs ragdiv lušnus i kartwils ču lupurtina*].⁷ Man registriert viele georgische Wörter im swanischen Liedgut in dieser Arbeit. Derzeit kann ich noch keine Erklärung dafür geben, warum diese ausgewählt wurden. Deswegen bleiben die Originale der Lexoide in den zwei Zaubersprüchen, die von Schlangen handeln, und in anderen georgischsprachigen Provinzen undurchsichtig.

Die Phonologie von Wörtern und »Nicht-Wörtern«

In diesem Abschnitt werde ich die phonologische Charakteristik der typischsten südkaukasischen »Nicht-Wörter« mit der von regulären Wörtern und Morphemen vergleichen. Mein Ziel ist es zu zeigen, daß im Falle der Kartwelsprachen die »Vokabeln« und Lexoide, die in Liedtexten auftreten, trotz ihres semantischen Status als »Nicht-Wörter« viel mit bestimmten peripheren Klassen von lexikalischen Kategorien gemein haben. Um mich kurz zu fassen, werde ich überwiegend georgische Beispiele bringen, obwohl sich auch swanisches oder mingrelisches Material gut zur Illustration dieses Phänomens geeignet hätte.

7. Davitiani u.a. 1957, 301.

[5] Beispiele für südkaukasische Lexoide

a. Georgischer Zauberspruch zur Heilung eines Schlangenbisses, 1830 (Taqašvili 1902, 139):

isarpote, israme, abraštani, ori tontante, lamez, natie,
 čačganute, sipon, sipie, šavi, šavnes da šavgates.
 (sämtlich Lexoide mit Ausnahme von ori = zwei, šavi = schwarz,
 šavnes ? = sie verletzten jemanden)

b. Georgischer Schlangenzauber (Provinz Tuschetien) (Mačalatia 1983, 201)

<i>piši, piši pištanama, aštanga</i>	da und	<i>ačanaga,</i>	gvelo Schlange:VOC
mogvirakraki,	moxrilo	žoxo,	gašešdi.
du-krochst-zu-uns-her	gekrümmt	Stock:VOC	werde steif:IMPER

»Schlange, du bist zu uns hergekrochen. Krummer Stock, werde steif!« (wörtl.: werde zu Holz!)

<i>pirksa</i>	<i>pirki</i>	<i>macvia,</i>	<i>pirkta</i>	<i>bečedi</i>	<i>macvia,</i>
? :DAT	? :NOM	ich-trage-es	? :GENpl	Ring	ich-trage-es
<i>pirkisa</i>	<i>γwtismšobelo,</i>	<i>šen</i>	<i>gaašeše</i>	<i>gvelia.</i>	
? :GEN	Muttergottes:VOC	du	make-es-steif:IMPER	Schlange	

»... Ich trage den Ring von Pirks[? <georg. dial. pirkli > klein, unbedeutende Menge], Muttergottes des Pirk, mach die Schlange steif!«

»Schwenke eine Haselrute über der Schlange beim Aufsagen des Spruchs, und sie wird auf der Stelle steif werden.«

c. Swanisches Lied (oberswanisches Dorf Lendsher) (Šanize et al. 1939, 356)

<i>ačaläd-makaläd.</i>	<i>exsa,</i>	<i>pexsa,</i>	<i>tanäyžina,</i>
?	?	? Fuß:DAT(Geo)	auf-dem-Bergpaß
<i>riksa,</i>	<i>pxiksa</i>	<i>kondarasa,</i>	
? Stock:DAT(Geo)	? Kratzen:DAT	[Satureia spicigera]:DAT	
<i>čämsäri</i>	<i>bərdaluqwi.</i>	<i>ķiri</i>	<i>ķirsa,</i>
?	?	Kalk:NOM	Kalk:DAT
<i>čirsa; čirsa,</i>	<i>pirwsa</i>	<i>lapuriša.</i>	<i>čiri</i>
Not:DAT(Geo)	Kuh:DAT	in-den-Kuhstall	Not:NOM

d. Georgischsprachiges Weihnachtslied, aufgezeichnet in Mingrelien (Canava 1990, 108)

<i>alatasa, malatasa,</i>	<i>xeli</i>	<i>čahkar</i>	<i>kalatasa,</i>
?	Hand:NOM	steck es in es hinein:IMPER	Korb:DAT
<i>amoiye</i>	<i>sami</i>	<i>ķvercxi, γmert</i>	<i>mogvcems</i>
nimm es heraus:IMPER	drei	Ei:NOM Gott:NOM	wird uns geben:FUT
<i>barakasa,</i>	<i>ķičebia, ķičebia,</i>	<i>dagezardos</i>	<i>bičebia.</i>
Überfluß:DAT		möge dir aufwachsen:OPTAT	Jungen:NOM

»Alatasa, malatasa, steck deine Hand in den Korb hinein, nimm drei Eier heraus, Gott wird uns Überfluß geben; kitschebia, kitschebia, mögen dir deine Jungen aufwachsen.«

Das Vokabular der Kartwelsprachen kann beschrieben werden als Verbindung von lexikalischem Kern und lexikalischer Peripherie, die diesen umgibt oder, besser gesagt, in die er schrittweise übergeht. Der lexikalische Kern besteht aus Verben, Adjektiven und gewöhnlichen Substantiven, den großen offenen Klassen lexikalischer Kategorien. Es sind Wörter, auf die das Konzept der linguistischen Willkür in reinsten Form zutrifft: Klang und Inhalt sind voneinander getrennt, nicht aufeinander einwirkende Lexemkomponenten, wie in Saussures gefeierter Diskussion über die Willkür der Verbindung zwischen dem Konzept eines Baums und dessen phonologischer Realisierung in verschiedenen Sprachen.⁸

Klangsymbolik

Die lexikalische Peripherie erklärt sich aus einer weniger vollständigen Teilung von Semantik und phonologischen Komponenten. Eine signifikante periphere Klasse besteht aus sogenanntem *expressiven Vokabular* (z. B. deutsch zirpen, zwitschern, schnarchen, pfnäusen, plumps). Einige Linguisten beschäftigten sich damit, wie kontrastive phonetische Merkmale, die vom phonologischen System verschiedener Sprachen zur Verfügung gestellt werden, zum Ausdruck akustischer, visueller, taktiler und Bewegungsphänomene verwendet wurden (ein Phänomen, das manchmal als Klangsymbolismus oder als Phonästhesie bezeichnet wird).⁹ Die Anzahl der expressiven Wörter ist von Sprache zu Sprache sehr unterschiedlich. Die Kartwelsprachen, besonders das Georgische, verfügen über ein großes Inventar von expressiven Verben. Georgische Expressiva wurden von Dee Ann Holisky in ihrer Dissertation detailliert beschrieben, der die folgenden Beispiele entnommen sind.¹⁰ Beachten Sie bitte die systematische phonästhetische Beziehung zwischen hohen Vokalen

und ejektiven Konsonanten in expressiven Wörtern und der oberen Tonhöhe im beschriebenen Klang (wie zuvor bei den expressiven »Vokabeln« vermerkt) in den Beispielen von [6].

Reduplikation

Obwohl alle kartwelischen Konsonanten und Vokale in Expressiva auftreten, besitzen diese Wörter eine bemerkenswert einfachere Struktur als die Klasse der nichtexpressiven Verben. Die typische expressive Wurzel besteht entweder aus einer einzigen Silbe, die auf Vokal oder Resonant endet, oder in den meisten Fällen aus einer Silbe mit vollständiger oder teilweiser Reduplikation: *tux-tux-eb*s »brodelt, wallt, macht gluckgluck«, *lap-lap-eb*s »glänzt, schimmert, leuchtet«, *paca-puc-obs* »eilt geschäftig oder eilig hin und her«, *sun-sul-eb*s »schnuppert umher« usw.¹¹ Swanische expressive Verben: *kar-kac-e* »gackert«, *qar-qin-i* »quakt« [Sachnotizen des Autors]. Außerdem wird die Reduplikation innerhalb des Kernvokabulars benutzt, um Pluralität, Distribution und Intensität anzuzeigen: *yam-yam-obit* »jede Nacht« < *yame* »Nacht«; *meṭis-meṭi* »zu viel, übermäßig« < *meṭi* »mehr«; man beachte besonders die Häufigkeit der partiellen Reduplikation: *xili-mili* »Obst« < *xili* »Frucht«, *axlo-maxlo* »nahegelegen, benachbart« < *axlos* »nahe«, *kuč-mači* »Gedärm, Innereien« < *kuči* »Magen«, *dun-dul-a* »langsam, träge« und *dondlo-dondle* [doppelte Reduplikation?] »faul, schlapp« < *dune, done* »schwach, schlapp«.¹² Wir haben bereits gesehen, daß Reduplikation ein weitverbreitetes Merkmal von »Vokabeln« und Lexoiden

8. Saussure 1980, 102.

9. Bloomfield 1935, Paragr. 9, 11; Diffloth 1973; Holisky 1981.

10. Holisky 1981, 122–124.

11. Ebenda; Erläuterungen aus Tschenkéli, Georgisch-Deutsches Wörterbuch.

[6] Klangsymbolismus in expressiven georgischen Verben

Wurzelvokal: [i].....[a]	
{weicher, höher, positiv}	{lauter, tiefer, negativ}
čqiv-is ›[Vogel] kreischt‹	čqav-is ›[Schakal] jault, heult‹
žyiv-is ›zwitschert‹	žyav-is ›brüllt, schreit‹

Artikulationsart: ejektiv.....aspiriert.....stimmhaft
 {höher, weniger intensiv, positiv} {tiefer, intensiver, negativ}

čiči-n-ebs	›gibt (unangenehme) hohe, klagende Töne [z. B. eine Surna, eine Art orient. Klarinette]‹
čiči-n-ebs	›redet, dringt auf j-n ein, trichtert j-m ein‹
žiži-n-ebs	›redet lästig, näselte‹
tkri-al-ebs	›lacht hell [Mädchen]‹
tkri-al-ebs	›trampelt, trappelt [z. B. Pferde]‹
dgri-al-ebs	›kracht, lärmt, dröhnt‹

ist. Wie die hier aufgeführten Beispiele zeigen, ist es ein Merkmal, das sie mit einem wichtigen Teil des Vokabulars der Kartwelsprachen teilen.

Beschränkung von Phonemen mit niedriger Sonorität

Es wurde bereits erwähnt, daß die lexikalische Peripherie definiert ist durch den Grad der Interaktion zwischen semantischen und phonologischen Komponenten. Im Fall der Expressivität existiert eine mehr oder weniger systematische Übereinstimmung zwischen bestimmten Charakteristika des Phänomens und den phonetischen Merkmalen des Wortes, das es bezeichnet. Eine andere Form der semantisch/phonologischen Abhängigkeit ist die konsequente Restriktion des Phoneminventars, das der Wortbildung oder der Bildung semantischer Klassen entsprechender Morpheme zur Verfügung steht. In vielen Sprachen ist das Phoneminventar, das von gebundenen Morphemen, Pronomina oder anderen lexikalischen Gruppen geschlossener Klassen verwendet wird, auf irgendeine Weise erzwungen. Die russischen Deklinationssuffixe gebrauchen beispielsweise alle

fünf Vokalphoneme, aber nur vier der 24 Konsonanten (/v/, /j (y)/, /m/, /x/).¹³

Die Kartwelsprachen sind durch eine gut entwickelte Flexionsmorphologie charakterisiert. Die Flexionsmorpheme aller drei Sprachen werden von einem begrenzten Phoneminventar gebildet: alle Vokale, die meisten Resonanten und Frikative werden eingesetzt, aber nur eine Handvoll Okklusive (Explosiva und Affrikaten). Von den letzteren werden die stimmhaften und aspirierten Konsonanten – bis zum völligen Ausschluß der ejektiven Konsonanten – zur Bildung der Flexionsaffixe verwendet [siehe {7}]. Das Vorherrschen bestimmter Phonemgruppen steht in direktem Zusammenhang mit ihrer Sonorität. Mit Sonorität ist die relative akustische Intensität der Sprachklänge gemeint. Tiefe Vokale verfügen über eine größere Sonorität als hohe; die Sonorität von Resonanten (Liquide, Nasale, Reibelaute) ist etwas geringer als die der Vokale, dann folgen die Spiranten (die stimmhaften gefolgt von den stimmlosen)

12. Beispiele aus Neisser 1953, 51–74.

13. Jakobson 1958.

{7a} Sonorität georgischer Phoneme

Vokale	Resonanten	Frikative	Okklusive
i u	m n l r	v z ž γ	b d ʒ ʒ g
e o	(w) (y)	s š x h	p t c č k (q)
a	ejektiv:		p t c č k q

höchste Sonorität...[Skala der Sonorität]...geringste Sonorität

{7b} Flexionsmorpheme in den südkaukasischen Sprachen
Person- und Zahlzeichen (von Verben)

	Georgisch	Mingrelisch	Swanisch
1. Person	v-, m-, gw-	v/b-, m-	xw-, m-, l-, n-, gw-
2. Person	(s/h-). g- -t	g/k/r- -r, - k, - rt	x-, ž- -d
3. Person	(s/h-) -s, - a/o, -es, -en, -nen, -t	— -s, - u, - n, -an, -nan, -es	l-, x- -s -x

Kasus- und Zahlzeichen (von Nomina)

Kasus:	-i, -s, -ma, -o -is, -it, -ad	-i, -k, -s, -iš -iša, -iše, -it	-s, -m, -d, -iš -šw
Zahl:	-eb, -n, -ta	-ep/-en	-ar, -ël, -iädu

Stammformantien (von Verben)

Präs.-St.	-eb/ob, -av, -am, -i	-um, -im, -em/ep	-c, -ešg, -er
»Version«	a-, i-, e-, u-	o-, i-, a-, u-	a-, i-, e-, o-
and. Suff.	-d/od, -en/n/in		-ən, -w, -äl

{7c} Phoneminventar der Flexionsmorpheme

	Georgisch	Mingrelisch	Swanisch
Vokale:	a/e/i/o/u	a/e/i/o/u	a/ā/e/ē/i/i/o/ō/u
Resonanten:	m/n/l/r	m/n/l/r	m/n/l/r/w
Frikative:	v/s/(h)	v/s/š	v/s/š/x
Okklusive:			
stimmhaft:	b/d/g	b/g	d/g/ž
aspiriert:	p/t	p/t/k	—
ejektiv:	—	—	—

{7 d} Phoneminventar der »Vokabeln«

	Georgisch [Gurien, Imeretien]	Mingrelisch	Swanisch
Vokale:	a/e/i/o/u	a/e/i/o/(u)	a/ā/e/ē/i/i/o/ō/u
Resonanten:	m/n/l/r/y	l/r/y	m/n/l/r/w
Frikative:	v/s/h/x	v/s/š	v/s/š/x
Okklusive:			
stimmhaft:	b/d	b	b/g/ž
aspiriert:	t	—	t
ejektiv:	(p/t)	—	—

und schließlich die Okklusive. Innerhalb der letzten Gruppe besitzen die stimmhaften Explosiva eine größere Sonorität als die stimmlosen.¹⁴

Eine Untersuchung der »Vokabeln«, die im Corpus der Lieder aus vier westgeorgischen Provinzen [Gurien: 10 Lieder; Imeretien: 7; Mingrelien: 20; Swanetien: 33] begegnen, enthüllt eine starke Ähnlichkeit mit der Phonologie der kartwelischen Flexionsaffixe. In beiden Fällen dominieren Phoneme von hoher Sonorität. Tatsächlich fehlen die Phoneme, die auf der Skala der Sonorität ganz unten angesiedelt sind – ejektive Okklusive –, völlig in der Flexionsmorphologie und in nichtexpressiven »Vokabeln« (z. B. »Vokabeln«, die nicht auf spezifische musikalische Kontexte reduziert sind). Die Assoziation zwischen Sonorität und Flexionsmorphologie ist, falls sie für eine ausreichende Zahl von Sprachen zutrifft, ein Thema, das am besten nicht hier und heute abgehandelt wird. Im Falle der »Vokabeln«, die gesungen werden sollen, kann die Präferenz für Phoneme mit höherer Sonorität aus musikalischen Gründen erklärt werden. Diese Klänge tragen zum Fluß des melodischen Tones bei, wie Hinton in ihrer Studie zu den Havasupai-Liedern feststellte.

Das Phonem /h/

In manchen Sprachen ist die Distribution eines bestimmten Phonems oder das Auftreten eines Phonems in einer spezifischen Position auf eine bestimmte Klasse oder einen bestimmten Typ von Lexemen beschränkt. Zum Beispiel tritt das englische Phonem /ð/ in der Anfangsposition nur in Wörtern geschlossener Klassen auf, vor allem in deiktischen Wörtern: »this«, »there«, »they«, »the«, »thus«, »then«. Daraus folgt, daß das Zeichen /ð/ signalisiert, daß das Wort, das mit ihm beginnt, einer eingeschränkten Klasse von Pronomina, Adjektiven und Konjunktionen an-

gehört. Der glottale Frikativ /h/ spielt eine vergleichbare Rolle in der Lexik des Georgischen und Mingrelischen. Das Phonem ist extrem selten in der gewöhnlichen Lexik. Oftmals ist es geschwunden (oder ist im Begriff zu schwinden) aus den Kontexten, in denen es früher zu finden war.¹⁵ Die einzige Ausnahme dieser Tendenz des Schwunds von /h/ sind bestimmte periphere Bereiche der Lexik: Interjektionen (z. B. georg. *hai-ha!* »trefflich, bravo!«), *hee* »(Ausdruck der Begeisterung)« und Kommandos an Tiere (aus Ghlontis Dialektwörterbuch: *hotpu* »Ruf, um einen Bullen oder Ochsen in Bewegung zu setzen«, *haga[ga]* »Ruf, um einen Hund zu vertreiben«, *hakša* »Ruf, um einen Hahn zu vertreiben«, *huči-huči* »Rufen eines Schafes«). Das häufige Auftreten des /h/ in georgischen und mingrelischen »Vokabeln« bringt diese so in Verbindung mit den anderen Elementen der lexikalischen Peripherie.

Folgerungen für das Studium der »Nicht-Wörter«

Im Schlußteil dieser Arbeit würde ich gern mit einigen Gedanken darüber aufwarten, was diese kartwelischen Angaben zum vergleichenden Studium der »Nicht-Wörter« (falls jemand tatsächlich daran arbeitet) beitragen könnten. Zunächst hoffe ich, daß ich gezeigt habe, daß sich zumindest in einer Sprachfamilie »Vokabeln« und Lexoide, so paradox es auch klingen mag, in das Lexikon integrieren lassen, in die Peripherie des Lexikons. Wie wir gesehen haben, teilen die drei

14. Lagefoged 1975, 219–220.

15. Das klassische georgische Präfix *h-* der 2. Subjektperson oder 3. Objektperson wird in vielen Dialekten heute nicht mehr gesprochen [Šanizc 1920, Kap. 7]. Ebenso verschwand das /h/ aus vielen Lehnwörtern, z. B.: [*h*]azri »Meinung«, [*h*]aivani »Balkon«, [*h*]asaki »Alter«.

Klassen der kartwelischen Nicht-Wörter, ~~die in diesem Beitrag unterschieden worden~~ sind, phonologische Merkmale mit verschiedenen Klassen signifikanter Elemente: (1) »Vokabeln« und Flexionsmorphologie sind durch Restriktionen des Gebrauchs von Phonemen mit geringer Sonorität gekennzeichnet; (2) expressive »Vokabeln« verwenden wie expressive Verben oder Substantive Reduplikationen und ein System des Klangsymbolismus; (3) Sequenzen der Lexoide sind gewöhnlich durch partielle Reduplikation, Reim und Assonanz gekennzeichnet, so wie poetische Sprache, die »wirkliche« Wörter benutzt. Deswegen unterscheiden sich die Kartwelsprachen von der Havasupai-Situation, wie ich sie in Hintons Arbeit verstehe, wo die Grenze zwischen Nicht-Wörtern und Wörtern besonders bezüglich der Phonologie nicht eindeutig markiert ist. Es wäre interessant zu sehen, wie sich andere Sprach- (und Lied-)gemeinschaften, die Nicht-Wörter verwenden, mit den kartwelischen und Havasupai-Fällen vergleichen lassen.

Die zweite Schlußfolgerung, die ich aus dieser Anfangsuntersuchung der südkaukasischen »Nicht-Wörter« ziehe, ist, daß das Herausfinden des Originals der »Nicht-Wörter«, insbesondere der »Vokabeln«, besondere Schwierigkeiten bereiten wird, da es wie das periphere Vokabular phonologischen Modifikationen unterliegt. Einige Wissenschaftler meinten, in bestimmten »Vokabeln« des kartwelischen Liedguts die Überbleibsel von aus alten Sprachen des Vorderen Orients entlehnte Wörter zu sehen. Hier einige Beispiele, erwähnt von Maisuraze (1989, 1990):

(h)*arialale* [häufiger Refrain in georgischen Volksliedern] <urartäisch *ari alale* ›gib es mir, Alale [Name des urart. Erntegottes]‹

odoia [Name eines mingrelischen Liedes], (w)*oda dia, wodiwo* [swanische Vokabeln] <? baskisch¹⁶ *odoi* ›kleine Wolke‹; ? akkadisch *adadi* [Name einer Wettergottheit]

nanina, iav-nana [häufige Refrains, besonders in Schlafliedern] < *nana* [? Name einer alten kaukasischen Mutter-Gottheit]; vgl. sumer. *Inana*.

Zu Ungunsten dieser Etymologien macht die Bevorzugung von Phonemen mit hoher Sonorität in »Vokabeln« die Möglichkeit der rein zufälligen Ähnlichkeit mit den Namen dieser Gottheiten noch wahrscheinlicher. Auf der Suche nach lexikalischen Relikten unter den Komponenten der kaukasischen Lieder und Zaubersprüche scheint es, daß Lexoide (eher als »Vokabeln«) einen sicheren Beweis erbringen könnten. Ihr Phoneminventar ist weit weniger eingeschränkt und unterliegt, wenn man die Sonorität in Betracht zieht, der phonetischen Modifikation in geringerem Maße. Mit einer größeren Anzahl an Phonemen, die dem Vergleich zur Verfügung stehen, wird das Risiko der rein zufälligen Übereinstimmung zwischen Lexoid und möglichem Verwandtem bedeutend reduziert.

16. Die Hypothese, daß das Baskische genetisch mit einer oder auch allen kaukasischen Sprachen verwandt sei, wurde u. a. von N.Marr, Schota Dsidiguri und Juri Syzar vertreten.

BIBLIOGRAPHIE

- Bloomfield, L. 1935: *Language* (1980).
- Bursill-Hall, G. L. 1964: The linguistic analysis of North American Indian songs, *Canadian journal of linguistics* 10 (1964) 15–36.
- Canava, A. 1990: აკანავა, ქართული ფოლკლორის საკითხები მეგრული მასალის მხედვით (1990).
- Čikovani, M. (ed.) 1972: მჩიკოვანი, ქართული ხალხური პოეზია, I: მითოლოგიური ღექსები (1972).
- Davitiani, A., V.Topuria, M.Kaldani (ed.) 1957: ა.დავითიანი, ვ.თოფურია, მ.ქალდანი, სვანური პროზაული ტექსტები, 2: ბალსქვემოური კილო (1957).
- Diffloth, G. 1973: Expressives in Semai, in: *Oceanic linguistics, Austroasiatic studies: Special publication # 13* (1973).
- Flonti, A. 1984: ა.ღლონტი, ქართულ კილო-თქმათა სიტყვის კონა (1984).
- Hinton, L. 1980: Vocables in Havasupai song, in: *Southwestern Indian ritual dance* [Charlotte Frisbie, ed.] (1980) 275–305.
- Hinton, L. 1982: *Havasupai song* (1982).
- Holisky, D.A. 1981: Aspect and Georgian medial verbs (1981).
- Hymes, D. 1981: Some North Pacific Coast poems... in: *In vain I tried to tell you* (1981) 35–64.
- Jakobson, R. 1958: Морфологические наблюдения над славянским склонением, in: *Selected works, vol. II* (1971) 154–183.
- Kokelaze, G. (ed.) 1984: გ.კოკელაძე, ასი ქართული სიმღერა (1984).
- Lach, R. (ed.) 1935 36: Gesänge russischer Kriegsgefangener, *Sitzungsber. Österr. Akad. Wiss., Phil.-hist. Klasse*, 204, Abh.4 (1935) 23–81 und 205, Abh. 1 (1936) 19–29.
- Ladefoged, P. 1975: *A course in phonetics* (1975).
- Mayraze, V. (ed.) 1987: ვ.მარაძე, მესხური ხალხური სიმღერა (1987).
- Maqalatia, S. (1983): ს.მაკალათია, თუშეთი (1983).
- Maisuraze, N. 1989: ნ.მაისურაძე, ქართული ხალხური მუსიკა და მისი ისტორიულ-ეინოგრაფიული ასპექტები (1989).
- Maisuradze, N. 1990: Н.Майсурадзе, Древнейшие этапы развития Грузинской народной музыки. (1990).
- Neisser, F. 1953: Studien zur georgischen Wortbildung, *Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes* 31,2 (1953).
- Saussure, F. de 1980: *Cours de linguistique générale, édition critique*, (1980).
- Šaniže, A. 1920: ა.შანიძე, სუბიექტური პრეფიქსი მეორე პირისა და ობიექტური პრეფიქსი მესამე პირისა ქართულ ზმნებში, in: *ქართული ენის სტრუქტურისა და ისტორიის საკითხები*, I (1920) 111–263.
- Šaniže, A. 1953: ა.შანიძე, ქართული გრამატიკის საფუძვლები, I: მორფოლოგია. (1953).
- Šaniže, A., V.Topuria und M.Guževićani (ed.) 1939: ა.შანიძე, ვ.თოფურია, მ.გუჯეჯიანი სვანური პოეზია (1939).
- Taqaišvili, E. S. 1902: Е.С.Такаишвили, Описание рукописей библиотеки Общества распространения грамотности среди грузинского населения, in: *Сборник материалов для описания местностей и племен Кавказа*, 31,1 (1902).

LITERATUR

Ruth Neukomm

»Der Schlangenesser« von Važa Pšavela

Georgische Leser bedürfen keiner Erklärungen über die Bedeutung Važa Pšavelas, genießt er doch hohe Verehrung in seiner Heimat. Da man ihn aber im Westen – Spezialisten ausgenommen – noch wenig kennt, sei hier eine kurze Einführung erlaubt.

Unter den vielen Dichtern, die Georgien hervorgebracht hat, dürfte Važa Pšavela (1861–1915) zu denjenigen gehören, die über den größten Einfallsreichtum und über die farbigste Palette der Themen verfügen. Von der pantheistischen Hymne an die Schöpfung bis zu Märchen und Naturschilderungen, die uns wie mit Zauberhand die Sphäre der kaukasischen Bergwelt atmen lassen, von lyrischen Gedichten, epischen Heldenpoemen, literarischen und historisch-ethnographischen Studien bis hin zur entzückenden Kindergeschichte ist bei ihm alles zu finden. Das Besondere seiner Werke beruht neben der ausnehmenden Originalität des Dichters auch auf der Ursprünglichkeit der Bergwelt, in der sie erschaffen wurden, war doch des Dichters engere Heimat das hoch im südlichen Kaukasus gelegene Pšavenland.

Umgeben von majestätischen Bergen wuchs Važa heran, inmitten der Pšaven und der ihnen benachbarten Xevsuren,

deren eigentümliche, auf alten Traditionen beruhende Lebensweise schon dadurch ersichtlich war, daß die Männer noch bis ans Ende des 19. Jh.s Helm, Kettenpanzer, Schwert und Schild zu tragen pflegten. Ihre reiche Volkspoesie und ihr teils noch archaischer georgischer Sprachschatz wirkten von Kindheit an auf ihn ein. So kam es, daß Važas Weltbild nicht nur durch die Bildung und christliche Erziehung, die ihm sein Vater, ein Oberdiakon, angedeihen ließ, sondern auch durch die Lebensweise dieser Bergstämme beeinflusst wurde, die zwar schon früh christianisiert waren, aber noch alte Traditionen aus vorchristlicher Zeit bewahrt hatten.

In Važa Pšavelas Dichtungen ist die ganze Natur beseelt, reden oft Tiere, Pflanzen, ja Bäche und Felsen, und sein besonderes Mitgefühl galt jenen, die von Gefahr und Unrecht bedroht waren. Auch liebte er es, Themen aus der heroischen Vergangenheit seines Volkes zu behandeln, außergewöhnliche Menschen darzustellen, die sich durch Seelengröße und Edelmut, durch Gerechtigkeitssinn und Wahrheitsliebe auszeichnen und die im Kampf gegen fremde Eroberer in ihrer Opferbereitschaft für Volk und Heimat bis zum Letzten gehen. Es kann aber auch

geschehen, daß die Kraft und Reinheit ihrer Gefühle und ihre tiefe Menschlichkeit in Konflikt geraten mit ihrer eigenen traditionsgebundenen Umgebung, was diesen Poemen bisweilen eine dramatische Gangart und eine Tragik von antikem Ausmaß verleiht.

Gerade Važa Pšavelas bekannte Dichtung »Der Schlangenesser«, die als eines seiner reifsten und tiefsinnigsten Werke gilt, hat einen solchen Zusammenstoß mit den Mächten der Tradition zum Thema. Das Poem soll auf einer alten pšavischen Legende beruhen, deren Problematik der Dichter aber stark ausweitete und vertiefte. Die Hauptfigur, Mindia, ist ein tap-

ferer Krieger und wahrer Held, der in feindlicher Gefangenschaft durch den Genuß von Schlangenfleisch, ähnlich wie in der griechischen Mythologie, sein Wesen völlig wandelt und zu einem Weisen, einem Seher wird, der die Sprache der Tiere und Pflanzen versteht. Infolgedessen kann er nach seiner Heimkehr keine Tiere mehr töten und keine Bäume mehr fällen, was ihn in Konflikt mit seiner Familie und mit seinen Dorfgenossen bringt, da sie verlangen, daß er sie ernähre und im Krieg verteidige. Aus diesem tragischen Zusammenstoß mit der Wirklichkeit entwickelt sich ein erschütterndes Drama, an dem Mindia zugrunde geht.

Važa Pšavela

Der Schlangenesser

Aus dem Georgischen übertragen von Ruth Neukomm

Chewsuren in der Schenke,
im Kessel kochte das Bier,
auf der Zinne zechend
tranken sie es aus Schalen.
Die einen sangen zum Panduri
Gesänge gewaltiger Art,
dem Gefühl der Trinkenden
als Brücke zu hochgemuter Tat,
feurigen Geistes der Helden Name,
als wären's Heilige, besingend.
Die Alten zogen an der Pfeife,
rauchumhüllt wie von Nebel
begrüßten sie die Sage der Helden
und tranken auf deren Heil.
Die Jungen anzureizen
gedachten sie jener voll Lob:
»Wer weiß, wer unter euch, dereinst,
seinen Mann also stellt!«

Inmitten der Schar ist einer
blassen Angesichts und still,
umringt von allen, groß und klein,
wie Honig von Insekten.

Der Traurige, schwertumgürtet,
auf der Schulter den Schild,
hat vor sich Zweie knien, barhäuptig,
ihm Schalen reichend, dunkles Bier
aus großen Schüsseln schöpfend.
»Trink, Mindia«, sagen sie,
»gut ist das Bier,
von Hopfen, voller Heil,
sprich doch ein Wort zu uns,
um Gottes Willen,
verständlich ein georgisch Wort!«

»Was kann ich Trunkener, ihr Männer,
euch denn sagen, der Trank
hat mir den Geist bezwungen,
das Reden sei für später aufgespart,
so mir der Tod noch Zeit läßt...«
Und hob die Schale
und leerte sie im Zuge.

Nach der Gefangenschaft
wieder daheim, war es ihm süß,
unter Brüdern zu sein,

und wie die andern ward auch er
vom vielen Biere trunken.
 Über diesen Mindia ging
 ein unfaßbar Gerücht:
 Zwölf Jahre sei er
 in den Händen der Kadshi¹ gewesen.
 Gefangen und fern der Heimat
 zu sein, das bedrückte ihn sehr.
 Die Zeit floß dahin, viele Ostern
 und Weihnachtsfeste vergingen,
 doch Mindias Gefangensein,
 das nahm kein Ende.
 Die Sklaverei schmolz ihm das Herz,
 die Seele wollte dem Leib entfliehen,
 Erinnerungen überkamen ihn
 an seine tiefverschneiten Berge,
 die abgrundfinsternen Schluchten,
 die steinigten Pfade,
 an seine Eltern und Geschwister,
 die sein Geschick beklagten,
 an seine schlichte Hütte,
 die ihm als Paradies erschien.
 Inbrünstig flehte er oft
 zum Gotte des Heiligtums,
 er möge ihnen beistehen.

Doch endlich sagte er sich,
 es wäre besser zu sterben.
 Er sah den Topf über dem Feuer
 mit dem Essen der Kadshi darin,
 er wußte, sie pflegten Schlangen
 zu kochen als Speise für sich
 und daß ihre Art es ertrug,
 von solchem Fleische zu leben.
 Für ihn aber, dachte er,
 würde es voller Unheil sein.

Er nahm ein Stück, voll Ekel,
 und aß es wie ein Dieb,
 da aber schaute voll Erbarmen
 der Himmel auf den Gefangenen herab.
 Von neuem erstand das Leben in ihm,
 in einem neu gestärkten Leibe,
 gleich einem Blinden oder Tauben
 ging ihm die Schau des Herzens,
 der Augen Hellsicht auf.
 Von diesem Tage an verstand er,

was ihm die Vögel sangen,
und bei Pflanzen und Tieren
 ihre Freuden und Qualen.
 Was immer der Allmächtige
 an Beseeltem oder Unbeseeltem schuf,
 scheint eine Sprache zu haben
 und uns nicht fremd zu sein.
 Dies fühlte der Gefangene,
 erstaunt ob seines Wesens Wandlung,
 er hatte erfaßt, daß dies Essen
 die Kadshi sehend gemacht.
 Sie waren mit der Schlange Weisheit
 begabt, und wenn's ihn ekelte,
 redeten sie ihm alsbald zu:
 »Mindia, iß auch du!«
 Von da an hatte der Gefangene
 der Kadshi Weisheit erkannt,
 und es begannen mit ihm zu reden
 Himmel, Mutter Erde und Wald.
 Das Böse nur faßte
 in seinem Herzen nicht Fuß,
 sonst aber erlernte er
 der Kadshi Künste alle,
 vor nichts mehr hatte er Angst,
 auch nicht vor Blitz und Donner.
 Die Kadshi waren voller Zorn,
 als sie sahen, daß der Bauer
 Weisheit gewonnen!
 Nicht länger schreckte ihn mehr
 die Gefangenschaft,
 noch der Kadshi Künste,
 und er wartete nur noch darauf,
 heut oder morgen
 ihnen mit dem Fuß
 einen Tritt zu erteilen.

Blitzschnell wie eine Kugel,
 betörend klug, der Schlange gleich,
 ein Trost in Not,
 ward Mindia einst vergöttert
 vom ganzen Land der
 Pschawen und Chewsuren.
 Sogar Tamar, die Königin,
 sie pflegte stets zu sagen:
 »Wenn ich nur Mindia habe

und mit ihm der Berge Volk,
kann mir kein Feind etwas anhaben,
wie sehr er es auch wollt!«
Er kannte alle die Schliche,
wie einen Feind zu besiegen
und wie ihn zu vernichten.
Und fand er einen Verwundeten zur Zeit,
brauchte dieser den Tod nicht zu fürchten,
selbst einen, der entzweigeschlagen,
heilte noch seine Arznei ohnegleichen.
Deshalb wurde sein Heer
nicht geringer im Kriege
und stets hatte er der Krieger viele.
Weithin drang die Kunde
von dem, was Mindia vollbracht.

*

Wenn das Land
im Lenz erwacht,
Lust und Freude
wandeln allenthalben,
zarte Knospen sprossen,
Blumen schmiegen sich ans Gras,
wandert Mindia voller Eifer
über Berg und Tal.
Er begegnet allen Pflanzen,
dem Gewürm, mit einem Gruß,
und auch die Natur
mit reich geschmückten Fahnen
ruft ihm »Du sollst leben!« zu.
Die Blumen mit gereckten Hälsen
zum Malen so schön
flüstern ihm vereint
»Es lebe Mindia!« entgegen.
Die Bäume bewegen die Blätter,
die Pflanzen beginnen zu wogen
und eine nach der anderen
ihre zarten Stimmen zu erheben:
»Ich bin Arznei für dieses!«
und andere: »Ich für jenes!«
Mindia pflückt sie, nimmt sie mit,
noch feucht vom Tau des Morgens.

Der Blumen Art scheint es zu sein,
nur Kranke heilen zu wollen
und ihre eigenen vom Leben verwöhnten

Leiber nicht zu schonen.
Es ist ihnen Freude, Elenden
und Kranken zu helfen.
So scheint der Blumen Art zu sein,
den Bäumen dagegen kommen Tränen,
nur Mindia versteht
ihr Klagen und Stöhnen.
Darob wird ihm
sein Leben bitter schwer.
Kam er zu einem Baume
mit der Axt und sprach:
»Ich muß ihn fällen!«
vernahm er im Augenblick,
da seine Axt ihn traf,
des Baumes stöhnende Stimme
»Töte mich nicht, mein Mindia.
verdunkle nicht meine Sonne!
Willst du mich armen Baum bewingen,
nur weil ich wehrlos bin?«
Die Arme sanken ihm herab
und seine Augen blickten
starr zum Himmel.
Er wandte sich zu einem andern Baum,
doch dieser hob noch heftiger
zu stöhnen an.
Er kehrte heim mit leeren Händen,
vermochte kein Holz mehr zu bringen,
und daß im Herde
die Gluten nicht erlöschen,
verbrannte er Heu und Stroh
und dürre Halme, und nahm gar
zu Hilfe getrockneten Dung.
Auch wenn er dürre Reiser fand,
verschmähte er sie nicht.
Und dennoch dankte er Gott
des Morgens und des Abends.
Den andern riet er: »Ihr Männer,
begeht doch keine Sünde,
fällt keine Bäume mehr,
wir wollen mit dürrn Halmen,
trockenen Reisern uns begnügen.«
Doch keiner hörte auf ihn,
sie nannten solchen Rat Gefase:
»Gott hat die Bäume erschaffer,
daß wir sie nützen und gebrauchien!«
Und also scheut sich noch heute keiner,
die Espen und die Buchen zu erschlagen.

Sobald das Korn geerntet wird,
 scheint Mindia¹ irf
 und wie von Sinnen.
 Bald schneidet hier er
 einen Halm, bald dort,
 mit aufgerissenem Hemd
 zerstampft er das ganze Feld.
 Er rupft und schneidet alles kahl,
 bis ihm die Kraft im Arme fehlt,
 gleich einem Kreisel ruhelos am Werk,
 und wenn Erschöpfung ihn befällt,
 wirft er der Länge nach
 sich auf das Feld.
 Fragt ihr: »Was fällt dir ein?«
 gibt er zur Antwort drauf:
 »Was sagt ihr da, ihr Männer,
 ihr könnt es nicht verstehen,
 darum mißfällt euch mein Benehmen.
 Ihr könnt ja gar nicht wissen,
 wie sehr die Ähren mich anflehen.
 Ihr müßtet wissen, müßtet sehen,
 wie alle Ähren ihre Hälse recken,
 zu hunderten und tausenden,
 von allen Seiten ihre Stimmen
 laut erheben und mich,
 den mit der Sichel in der Hand,
 als ihren Gott ansehen:
 ›O Mindia, schneide mich zuerst!
 Du Guter, laß mich nicht stehen!‹
 ›Nein, mich‹, ruft eine andere,
 ›mich schreckt der Himmel mehr!
 Wenn ich die kleinste Wolke seh,
 wird mir ganz schwach im Leibe!
 Weh mir, wenn mich der Hagel träfe,
 mit seinem Dolch
 durchschnitte meine Kehle!‹
 Und eine andere schreit noch mehr:
 ›Lasse mich nicht zurück
 und zeige, was du kannst!‹
 Sie bringen mich von Sinnen
 mit ihrem Geschrei
 und vor Erbarmen
 noch um den Verstand.
 Obwohl ich es versuche, kann ich
 sie alle nicht erreichen
 mit zwei Händen und zwei Augen nur
 und werde selbst wie einer, den man

mit Wasser neu beleben muß.
 Das Kornfeld fürchtet den Hagel,
 die Menschen wären ohne Nahrung,
 wie könnte zudem die Sichel
 das Feld so verwüsten wie der Hagel?
 Die Menschen zu nähren,
 schonen sich die goldenen Ähren,
 sie wollen nicht nutzlos verfaulen,
 Krähen und Milan zum Fraße werden.
 Daher kommt ihre Eile,
 daß man sie mähe,
 daher schreien sie alle vereint,
 sie wollten zu Broten werden,
 damit sich an ihnen
 die Hungrigen nähren . . .
 So laßt uns auf der Verstorbenen
 Seligkeit trinken,
 die himmlischen Mächte beschwören!«

*

Die Chewsuren feierten ein Heiligenfest,
 sie tranken Bier und zechten.
 Zahllose Gläubige lockte das Fest
 von Gudanis Dshwari² herbei.
 Das Volk war in Scharen versammelt,
 die Ältesten verhandelten vielerlei,
 die einen sprachen
 über anderer Erleben,
 andere erzählten
 aus ihrem eigenen Leben.
 Sie sagten von Heldentaten,
 von Flinten und Säbeln,
 und sie lobpriesen alle den
 mit dem panzerzerhauenden Schwert
 umgürteten Helden.
 Sie lauschten voll Ehrfurcht,
 wenn von heißem Kampfe
 einer erzählte,
 und endlich begannen sie auch
 des Schlangenessers Wissen zu ergründen
 und die von ihnen, scheint's,
 als Holzfäller und Mäher
 begangenen Sünden.

2. »Kreuz von Gudani«, Heiligtum in Chewsu-
 rien.

Tschalchia sprach zur Versammlung:

»Ich staune über eure Gedanken,
schon früher habe ich oft gesagt
und werd' es heute wieder sagen:
Wenn Bäume und Steine reden könnten,
warum denn haben wir es nicht gehört?
Nur um uns etwas vorzumachen,
hat Mindia diese Mär erzählt.
Sind wir nicht Menschen
seinesgleichen
und haben wir nicht Ohren,
wie ich meine?!

Ich sage dies nicht im Geheimen,
er selber kann es hören,
und ob ich nicht die Wahrheit sage,
mag er in seinem Herzen überlegen.
Gut, sagen wir, es sei richtig,
Mitleid zu haben mit Bäumen,
Lebewesen, Gras und Steinen
doch einen Menschen töten,
ist weit schlimmer,
und wäre er aller Feind.
Dann dürften wir
auch keine Menschen töten,
und hört nun gut, was ich euch sag:
Ich sah, wie Mindia Berge
von seinem Schwert erschlagener Feinde
häufte,
warum begeht er dies,
wenn doch der Glaube
das Töten nicht erlaubt?
Wir aber töten den, der uns
die Freiheit rauben will,
das Land uns nimmt, die Gattin,
und unsere Glaubenssätze stört.
Dann wird es auch Gott nicht
als Sünde anseh'n, daß wir die Hand
gegen den Feind erheben
und daß wir, um zu leben,
Buchen und Ulmen fällen.«

»Nein, Tschalchia hat recht,
Mindia ist wahrhaft ein Lügner,
tausenderlei Lügen hat er
vor unsern Augen aufgehäuft«
murmelten einige im Volke
zaghaft und schwach.

»Wollten wir solchen Gedanken gehorchen,
weh uns, was würde aus unserem Leben?
Was sollen wir als Sünde betrachten,
was vor Gott nicht als Sünde gilt?
Wenn Mindia das Volk also belehrt,
so tut er wahrlich schlecht daran.
Von unseren Besten erwarten wir stets.
daß sie uns helfen und beistehen,
und nicht, daß sie uns schaden
und unser Leben vernichten!«
Und so war die einhellige Meinung
all der versammelten Chewsuren.

Auch Mindia saß unter ihnen,
aus seinen Augen traten Tränen.
Keiner begriff, warum er
in seinem Herzen also litt.
Den Blick zur Seite gewandt,
vernahm er nicht des Volkes Gerede
und fand erst wieder zu sich,
als Berdia ihm sagte: »O Mindia,
was leihst du uns kein Ohr,
warum denn weinst du nur?
Zwar erstaunt es mich nicht bei dir,
noch wundert es mich bei andern,
doch wird die Trauer im Nu
sich neunmal in Freude verwandeln.«
Und alle die Chewsuren
wandten ihr Antlitz Mindia zu...

»So sag doch«, bat ihn Berdia wieder,
»welcher Kummer dich so bedrückt?«

»Diesen Vögeln da höre ich zu«,
und Mindias Hand wies auf zweie,
die mit hängenden Flügeln
unter einer Esche
auf einem Steine saßen.
»Einer erzählte dem andern
vom Tode ihrer Jungen.
Links sitzt die Mutter
und rechts, der Erzählende,
weh, ist der Vater,
der gebrochenen Herzens
seine Kinder beweint.«

Da schaute zu den Vögeln
~~die Schar der Chewsuren hin.~~
 Und da gerade schien's, als würde
 einer der Vögel von Ohnmacht erfaßt,
 er sank vom Stein
 und ihm entschwand die Seele.
 Welcher der beiden verschied,
 das zu verstehen, war keine Frage!
 Die Chewsuren sahen einander
 mit aufgerissenen Augen an,
 ob denn ein solches Wissen
 aus menschlicher Macht geschah?
 Nun glaubten sie an Mindias Wissen,
 das klar vor aller Augen stand,
 doch dem, was ihr Herz empfand,
 vermochte ihr Verstand nicht zu folgen:
 Sie mähen Gras wie eh
 und töten Wild
 und nähren mit Holz
 das Feuer im Herde!
 Ach, sagt mir doch, was vermöchte wohl
 dem Fuchse das Hühnerfleisch
 zu verleiden?
 Und wer setzt sich an einen Herd,
 auf dem er keinen Baumstrunk sieht?

*

Wie oft waren die Chewsuren
 gegen Lesgier, Perser, Khisten
 und Türken zu Felde gezogen,
 und immer waren die Tapferen
 siegreich nach Hause gekehrt.
 Kartliens Grenzen waren erstarkt,
 dem Feinde das Leichentuch genäht.
 Den Feind zu überwinden,
 was kann ein Volk
 sich Besseres wünschen?
 Solange Mindia ihr Führer ist,
 haben die Chewsuren
 nichts zu befürchten.
 Niemand wagt es, sie anzugreifen
 und Friede herrscht allseits.
 Glücklich jener, dem das Land
 sich dankbar erweist.

*

Hoch über jäher Felswand steht
~~ein Haus, des Dach~~
 sich an den Himmel lehnt,
 umringt von der Berge
 hochturmender Leiber Gewalt,
 die schneeübertüncht ragen
 in ungebrochener Kraft.
 Hast du sie einmal so geschaut,
 sehnt sich nach ihnen stets dein Aug.
 Doch schöner sind sie noch,
 wenn sie wogen von Grün,
 wenn die Sonne
 auf die Brust ihnen scheint,
 die Lawine tosend niederbricht,
 die Schluchten zu husten beginnen,
 als hätten sie die Schwindsucht,
 ist ihre Schönheit
 dennoch vom Himmel geweiht.
 Oft streicht über ihr Haupt
 seufzend ein kühler Wind
 und schwarze Wolken zünden
 im Lenz mit dem Feuerstahl.
 Keiner pflügt dort mit dem Pfluge
 noch sät einer je Saat,
 nur Steinböcke ziehen vorüber,
 wetzen am Fels ihr Gehörn.
 Und die jähren Felswände
 mit finsterer Stirn
 in Abgründen wurzelnd
 denken weder an Seele,
 noch fressen sie Aas,
 ohne Gruß, ohne Zärtlichkeit
 schauen sie grimmig hernieder.

Am Hause steht ein Turm
 vom Rauche rußgeschwärzt,
 tagtäglich Schüsse
 aus Gewehren fürchtend.
 Was kann dem Armen
 Frieden gewähren?
 Solange ringsum Feinde sind,
 solange die Menschen Rache
 in ihrem Herzen tragen,
 sind auf seiner Brust die Spuren
 viel feindlicher Kugeln zu sehen!

Zorniges Schelten
 ertönt aus dem Hause,
 Worte des Zankes, der Wut.
 Viele können darinnen nicht sein,
 nach dem Ton der Rede nur zwei.
 Auf dem Herd brennt ein Feuer
 von Brennholz genährt,
 daneben sitzt ein Weib
 mit ihren Kindern,
 herwärts, ganz allein,
 ein Chewsure, der seufzt und klagt.

Der Mann:

»Wehe dem Tag, da ich dich
 zum Weibe nahm,
 bis dahin kam keiner
 auf Erden mir gleich.
 Durch dich allein, Unselige,
 ward ich unnütz und schlecht.
 Was tauge ich noch? Bin ich
 denn noch ein Mann, würdig
 unter dem Himmel zu gehen?
 Wüßte ich nur ein Mittel,
 um wieder das zu werden,
 was ich einstmal war!
 Verdorben ist mein Leben,
 ein Felsklotz taugt heute
 mehr als ich.
 Um euretwillen leide ich
 an einem Leiden, das unheilbar ist,
 um euretwillen habe ich
 am Allmächtigen mich versündigt.
 Die Kinder sogar sind mir
 zum Unheil geworden,
 um ihretwillen änderte mein Sinn,
 und also weine ich Tag und Nacht
 über die Seele, die mir verloren ging.«

Die Frau:

»Warum legst du mir
 deine Schuld zur Last,
 kam ich doch nur
 gezwungen in dein Haus?
 Du gabst mir ja den Weg nicht frei,
 wenn ich vorüberging,
 erfülltest mich mit Mitgefühl,
 wenn du sagtest: »Msia,

ich hab dich sehr lieb!«
 die Augen voller Tränen.
 Um meinetwillen eiltest du fordernd
 mit dem Schwert zu meinen Brüdern.
 So süß wie Zucker einst,
 warum bin ich dir jetzt
 so bitter geworden?
 Was klagst du, Kinder zu haben,
 was haderst du mit Gott?!
 Dein Weib und deine Kinder,
 wem willst du sie denn überlassen?
 Warum siehst du in uns den Grund,
 daß du so verändert bist?«

Der Mann:

»Deshalb, du töricht Weib,
 weil du gejammert und geklagt:
 »Die Kälte bringt meine Kinder um!
 Wie eine, der sie gestorben,
 schriest du: »Sieh nur,
 wieviel Brennholz Berdia hat
 und welches Feuer!«
 und wiesest mir als Beispiel
 fürs Leben solche Toren.
 Meinen Zorn reizende Worte
 brachtest du mir zu Gehör,
 du wolltest ein schönes Leben,
 du bukest widerliches Brot
 Und so begann ich,
 bald heut, bald morgen,
 ganz wenig nur und sachte,
 ganz nach des Fuchses Weise
 von meinem Glauben abzuweichen.
 Bald fällte ich eine Platane,
 obwohl sie mich flehend bat:
 »Was begehst du da, Mindia,
 als wärest du mein Feind?!«
 Am nächsten Tage fällte ich zwei
 und also schuf ich mir
 ein Herz aus Stein,
 damit ich fühllos werde,
 Gott bittend, daß ich's vermöge.
 Du wolltest Steinbockfleisch
 und wenn du hörtest, daß einer
 ein solches Tier erlegt,
 hast du so oft mit deiner Klage
 das Herz mir gekränkt:

»Knaben, die ohne Fleisch aufwachsen,
~~was werden sie für Helden sein?~~
 Nirgends habe ich vernommen,
 daß andere so erzogen seien!«
 Ach, warum wurde nicht,
 bevor du solches sagtest,
 Erde gestreut auf dich!
 So gab ich dir nach und erlegte Wild,
 sättigte, mästete euch mit Fleisch,
 du frohlocktest mit den Kindern,
 ich aber zermartete mir den Sinn.
 Besser als so zu werden, wär' es,
 unter dem Blitzschlag zu enden.
 Das Verlorene kann ich nie mehr finden
 mit welcher List auch immer!«

Die Frau:

»Was fällt dir denn so schwer,
 was grämst du dich so mit Gewalt?
 Die Bäume fallen, Wild zu töten, warum
 erscheint's den andern nicht als Schuld?«

Der Mann:

»Du kannst es nicht wissen
 mit deinem dünnen Verstand,
 du Geschwätzige,
 nur oberflächlich Fühlende,
 die du das Dasein allein
 dir zu Gefallen kennst!
 Hab ich nicht Grund zu trauern,
 daß von meinem Wissen
 und meiner Kraft,
 du Törlin, rein nichts mehr
 bei mir geblieben ist?!
 Ein Toter braucht nicht
 von seinem Tode zu wissen,
 er ist tot,
 was wird er sich selbst
 und sein furchtbar Geschick beklagen?
 Nenne mir ein ander Geschick,
 das bitterer wäre als meines!
 Ein solcher Toter bin ich heut,
 nur daß die andern Toten nicht
 wie ich ob ihrem Tode leiden!
 Sie ruhen in Frieden
 und fühlen nichts mit ihrem Gefühl.
 Womit kann ich dem Lande noch nützen,

da mir mein Wissen verloren ging:
~~Die Blumensprechen nicht mehr zu mir,~~ .
 auch kann ich sie nicht mehr verstehen,
 welch größeres Unglück kann ein Mensch
 noch über sich bringen?!
 Nicht mehr verstehe ich
 die Stimme der Vögel,
 noch die des Kornfelds,
 nicht mehr hab ich seither vernommen
 den süßen Gruß des Grüns.
 Doch schlimmer noch, daß ich
 auch sonst nichts mehr taue.
 Ob ich nun hier herumsitz
 oder ins Tal hinabgeh,
 einen so Nichtswürdigen wie mich
 erwirbt keiner je.

»Dem Lande bin ich nichts mehr nütze
 in dem die Feinde bekämpfenden Heer,
 weil all mein früher Wissen
 mir aus dem Sinne schwand.
 Warum ist mein Stern am Himmel
 nicht alsbald erloschen?!
 Bis heute vermochte der Feind
 aus Furcht, selbst durch die Tür,
 bei uns nicht einzuschleichen,
 doch wenn sie dies erfahren,
 da werden sie kommen und uns
 zu Staub und Erde machen
 und unsere Häuser und Wehrtürme
 in Trümmerhaufen verwandeln.
 Das will ich nicht erleben,
 auch eure Tage
 werden dann zu Ende gehen.
 Um euretwillen
 bin ich von Sinnen gekommen,
 hab meinen reinen Glauben verkauft
 Soll ich noch gar mein Land verderben,
 damit ihr am Leben bleibt?!
 Was brauche ich noch zu leben,
 was euch am Leben erhalten,
 wenn dies mein ganzes Wesen
 nicht mehr heil?
 Wie kann ich denn mein Antlitz
 hier noch zeigen?
 Und wie vor Gott bestehen?
 In aller Augen bin ich voller Schande.

vor den Lebendigen und Toten.
 Was brauche ich eine Rüstung,
 wozu ein Schwert, wenn es
 den Feind zu treffen
 jeglicher Kraft entbehrt?
 Was aus der Erde sproßt,
 ist mir ein anvertrautes Gut,
 wie kann ich da noch essen,

wie Wasser zu mir nehmen?!«

Er erhob sich und trat,
 die Arme über dem Herzen gekreuzt,
 vor die Tür, und wie sein Blick
 auf die erhabenen Berge fiel,
 begann er bitterlich zu weinen.

(Fortsetzung im nächsten Heft)

Leonhard Kossuth

Ilia Čavčavaže – unser Zeitgenosse

Als seien Jahrzehnte vergangen, seit ich in Georgien an den Feierlichkeiten zum 150. Geburtstag von Ilia Čavčavaže teilgenommen habe – so scheint es mir angesichts der jetzigen Umwälzungen. Doch zugleich sensibilisiert sich das Zeitgefühl – was sind schon 150 Jahre vor der Geschichte? Und in der Erinnerung an 1987 wird mir Ilia, durch dessen Werk die Stürme seiner Zeit tosen, fast zum Zeitgenossen.

Einige Gäste dort, beim Jubiläum, brachten ja auch noch eine ganz unmittelbare, persönliche Beziehung zum Dichter und seiner Zeit ein. Unter ihnen Erica Garibaldi aus Italien, Direktorin der Internationalen Giuseppe-Garibaldi-Universität. Als Student hatte Ilia Čavčavaže davon geträumt, sich dem »Zug der Tausend« ihres Großvaters Giuseppe, dessen Kampf um einen unabhängigen Nationalstaat anzuschließen, hatte er der Botschaft von »Ketten, die man sprengt« sogar ein Gedicht gewidmet. – Aus England war Andrew Wardrop gekommen. Gut neunzig Jahre davor hatte sein Vater Oliver zusammen mit Schwester Marjory Wardrop Ilia aufgesucht – so nennt man den Dichter in Georgien – ; ihre später in London publizierte englische Nachdichtung des

Poems »Der Eremit« erschien nun in Tbilisi als Jubiläums-Nachdruck. – Durch keinen »Enkel« vertreten, wenn wir nicht die heutige Čavčavaže-Übersetzerin Kristiane Lichtenfeld dazu ernennen wollen, aber immer wieder genannt wurde der Schriftsteller Arthur Leist aus Deutschland (1852–1927). Auf Einladung Ilias war er 1884 zum ersten Mal nach Georgien gekommen, 1892 wurde er in Tbilisi seßhaft, und dort schuf er die ersten deutschen Ilia-Čavčavaže-Nachdichtungen, schrieb er mehrere bis heute lesbare Bücher über Georgien.

Insgesamt waren mehr als hundert ausländische Gäste gekommen, Gäste aus dreißig Ländern – inländische »Nachbarn« nicht mitgerechnet. Mit welcher eleganter Akribie analysierte der venezianische Professor Luigi Magarotto auf einer wissenschaftlichen Konferenz Ilia Čavčavažes Poem »Der Eremit«, die darin enthaltene zeitenüberdauernde Lebensphilosophie! (1883 entstanden, handelt das Poem von der Versuchung des Eremiten durch ein Hirtenmädchen und von dem tödlichen Ausgang des Zwiespaltes, in den er stürzt.) Mit welcher Leidenschaft argumentierte der malinesische Schriftsteller Albakaye Ousmane Kounta die Aktualität von Ilias Erzählung »Ist

denn das ein Mensch?«, bezogen auf seinen afrikanistischen Erlebnisbereich. Von seiner als Gastgeschenk mitgebrachten Čavčavaže-Ausgabe berichtete der japanische Verleger Komiyama Ryohei in georgischer Sprache, mochte sich das vom Tonfall her auch etwas japanisch anhören. Und »glücklich, endlich den Mtačminda – den Heiligen Berg von Tbilisi – betreten und eine Nelke auf Ilias Grab legen zu können«, nannte sich Dr. Kim Braithwaite, Lehrer für georgische Sprache und Geschichte an der Universität von Arizona in den USA; natürlich hatte auch er, wie so viele unter den Jubiläumsgästen, Čavčavaže übersetzt.

Ein Kolloquium fand in Qvareli statt, einer Weingegend hundert Kilometer östlich von Tbilisi. Dort wurde Ilia am 27. Oktober 1837 geboren, in einer turmähnlichen Burg neben dem Wohnhaus der Fürsten Čavčavaže, da das Dorf an eben jenem Tag von Lesgiern überfallen wurde; das war sechsunddreißig Jahre nach der Eingliederung Georgiens in das russische Imperium, im selben Jahr, da Puschkin im Duell getötet wurde, und siebenundzwanzig Jahre vor der Aufhebung der Leibeigenschaft in Georgien (1864/71), also später als in Rußland. Eine weitere Exkursion galt Saguramo, nördlich von Tbilisi gelegen, noch hinter der alten georgischen Hauptstadt Mcxeta. Das dortige Landgut war ein Erbteil von Olya, der Frau des Dichters, die dieser – wie im biographischen Roman »Ilia« von Aleksandre Kalandaze nachzulesen – wegen des Widerstandes der Familie gegen einen mittellosen und in öffentliche Auseinandersetzungen verstrickten Bewerber wie ihn zur Eheschließung faktisch entführt hatte. Für Ilia war dieser Ort eine Stätte der Entspannung und des literarischen Schaffens. Jetzt waren überall Tische gedeckt, als begrüße der Dichter – wie alljährlich zu Lebzeiten – selbst seine Geburtstagsgäste. Doch die meisten

Jubiläumsveranstaltungen wurden in der Hauptstadt Tbilisi abgehalten, der wichtigsten Station in Čavčavažes Biographie.

In Tbilisi besuchte er das Gymnasium, von hier aus reiste er 1857 zum Jurastudium nach Sankt Petersburg – für vier Jahre, in denen er nicht nur besonderes Interesse für politische und ökonomische Fächer an den Tag legte, sondern auch die Werke von Belinski, Tschernyschewski und anderen revolutionären Demokraten studierte, sich neben der Geschichte und Literatur Georgiens die russische Literatur zu eigen machte. Und schon seine frühen Poeme, Gedichte, Erzählungen, Aufsätze, die er zur Veröffentlichung nach Tbilisi schickte, provozierten hier durch ihre Auflehnung gegen Stagnation, gegen den Provinzialismus in gesellschaftlichen Strukturen und in der Literatur sowohl leidenschaftliche Zustimmung als auch erbitterte Verurteilung.

Vorzeitig nach Tbilisi zurückgekehrt, um Repressalien wegen seiner Teilnahme an Studentenunruhen zu entgehen, wurde Ilia Čavčavaže bald geistig und organisatorisch zu einem Führer im Kampf um gesellschaftliche Erneuerung und nationale Souveränität. Eine wichtige Rolle spielten dabei von ihm gegründete und geleitete Zeitschriften. In seine vielseitige Arbeit flossen auch Erfahrungen ein, die er als Schiedsrichter im Zusammenhang mit der Aufhebung der Leibeigenschaft und später als Friedensrichter sammeln sollte. Unter Ilias Vorsitz unterstützte die Adelskreditanstalt so wichtige kulturelle Einrichtungen wie die »Gesellschaft zur Alphabetisierung der Georgier«, das georgische Theater und das georgische Gymnasium. Der Dichter war sowohl Vizepräsident der »Kaiserlichen wirtschaftlichen Gesellschaft« als auch Vorsitzender der »Georgischen dramatischen Gesellschaft«. Herausragende Bedeutung gewann die von ihm 1886 gegründete Tageszeitung »Iveria«; sie nahm ihn so in

Anspruch, daß er sogar im Redaktionsgebäude wohnte, bis er 1902 in ein nahegelegenes eigenes Haus zog. 1906 wurde er auch Mitglied des Staatsrates in Sankt Petersburg – als Abgesandter des georgischen Adels, aber mit dem erklärten Ziel, dort »die Interessen ganz Georgiens und aller Georgier« zu verteidigen.

Als Patriot und »Separatist« trotz Bekenntnis zur staatlichen Einheit mit Rußland von der zaristischen Geheimpolizei seit langem observiert, wegen seiner sozialen, auf gesamtgesellschaftliche Interessen orientierten Haltung vor allem von konservativen Teilen des georgischen Adels angefeindet, stieß er auch bei den aufkommenden Sozialdemokraten auf Ablehnung: Sie, die »Jungen«, warfen ihm vor, als Bankier, Gutsbesitzer und Nationalist dem Klassenkampf im Wege zu stehen. »Die Sozialisten«, so heißt es in dem bereits erwähnten Roman von Kalandaze, »sahen in Ilia Čavčavaze einen Feudalen, die Feudalen einen Sozialisten.« Ein bis heute nicht voll aufgeklärtes Komplott führte am 30. August 1907 zu Ilias Ermordung; die Mörder hatten ihm auf seinem Heimweg von Tbilisi nach Saguramo aufgelauert.

Nun, Jahrzehnte nach seinem Tod, wurde nicht nur in den ehemaligen Redaktionsräumen der »Iveria« eine große Fotodokumentation seines Lebensweges eröffnet, sondern vor internationalem Forum sein Werk neu gesichtet. Als deutscher Konferenzteilnehmer konnte ich in meinem Beitrag nicht an einem Gedicht vorbeigehen, in dem er sich – selbst ein Verehrer, zum Teil auch Nachdichter Lessings, Schillers, Goethes, Heines – von Goethes Ballade »Der Sänger« abhob. Nicht »dem Vogel gleich« singe er, bekennet er programmatisch, sondern: »Gott befrag ich, die Zukunft schon/ meinem Volke vorzudenken.« (»Der Dichter«, 1860) Vor allem stellte sich mir natürlich die Frage, was Ilia – über die wenigen

neuen Nachdichtungen in einer deutschen Anthologie georgischer Poesie hinaus – dem deutschen Leser heute noch zu sagen hätte.

Schon in seinem ersten großen Poem »Vision«, 1859 in Sankt Petersburg geschrieben (Endfassung 1872) läßt Čavčavaze einen aus dem schneebedeckten Qazbegi als Erscheinung hervortretenden »geheimnisvollen Alten« brennende soziale Fragen wie die Leibeigenschaft oder den Verlust der nationalen Souveränität Georgiens nicht nur in historische nationale Dimensionen stellen, sondern sie an höchsten Menschheitsidealen messen. So macht er gerade die eigene Bezauberung durch die Naturschönheiten seines Landes, den eigenen Nationalstolz zur Quelle einer kompromißlosen Kritik an den Zuständen und an seinen georgischen Zeitgenossen. Die Kundgaben des »Alten«, der sich als Georgiens »unsterblicher Geist«, als sein »beteiligter Weggefährte« bezeichnet, gelten, zu aphoristischen Verallgemeinerungen tendierend, einer in stetem Wandel begriffenen Wirklichkeit, bewegen den Leser gerade damit über Zeit- und Ländergrenzen hinweg. – Dem Genre des Poems blieb der Dichter auch weiterhin treu, wobei sein letztes Poem, »Der Eremit«, zu einem neuen Höhepunkt wurde.

Über die ersten Prosawerke Ilia Čavčavazes – etwa zugleich mit den frühen Poemen entstanden – schrieb der Zeitzeuge Arthur Leist unter Verwendung der deutschen Namensform für Ilia: »Erst Elias Tschawtschawadse legte mit seinem »Kazia adamiani?« (Ist das ein Mensch?) die eigentliche Grundlage zur georgischen Erzählkunst. Dieses zu Anfang der sechziger Jahre erschienene Werk klang wie ein Weckruf zu einem neuen Leben und rüttelte die in ihren feudalherrlichen, mittelalterlichen Schlummer versunkenen Landsleute des Dichters zu einem bitteren Erwachen auf.« Insgesamt sind –

neben »Notizen eines Reisenden« (1861/71), »Am Galgen« (1879) – vor allem drei große Erzählungen hervorzuheben.

Die »Erzählung eines Bettlers« (1859), eine der beiden frühen, ist als Lebensbeichte des Leibeigenen Gabriel angelegt, der zum Räuber geworden ist, nachdem sein Gutsherr, Recht durch Willkür ersetzend, seine Braut geschändet und dazu weitere Unmenschlichkeiten vollbracht hat. Ein solches Sujet – hier erwächst es aus den Traditionen eines stolzen Bergvolkes, heute würden wir es auf ausweglosen individuellen Terror zurückführen – muß dem Autor sehr am Herzen gelegen haben; einem ähnlichen widmete er ein Jahr später auch sein Poem über den edlen Räuber Kaķo. Aber seine eigentlichen Dimensionen bezieht die Erzählung aus der Rolle, die für den Bettler – auch im Rückblick auf sein ganzes Leben – ein seiner Mission verpflichteter Geistlicher spielt; sie beeindruckt durch eine humanistische Sicht auf menschliche Beziehungen und Werte, die soziale Veränderungen geradezu fordert. – Auch in der Erzählung »Otar's Witwe« (1887), die knapp dreißig Jahre später entstand, löst tragische Liebe den eigentlichen Konflikt aus. Der Unfall-Tod des Bauernsohns Giorgi, der den Hof seiner unabhängigen und stolzen Mutter verlassen hat, um als Knecht des Fürsten Arčil dessen Schwester Keso nahe zu sein, ohne daß diese seine Gefühle auch nur ahnte oder ernst nehmen könnte, gibt seinem durchaus intelligenten fürstlichen Herrn Anstöße zu Erkenntnissen: Für sie und ihresgleichen sei die »Brücke« zu den Bauern und deren von Arbeit erfülltem Leben längst eingestürzt, und ein weiter Weg aus »Tränen und Qualen« stünde ihnen bevor, ehe aus den Trümmern eine neue Brücke entstehen könne. Die Brücken-Metapher, Ausdruck eines wichtigen Elements seiner

Gesellschaftskonzeption, findet sich auch in anderen Werken von Ilia Čavčavaže.

»Keine Liebestollheit, keinen Meuchelmord« gibt es in der Erzählung »Ist denn das ein Mensch?« (1858/63), so heißt es da schon zu Beginn. Als meisterliches Frühwerk des Autors – und als seine einzige Groteske – entstand sie in der Endzeit der Leibeigenschaft in Georgien. Mit welchem Einfallsreichtum, welcher ironischen Bewunderung und Wärme gestaltet Ilia Čavčavaže die in ihrer Anmaßung und Dummheit komischen Selbstwertäußerungen von Fürst Luarsab Tatkarize und Fürstin Darežan! Die in der Originalüberschrift gestellte Frage beantwortet sich da, wo jeder Dialog zum Scheindialog wird, jede Handlung, sogar Brautwerbung und Hochzeit zum Schwank geraten, von selbst. Einen I-Punkt auf den Ausdruck sozialer Überlebtheit der Noch-Leibeigenenherren setzen die nachsichtig-spöttischen Repliken der Noch-Leibeigenen, als Luarsab und Darežan die »Hellsicht« der Wahrsagerin bestaunen.

Dennoch ging es Ilia Čavčavaže nicht um sonderbare Ausnahmeerscheinungen in der Gesellschaft. »Unverkennbar ein Georgier«, spitzt er immer wieder satirisch zu. Vergleiche des von ihm geschaffenen Typs mit anderen – etwa Gogols »Altväterlichen Gutsbesitzern« oder, neunzig Jahre darauf Mixeil Žavaxišvilis »Die Gefangenen Žaqos« –, Vergleiche auch der Umstände, die einen solchen Typ entstehen lassen, bieten sich an. Der Autor selbst diagnostiziert in der Erzählung: »Zufriedenheit ist die tödliche Krankheit des Menschen.« Damals verwendete man dafür noch nicht den Begriff »Stagnation«. Wie sehr Čavčavažes Sensibilität über alle Grenzen hinweg einer als Prozeß verstandenen Geschichte galt, sollte wenig später seine poetische Reaktion auf den Sturz der Pariser Kom-

mune 1871 bezeugen: »Wieder hält das Alte... den Weltenlauf an... «

Zu Ilias Jubiläum gab es auch eine seinem Leben und Werk gewidmete Kunstausstellung. Inmitten der politischen Kämpfe stehend, war er schon zu Lebzeiten mit Karikaturen bedacht worden, zum Beispiel von dem Georgiendeutschen Oskar Schmerling. Die erste Sammelausgabe seiner Werke 1914 hatte der Georgienpole Henry Hryniewski künstlerisch gestaltet, und sie zählt bis heute zu den schönsten. Mittlerweile gibt es Illustrationen sehr vieler georgischer Künstler, zu besichtigen in mehreren Museen von Tbilisi, in Saguramo, in Qvareli. Besonders zahlreich sind die Grafiken zu »Ist denn das ein Mensch?«, und ich hatte das Glück, die Arbeiten von Dimitri Eristavi in dessen Atelier betrachten zu können. 1931 in Tbilisi geboren, hat Eristavi die dortige Staatliche Kunstakademie absolviert, lehrt jetzt selbst an deren Fakultät für Grafik und hat sich als Maler, Buchillustrator, Filmbildner über die Grenzen seines Landes hinaus einen Namen gemacht.

Schlendert man den breiten, einige Kilometer langen Čavčavaže-Prospekt entlang, so findet man ein überraschendes Bildnis von Ilia Čavčavaže: sein Kopf vor

einem golden strahlenden Mecaillon, so daß es aussieht, als habe er einen Heiligenschein. Und tatsächlich, dieses zum 150. Geburtstag des Dichters enthüllte Denkmal spielt darauf an, daß in die georgische Nationalkirche heiliggesprochen hat. Indessen läßt sich schon von Ilias Frühwerk ein Bogen zu diesen Bildnis schlagen – war doch der Bettler, nach dem die erste Erzählung benannt ist, bereits jenem Geistlichen begegnet, der ihm nicht nur »das Antlitz einer Ikone« zu haben schien, sondern dann zum Leitbild fürs Leben werden sollte! Seinem dort postulierten und durchaus irdischen Ideal ist Ilia Čavčavaže, seit langem als »Vater der Nation« verehrt, selbst gefolgt.

Welche Stellung würde Čavčavaže im Georgien, in der Welt von heute beziehen? Welche Zukunft würde er – Gott befragend – heute seinem Volk vordenken? Damit der deutsche Leser einen Blick in die geistige Welt Ilias werfen kann, hat Kristiane Lichtenfeld die Erzählung »Ist denn das ein Mensch?« aus dem Georgischen übersetzt; unter dem deutschen Titel »Die vertauschte Braut« und mit zehn Grafiken von Dimitri Eristavi soll sie eines Tages als Buch erscheinen. Das vorliegende Heft der »Georgia« bietet Proben von beidem (Taf. 5–6).

Ilia Čavčavaže

Der Dichter

Lied, mein Lied, nein, ich sing es nicht
dem Vogel gleich, dort im Blauen.
Mag er zwitschern – wozu soll ich
mit Wohllaut die Welt erbauen?

Gewiß, weiht auch der Himmel mich –
das Volk muß mich lehren, lenken.
Gott befrag ich, die Zukunft schon
meinem Volke vorzudenken.

Opferflammen wie vom Altar
mir heiß aus dem Herzen schlagen –
daß meinem Volk ich Bruder sei
in Lust und in Trauertagen;

auf daß sein Schmerz die Seele mir
als mein eigener Schmerz bedränge,
sein Glück als wie sein Unglück auch
das starke Herz mir versenge.

Wenn Funken mich vom Himmel erst
mit heiliger Glut erfüllen,
werd ich singen, und dieses Lied
wird des Volkes Tränen stillen.

(Nachdichtung: Leonhard Kossuth)

Ilia Čavčavaže

Ist denn das ein Mensch?

(Taf. 5–6)

I
Fürst Tatkaridses Anwesen war ein
Schmuckstück. Der Leser stelle sich in
einem mittelmäßigem Dorf ein offe-
nes Tal vor, und inmitten dieser Senke
einen zweigeschossigen Bau aus Feld-
steinmauerwerk. Die Geschosse waren
folgender Art: unten befand sich der mit
Rebenreisig gedeckte Marani, an dessen
Rückwand lehnte das einzige, von einer
Galerie mit Geländer gesäumte Zimmer.
Am Geländer klebte schwalbennestartig
ein Bretterverschlag, er diente zum Ver-
wahren des Bettzeugs. Etwas abseits stan-
den ein Holzhäuschen, welches den in die

Erde versenkten Brotbackofen, den
Tone, beherbergte, und dahinter die Vor-
ratshütte, auf die sich der nur einkamme-
rige Maisspeicher stützte, ein kläglich
Anblick! Auch ein Gärtchen war da, von
einem Lattenzaun umschlossen. Dicht am
Zaun schimmerte ein altes Strohbüch-
chen, das die Zeitläufte tief zur Erde ge-
beugt hatten – es schien, als habe sich das
Büchchen in den Schatten zur Ruhe legen
wollen, sei aber, jäh vom Hexenschuß ge-
troffen, mitten in der Bewegung erstarrt.
Der Hof dieses Fürstensitzes erstreckte
sich beträchtlich in die Breite und in die
Länge. Ein alter Flechtzaun umfriedete

ihn, darin klafften mancherorts Lücken, doch dem derzeitigen Besitzer kam es nicht in den Sinn, irgend etwas auszubessern. Unverkennbar ein Georgier!

Den Zaun unterbrach eine riesige Tor-einfahrt, jedoch einer der Torflügel hing – wohl schon das zweite Jahr – so jämmerlich an einer Angel, daß es aussah, als hielte der Pfosten ihn gepackt, um ihn zu verprügeln, er aber wolle nur eilends entweichen. Gleich neben dem Tor lag eine wahrhaft geräumige Tenne, der Strohhaufen darauf nahm ihre gesamte Südseite ein und stieß gar gegen die Scheune. Ach, was für eine komische Scheune das war – so dümmlich-ersonnen, mit schiefer Schulter steht nur eine Gans da, die sich den Flügel gebrochen hat.

Im Knabenalter konnte der Verfasser mancherlei Kurzweiliges um solche Strohhaufen her beobachten: Sorglose Schweine veranstalteten hier, unter betörendem Gegrünz, Schmausereien, viele Male durchstöberten ihre weichen Rüssel den duftenden Berg, mit solchem Eifer und Feingefühl, daß einem kein Zweifel blieb – dies waren wirklich Schweine. Und dann ihre Späße, ihre Zärtlichkeiten! Ach, unbeschreiblich. Wohlgefällig stupsten die Schweine einander immer wieder mit dem Rüssel. Und das Gequieke dabei! Solcherlei kosende Püffe pflegte unser Bauersmann seinem frisch heimgeführten Eheweib zu verabreichen. Jemand hat einmal gesagt: »Die georgische Liebe drückt sich in Schmähungen aus«, ich hingegen behaupte, daß ein Puff noch eine scherzhafte Zärtlichkeit ist. Auf der Behörde freilich verhält sich das anders: dort wirken Püffe belehrend und haben die Kraft von Argumenten. Aber darum soll es hier nicht gehen.

Der Hof in seinem Innern starrte vor Schmutz wie das Herz eines alten Beamten. Viel Geschick war nötig, um zum Hausherrn vorzudringen, ohne sich über

und über zu besudeln und mit den feinsten Düften zu behaften. So weit zum äußeren Anblick, doch nun, meine Herrschaften, wollen wir uns zu Fürst Tatkaridse ins Haus begeben.

Übrigens, Vorsicht empfiehlt sich dabei. Der Fußboden nämlich besteht aus Ziegeln. Das an sich wäre nicht schlimm, doch fehlt hier und da ein Ziegel, und an seiner Stelle lauert ein Loch. Darum muß man die Augen aufsperrn, denn wehe, wenn der Fuß in solch ein Loch gerät – das wünscht man keinem Feind! Entweder bricht man sich den Hals oder aber das Bein. Freilich bittet der Hausherr viele Male höflichst um Verzeihung, doch wie jedermann weiß, vermögen Entschuldigungsworte den Hals nicht zu kurieren, und auch für ein gebrochenes Bein sind sie keine Wundermedizin. All den Gefahren ließe sich noch entinnen, wäre das Zimmer beleuchtet, doch o je, das ist nicht so. Zwar gibt es zwei Fenster, die um einiges größer als Schießscharten sind, dennoch ist das Zimmer dunkel, weil nämlich ein besonders findiger Mensch, anstatt in die Fichtenholzrahmen Glas einzusetzen, diese mit gefettetem Papier beschlagen hat. Wie das Sprichwort sagt: »Schlauheit geht über Kraft, man muß nur einfallsreich sein.« Was aber den Einfallsreichtum anbelangt, so kann es der gewitzteste Schwätzer Europas nicht mit einem Georgier aufnehmen.

Solcher Art Fensterausstattung begegnete ich übrigens vielerorts. Oftmals zierte das Fettpapier ein Muster, mit einer Nadel ausgestochen: bald ein Herz, bald ein Kreuz, bald eine Inschrift, wie meinetwegen diese: »Wie steigt ein Bär wohl auf den Baum, eia-eia-he!« Gewiß sind das Werke von Frauenhand. Wenn schon, was ist daran tadelnswert? Die gute Frau ist es leid, Davids Psalmen herzusagen, Trübsinn und Langeweile plagen sie, und um der Zerstreuung willen, damit der fade Tag herumgeht, setzt sie sich ans Fenster,

zieht die Brosche aus dem Kleid und widmet sich der wahrlich anregenden Beschäftigung. Wie heißt es doch: »Nutzloses Tun ist immer noch besser als nutzloses Dasitzen.«

Im einzigen Zimmer der Tatkaridse standen, einander gegenüber, zwei lange Liegen, bedeckt mit so makellosem Filz und mit so feinen Teppichen, daß, sobald die Fürstin sich vom Lager erhob, jede durchlauchtige Bewegung des durchlauchtigen Beins Ihrer Durchlaucht eine so bildschöne Staubwolke aufwirbelte, daß sich das Auge daran nicht sattzusehen vermochte. Zwischen den beiden Liegen, an der östlichen Wand, dunkelte, einem zahnlosen Greisenmund ähnlich, ein außen wie innen rußschwarzer Kamin. Mannigfaltige Dinge, bunt verstreut, zierten den Raum – schmutzstarrende, einst weiße Karabachstiefel, ein kupferner Wasserkrug mit abgeschlagener Tülle, ein speckiger Leuchter, eine kupferne Teekanne mit zerkochtem Teekraut, ein Stück gedörrten Störrückens und allerlei mehr.

II

Nun glaube der Leser nicht, das Anwesen hätte einem armen Mann gehört und sich darum in so beklagenswert verwildertem Zustand befunden – weit gefehlt, der Hausherr nannte zwei Dutzend kräftiger Bauern sein eigen, die ihm gut und gern zehn Wagen Abgabekorn einbringen konnten, dazu eine stattliche Zahl Schafe sowie an die hundert Pferde, welche ein aufgeklärter Gutsbesitzer nicht geringer schätzte als Leibeigene. So weit die beseeelte Habe. Dazu kam die unbeseelte: zwei ausgedehnte Weingärten sowie Ackerland für hundertundfünf Arbeitstage. Solch ein Besitz ist kein schlechter Schatz in der Hand eines, der ihn zu verwenden weiß. Weshalb denn war es so übel darum bestellt?, mag der erstaunte Leser fragen. Weil der Hausherr Geor-

gier war, antworte ich, überzeugt von der Schlagkraft meines Arguments. . . .

Jawohl, das prächtige Anwesen bewohnte ein Georgier. In wonniger Sorglosigkeit lebte hier Fürst Luarsab Tatkaridse, ein Mann von vierzig Jahren, mitsamt seiner Ehefrau, der Fürstin Dare-dshan.

Fürst Luarsab Tatkaridse, ein Georgier von altem Schlag, war rund und wohlgenährt wie – man verüble mir nicht den Vergleich – ein gut gemästeter Bulle. Seine Durchlaucht hatte das Äußere eines würdigen Mannes: der Kopf war so groß, daß sein Gewicht den baumstammdicken Hals tief zwischen die Schultern drückte; die Wangen leuchteten hochrot wie Apfelbacken, sehr gewinnend wirkte das dreifach herabwallende Kinn, und die stets geweiteten, blutunterlaufenen Augen erweckten den Eindruck, als würge den Mann ein Strick! Der gedunsene, weit vorgereckte Bauch sorgte für Respekt, die kurzfingerigen Hände waren fettgepolstert und behaart, klobigen Rundhölzern glichen die Beine – alles dies zusammen und jedes für sich bildete die imposante Hülle für Fürst Luarsabs »vom Himmel eingehauchte Seele«. Die Seele indessen kam nirgends zum Vorschein, wer weiß, sie war wohl in seiner Durchlaucht Fett aufgegangen. Ein Georgier mag nichts, was der Wind herbeiweht und der Wind wieder davonträgt – unser Fürst wird die »vom Himmel eingehauchte Seele« doch nicht für leeren Wind gehalten haben?

Bildung irgendwelcher Art hatte unser Fürst, Gott sei's gelobt, nicht genossen. Das Lernen hätte ja auch am Fett gezehrt. Wie oft geschieht es, daß bei der Schwindsucht des Geistes das Fleisch triumphiert und umgekehrt – wenn der Geist in Blüte steht, das Fleisch vergeht. So gelten Schwindsüchtige gemeinhin als weise Leute. Eben darum, will mir scheinen,

nahm Fürst Luarsab es nicht allzu schwer, daß er ohne Bildung war.

»Bildung ist die Pest von heute«, pflegte er mitteilend zu sagen, so als dauerte ihn die von solchem Unheil heimgesuchte Welt.

Recht hatte seine Durchlaucht: so, wie er aussah, war der Mensch ein Faß ohne Boden, Tag für Tag stopfte man Essen und Trinken hinein, und doch nie wurde es voll... Dank seiner durchlauchtigen Vernunft konnte seine Durchlaucht es an sich selbst beobachten, daß der Mensch dieser seiner Bestimmung auch ohne Bildung sehr wohl gerecht zu werden imstande war, namentlich ein Mann, der Viehherden und Leibeigene besaß – Leibeigene, die sich vom Vieh nicht sonderlich unterschieden.

»Ach, die Zeiten haben sich geändert«, seufzte Fürst Luarsab gelegentlich, »die alten Zeiten, wo sind sie hin? Seit es dieses Teufelszeug von Schulen gibt, ist es aus mit dem Georgier, jawohl. Blaß und heruntergekommen sind unsere Söhne! Sie essen nicht mehr, trinken nicht mehr, was sollen das für Männer sein? Dafür können sie lesen und schreiben, na und? Wenn ich nicht lesen und schreiben kann, bin ich deshalb kein Mann, einer, der Respekt einflößt? Ha! Mir mangelt's weder an Fleisch noch an Farbe. Lesen und schreiben – das ist doch nichts für Männer, höchstens Weiberkram. Ich lobe mir die frühern Zeiten! Früher, da hatte alles seinen festen Platz, alles steckte in der passenden Haut, jawohl! Ein gutes Pferd, ein gutes Gewehr, eine flinke Hand, und fertig war der brave Mann.«

Ach, mein lieber Luarsab! Ich weiß, du bist aufrichtig wie alle Georgier alten Schlages, aber die früheren Zeiten sehnst du herbei, ohne zu wissen, was daran Herbeisehenswertes war. Gibt es denn jetzt keine Pferde? Keine treffsicheren Gewehre? Und finden sich zu wenig flinke Hände? Das alles ist auch heute da, nur

fehlt das Herz von einst, das Feuer des Herzens, seine Opferbereitschaft fürs Vaterland, die sich des guten Pferdes und des guten Gewehrs für eine gute Sache bediente. Früher, da schmückte der Mann Pferd und Gewehr, heute schmücken Pferd und Gewehr den Mann. Gewiß, die alten Zeiten waren gut, aber sinnvoll erscheinen mir auch Besarion Gabaschwilis Worte: »Weniges zu besitzen ist besser, als vieles besessen zu haben.« Das sollten wir beherzigen und nicht länger unnütz schwätzen.

Wenngleich sich Luarsab der heutigen Zeiten wegen grämte, so strahlte doch sein Gesicht stets vor froher Einfalt. Spanne zwei Ochsen zusammen, und sie werden einander entweder in der Farbe gleich oder im Charakter, lautet ein Sprichwort, und ich fand es nirgends so trefflich verkörpert wie in Fürst Luarsabs Hause. Fürstin Daredshan nämlich, die liebwerte Gattin, war genau ihres Mannes andere Hälfte, und beide waren sie so »ein Geist und ein Fleisch«, wie es in der Heiligen Schrift geschrieben steht. Ein Paar von derselben drallen Rundlichkeit und mit derselben strahlenden Einfalt im Gesicht. Wie zwei Vögelchen lebten sie turtelnd dahin, weit weg vom Lärm der schnöden Welt.

Wenn der Hahn am Morgen krächte, schlug das glückliche Paar die Augen auf, Daredshan flog eilends aus dem Bett, indessen Luarsab, der Hätschling, meist noch genüßlich liegenblieb. Unangekleidet, sogar ohne ein Hemd auf dem Leib, rollte er sich aus dem Bettzeug auf die blanke Liege, ächzend, stöhnend und gar noch andere Laute von sich gebend. Manches Mal frönte er solcher Genüßlichkeit bis zur Mittagsmahlzeit.

Bei den Georgiern heißt es: Wessen Körper mit Haarwuchs gesegnet ist, der ist ein glücklicher Mensch. Wie wahr, denn eben aus diesem Grunde sind Tiere glücklich! Wenn es nicht stimmte, warum

leben dann so viele von uns ein tierisches ~~Dasein? Nein, Tiere sind glückliche Geschöpfe~~, glücklich wegen der Behaarung des Körpers.

Über Luarsabs sonstigen Körper läßt sich schwerlich etwas sagen, seine Brust aber war ein Schweinsborstengestrüpp – willkommene Zuflucht für allerlei zweifelhaftes Getier in Augenblicken der Gefahr, jedoch... Was heißt: jedoch? War Luarsab vielleicht nicht glücklich? Ach, hätte der Verfasser dieser Zeilen so viele Lebensjahre vor sich, wie Luarsab Neider unter den gleichaltrigen Adelssöhnen besaß! Schon allein sein Haarwuchs war Grund genug dafür, von anderem ganz zu schweigen. Was also konnte Luarsab beklagen? Fehlte es ihm an Fleisch, an Farbe? Raubten ihm, wie manchem Unglücksraben, sorgenschwere Gedanken den Schlaf und verdarben ihm den Appetit? Keineswegs, er sah rund und rosig aus, und er aß, trank und schlief ohne Not. Was mehr kann ein Georgier sich wünschen, der Glück und Unglück am Haarwuchs mißt und dessen Schicksalsaufgabe es ist, sein Lebtage mit der Mütze Fliegen zu jagen?

Mein Leser langweilt sich doch nicht? Natürlich, er muß sich langweilen: Hier gibt es keine Liebestollheit, keinen Meuchelmord, kein sitzengelassenes Mädchen, das sich ins Wasser stürzt – kurz, es fehlt an allem, was eine zur Unterhaltung geschriebene Geschichte würzt. Wie also soll sich der Leser nicht langweilen? Doch will ich ihm sagen: Nicht zu des Lesers Zerstreuung ist meine unschöne Geschichte verfaßt. Nein, sie soll ihn nachdenklich machen, und wenn er Langeweile und Verdruß verspürt, dann ist es gerade recht, weil nämlich Verdruß und Nachdenklichkeit zusammengehören wie Bruder und Schwester. Ich will, daß nicht der Mangel an Unterhaltsamkeit den Leser verdrießt, sondern daß das, wovon er liest, ihm zu denken gibt. Sollte meine

unschöne Geschichte dazu taugen, so ~~kann und will ich mehr nicht verlangen~~, mein lieber gelangweilter Leser! Und falls sie nicht dazu taugt, was kann ich noch tun? Mein einziger Trost wird sein, daß »nutzloses Tun immer noch besser ist als nutzloses Dasitzen«. Der gute Spruch hat schon manchen Untüchtigen gestärkt, also klammere auch ich mich an ihn.

Wenn Luarsab den oben beschriebenen Wonnen frönte, konnte er es nicht aushalten, wenn jemand sein Dasein störte, das heißt sein feierliches, hoheitsvolles Hin- und Herrollen auf der Liege. Ihm mißfallen Gäste, tadelten ihn die törichten Leute, aber wenn dem so war, dann doch nicht aus Geiz! Wie kann einer so etwas denken. Verträgt sich vielleicht Geiz mit einem Georgier? Feuer und Eis verzehren doch einander, nicht wahr? Nein, wenn der Hausherr keine Gäste mochte, dann nur darum, weil er ihretwegen aufstehen und sich ankleiden mußte. Aufstehen, das wäre noch gegangen, das hätte Luarsab nicht so sehr erschreckt, doch war es sein Tod, sich ankleiden zu müssen. Den Sommer verbrachte er am liebsten in Hemd und Unterhosen, wenn es nach ihm ging, wenn aber nicht – was blieb ihm übrig. Im Winter zog er immerhin einen Pelz übers Hemd, sobald hoher Besuch kam, zum Beispiel der Landrichter. Zu der Zeit nämlich, da meine Geschichte spielt, war der Landrichter noch ein großer Mann, heutzutage, da es die verflixten Schulen gibt, gilt er freilich nichts mehr. Früher aber, ja, da war er so groß, daß nicht viel fehlte, und man hätte das Sprichwort vom adligen Gast auf den Besuch des Landrichters umgemünzt. Etwa so: Wenn der Richter ist dein Gast, merke dir, das ist kein Spaß. Noch heute weiß jeder Bauer, daß der Besuch des Landrichters kein Vergnügen ist, früher aber wußte das auch der Edelmann.

Die Fürstin Daredshan war nicht so faul und träge wie ihr Gatte Luarsab – in dieser Hinsicht glichen sie einander, wie vorm Angesicht des Herrn, nur wenig. So zeigt sich, daß sie beide zwar von derselben Farbe waren, im Charakter allerdings verschieden. Sobald nämlich die Fürstin am Morgen die Augen aufschlug, fuhr sie wie ein Falke aus dem Bett, band sich Stirnband und Kopftuch um, streifte das Kattunkleid über – in der Eile bisweilen verkehrt herum – , schlüpfte in die Pantoffeln, und – hei! – rannte sie zu jenem windschiefen Strohbüdchen, in dem das Gesinde hauste, mehr schlecht übrigens als recht. Zu drollig war all die unnütze Geschäftigkeit unserer Fürstin anzusehen. Das runde, dralle Frauchen kullerte oftmals von frühmorgens an bis zum Mittag umher wie ein Wollknäuel. Zu tun gab es noch und noch: hier verdiente ein über der Näharbeit dösendes Mädchen einen ermunternden Puff, dort benötigte ein zerlumpter, schmuddeliger Junge einen Nasenstüber, damit er beim Putzen des Leuchters nicht einschlief, allorts mußte geschimpft und gescholten werden – weshalb, wußte die Fürstin oft selber nicht, doch sie fluchte, rügte, wies zurecht – kurz, alles, was sich über Nacht in ihr angestaut hatte, schüttete sie über ihre dienstbaren Geister aus, um danach müde und erschöpft ins Haus zurückzukehren. Wehe, wenn ihr da eine Bedienstete in die Quere kam – die erhielt auch einen Knuff, begleitet von dem Wunsch, daß der Blitz sie treffen möge. Vollends entkräftet erschien unsere Fürstin schließlich im Zimmer, wo sich zumeist der wie ein Weinschlauch pralle Fürst noch auf der Liege wälzte und, falls gerade Sommer war, die Fliegen an der Decke zählte. Einmal kam es zwischen den beiden zu einem überaus inhaltsreichen Gespräch. Es war mitten in der Gluthitze eines Sommertages, noch vor dem Mittagmahl, als Daredshan soeben ihr höher beschriebenes Tagwerk

verrichtet hatte und schweißgebadet ins Haus hereinrollte. Als Luarsab sie so sah, wie ihr der Schweiß über die roten Wangen perlte, dachte er voll tiefster Zufriedenheit: Was für eine segensreiche Frau, was für eine Stütze des Hauses! Dank dir, mein Schöpfer, daß du mir ein solches Weib beschert hast!

Dies gedacht, wälzte sich der Gott und den Menschen für sein bescheidenes Glück dankbare Fürst auf die andere Seite herum. Solches Herumwälzen war bei Luarsab stets ein Ausdruck höchsten Wohlbefindens.

»Wo bist du gewesen, meine Liebe, was hat dich so erschöpft?« fragte er die Fürstin.

»Ja, wo schon, mein Lieber? Der Haushalt verlangt das seine, der Hof, alles will beaufsichtigt sein«, antwortete Daredshan.

»So ist es, meine Teure, mein Schatz. Ich sehe, du bist eine richtige Hausfrau.«

»Nicht wahr?« Die gelobte Fürstin blähte sich wichtigtuersich. »Man kann gar nicht genug auf die Leute aufpassen, ohne Anweisung schlagen sie sich nur den lieben langen Tag den Bauch voll.«

»So ist es, wahrhaftig.«

»Viele wissen einfach nicht, wie man mit diesem Volk umgeht.«

»Du sagst es, meine Liebe, woher sollen sie auch.«

»Manchmal muß man sie einfach so, ohne Grund, zurechtweisen. Ein bißchen Schelte schadet nichts, das flößt ihnen Respekt ein, ohne Respekt nämlich wehe deinem Feind!«

»O ja. Wehe deinem Feind!«

»Diese Bauern sind störrisch wie Esel: wenn so ein Esel bockt, kannst du ihn mit der Rute schlagen, soviel du willst – wenn du ihn nicht schon vordem gezüchtigt hast, geht er keinen Schritt.«

»Ganz recht, der Bauer muß schon vordem gezüchtigt werden, sonst bockt er wie

ein Esel«, erwiderte Luarsab, abermals verblüfft über die Klugheit seiner Frau.

»Stimmt denn etwa nicht, was ich sage, mein Lieber?«

»Wie sollte es nicht stimmen? Du hast völlig recht. Eine Frau wie du glaubt ja sogar an das, was sie träumt«, plapperte Luarsab unüberlegt, er wußte selber nicht, wie ihm die Worte über die Zunge gekommen waren.

Luarsab schweig betreten und starrte hinauf zur Decke, wo Fliegen zu Grüppchen versammelt saßen. Auch Daredshan, die unterdessen an einem Wollsocken strickte, war stumm.

Nach einer Weile rief Luarsab: »Daredshan, du kluges Weib, rate doch mal, wie viele Fliegen da auf dem Brett sitzen!«

»Wo?« fragte Daredshan.

»Na, oben an der Decke.«

Wie sollte Daredshan wissen, ob nicht der Spaßvogel Luarsab während ihres Schweigens die Fliegen schon gezählt hatte!

»Wie viele?« fragte sie. »Warte, laß mich sie zählen.«

»Ach, das kann ich auch. Raten sollst du.«

»Raten? Na gut. Dreißig werden es sein.«

»Ha, falsch, meine Liebe.«

»Wie viele sind es dann?«

»Soll ich's dir sagen? Nein, ich sage es nicht.«

»Sag schon, wenn du's weißt.«

»Vierzig sind es. Ätsch, ich hab's geraten.«

»Geraten... Du hast sie bestimmt gezählt, wie damals. So kann ich das auch.«

»Bei allem, was mir heilig ist, ich hab nicht gezählt.«

»Woher weißt du dann, daß es vierzig sind?«

»Woher? Daher, weil ich Grips im Kopf habe.«

»Und ich? Hab ich vielleicht keinen Grips im Kopf?«

»Jaja, meine Beste, bloß, wie kann sich Welbergrips mit Männergrips messen? Ich habe eben geschätzt, daß es vierzig sind.«

»Wenn's nun aber keine vierzig sind?«

»Dann darfst du ein Bußgeld von mir verlangen.«

»Komm, laß uns die Fliegen zählen.«

Die Eheleute machten sich ans Fliegenzählen. Wie sich herausstellte, waren es sogar mehr als fünfzig.

»Von wegen, er hat's geraten!« rief Daredshan schadenfroh. »Geraten hat er's, mein Herr und Gebieter, weil er nämlich Grips im Kopf hat!«

Verlegen suchte Luarsab nach einer Rechtfertigung. »Ein paar sind weggeflogen, vorher waren es vierzig«, behauptete er.

»Das ist ja noch schöner. Wenn welche weggeflogen sind, müßten es jetzt weniger sein, aber da sitzen mehr als fünfzig!«

Luarsab schwitzte vor Scham – mußte er auch solchen Unsinn schwätzen! Um seine Schlappe zu überspielen, fletschte er die Zähne (eine Miene, die die Fürstin als Lächeln verstand) und sagte: »Teufel noch eins, wie konnte ich mich so vertun, ich hab sie doch viermal gezählt.«

»Ich denke, du hast sie nicht gezählt?«

»Hältst du mich für den weisen Salomon? Wie sollte ich's denn raten, ohne zu zählen? Herrgott, ich hab mich eben geirrt, mein Seelchen, sonst wärest du hübsch von mir besiegt worden, glaub mir.« Luarsab lächelte seine für dieses Mal siegreiche Gattin honigsüß an.

»Aber zuerst hatte er nicht gezählt, der Schelm!« brummte, gleichfalls schmunzelnd, die Fürstin.

»Ich hab's doch eingestanden, mein Liebes, was willst du mehr?«

»Dein Leben und dein Glück will ich, mein Goldi! Was sollte ich mehr wollen?«

»Daredshan, bitte.« Luarsab schmolte, er war verlegen. »Wenn du mich liebst, denn nenne mich nicht Goldi.«

»Ja, warum denn nicht?«

»Es paßt nicht zu mir. Goldi, so kann man ein Schoßhündchen rufen, das geht noch, aber bei einem Mann gehört sich das nicht.«

»Bist du denn nicht mein Schoßhündchen, wie? Zum erstenmal höre ich das von dir!« Daredshan schluchzte unversehens laut los, glaubte sie doch, daß, wenn Luarsab nicht mehr ihr Schoßhündchen war, er überhaupt nichts mehr von ihr wissen wollte.

Luarsab sah, daß er seiner Ehehälfte unnötig Herzeleid bereitetete, und um Daredshans Befürchtungen zu zerstreuen, sagte er mit gebleckten Zähnen: »Aber ja doch, Liebes, ich bin dein Schoßhündchen, aber ja.« Was für ein zungenfertiges Weib! fand er im stillen – mit der Kunst eines Dichters hatte sie ihn zu ihrem Schoßhündchen gemacht! Luarsab seinerseits suchte nun nach einem zärtlichen Vergleich, aber wie jedesmal, wenn

er in derlei Nöte geriet, standen ihm allerlei Leckerbissen vor Augen: gedörrter Störrücken, Schweinshachse mit Knoblauch und anderes mehr. Waren das vielleicht Kosewörter? Am Ende fielen Luarsab doch noch ein paar schöne Namen ein.

»Weißt du, was du mir bist?« fragte er. »Du bist die Gartenkresse meiner Seele, meines Herzens Estragon, das Salz meines Hirns. Bei der Gesundheit meines verehrten Schwiegervaters, klingt das nicht gut?«

Vor lauter Freude über seine Findigkeit ließ Luarsab die Zähne blitzen. Daredshan war gleichfalls entzückt. Auf diese oder ähnliche Weise verbrachte das Paar oftmals seine Zeit. Die Beneidenswerten, die Glücklichen!

(Ausschnitt: deutsche Übersetzung aus dem Georgischen von Kristiane Lichtenfeld)

Steffi Chotiware-Jünger

Georgische Dramen in Deutschland ab 1945

Teil 2: Georgische Märchen ¹

Das erste georgische Märchen auf einer deutschen Bühne wurde im Jahre 1970 inszeniert, 25 Jahre nach der Eröffnung des ersten Kinder- und Jugendtheaters in Ostdeutschland. Die Inszenierungen der beiden georgischen Märchen

– Nachutzrischwili ², Tschintschraka oder Das große Abenteuer eines kleinen Gauklers (1970–1990, Aufführungen in verschiedenen Städten)

– Nachutzrischwili/Gamreqeli, Der Aschenstocher oder Kopf muß man haben (1980–1990; Aufführungen in verschiedenen Städten)

sind gerade in einem nicht unwesentlichen Maße mit diesen Kinder- und Jugendtheatern verbunden. Die im Vergleich zu den sieben in Ostdeutschland aufgeführten georgischen Dramen ³ sehr intensive Aufführungspraxis (sowohl in Bezug auf die Anzahl der Theater als auch in Bezug auf die Anzahl der Aufführungen pro Theater) wird durch die gute Zu-

1. Teil 1: »Aufführungen in Ostdeutschland« erschien in Georgica 15 (1992) 127–135.

2. Namenangaben wie im deutschen Original.

3. Vgl. Teil 1.

sammenarbeit dieser zentral geleiteten Theater verständlich.

Die Märcheninszenierungen haben großen Anteil daran, daß ab 1977 eine neue Rezeptionsperiode in der Aufnahme georgischer Dramen in Ostdeutschland zu verzeichnen war, daß nun gleichzeitig zwei bis drei Stücke zur Aufführung gelangten, während vor 1977 mit Pausen jeweils nur ein Werk auf der Bühne zu sehen war. Die Märchen waren vor allem für die jüngste Altersstufe (die Sechs- bis Neunjährigen) gedacht. Pro Spielzeit eines Kindertheaters plante man eine Neuinszenierung; hier sollten die Kinder erste soziale und moralische Werte kennenlernen.⁴

Neben deutschen und russischen Märchen wurden vor allem solche ausgesucht und zur Aufführung gebracht, die durch das nationale Umfeld den Märchencharakter (das Ungewöhnliche, Fremdartige) noch vertiefen konnten. Nachutzrischwili/Gamreqelis Märchenstücke »Tschintschraka« und »Der Aschenstocher« waren dafür prädestiniert. Beide Stücke wurden in Berlin jeweils zu den Berliner Festtagen im »Theater der Freundschaft« erstaufgeführt. Dieses Theater (1950 gegründet), damals das zentrale Kinder- und Jugendtheater, setzte Maßstäbe für die Theaterarbeit mit Kindern im ganzen Land, denn die anderen Theater spielten diese Stücke nicht nur nach, sondern übernahmen zugleich auch die konzeptionellen Grundlagen des Repertoires.⁵ Daneben waren alle Theater (besonders in denjenigen Städten, die über kein Kinder- und Jugendtheater verfügten) verpflichtet, mindestens zwei Inszenierungen in der Spielzeit für Kinder aufzuführen.⁶

So erklärt es sich, daß das Märchen »Tschintschraka« von 1970 bis 1990 auf mindestens 20 Bühnen der DDR (Berlin, Halle, Rudolstadt, Brandenburg, Nordhausen, Potsdam, Dresden, Leipzig, Senftenberg, Magdeburg, Erfurt, Neustrelitz,

Altenburg, Halberstadt, Schwerin, Anklam, Stralsund, Weimar, Bautzen, Frankfurt/Oder) und »Der Aschenstocher« von 1980 bis 1990 auf mindestens 5 Bühnen (Berlin, Dresden, Leipzig, Magdeburg, Halle) inszeniert wurden.

Zur Verbreitung trug wesentlich auch die Zeitschrift »Theater der Zeit« bei. Nach der interessanten Rezension zur »Tschintschraka«-Premiere anlässlich des 20. Geburtstages des Berliner Kindertheaters brachte die September-Nummer⁷ in der Beilage eine 16-seitige Studie zur Inszenierung. Die Arbeitsmaterialien enthielten die konzeptionelle Vorarbeit, Überlegungen, Arbeitsergebnisse, Fotos, Testproben und Gespräche mit Schulklassen seitens der pädagogischen Abteilung des Theaters, insgesamt eine für ein Kindertheater einmalige Ausführlichkeit. Nachdem das Stück und sein Autor kurz vorgestellt worden waren (Nachutzrischwili – ein grusinischer [!] Dichter), folgten ausführliche Notizen von Regisseur Horst Hawemann »Aus der konzeptionellen Vorarbeit«. Sowohl die Fabelinteressierte als auch die Rollenanalysen der Figuren und die eventuellen Etappen ihrer Entwicklung.

Besonders detailliert wurden die Notizen aus den Proben vom 22.8.1970 bis 23.9.1970 beschrieben. Am Ende schlossen sich die Zusammenfassung bzw. die Protokolle vom anschließenden Gespräch zur Testprobe und den pädagogischen Tests mit Kindern vom 12.9.1970 und vom 24.9.1970 an. Die Arbeit des Bühnenbildners Otto Kähler wurde durch die Ab-

4. Theater der Zeitenwende (Zur Geschichte des Dramas und des Schauspieltheaters in der DDR 1945 - 1968) II 376, 370, 357, 401.

5. Ebenda 363.

6. Ebenda 372.

7. Tschintschraka«-Arbeitsmaterialien zur Inszenierung am Theater der Freundschaft Berlin, in: Theater der Zeit (1971) 9, Beilage 11-16.

drucke von Skizzen und Fotos besonders hervorgehoben.

Auch zum Stück »Der Aschenstoche-
rer« druckte »Theater der Zeit« einen ge-
haltvollen und weiterführenden Beitrag
ab; eine Arbeitsanleitung in einer Son-
derbeilage ließ sich jedoch nicht nach-
weisen. Da es im Rahmen dieses Beitrags
nicht möglich ist, die Pressestimmen
aus allen genannten Städten auszuwerten,
sei im folgenden nur auf die Aufführun-
gen in Berlin Bezug genommen.

Die deutsche Erstaufführung von
»Tschintschraka« fand am 5.10.1970 im
Berliner »Theater der Freundschaft«
statt. Das Märchen fand nicht sofort bei
allen Kritikern Anerkennung. Während
die »Berliner Zeitung« schrieb, daß sich
das Theater das beste Geschenk zum Ge-
burtstag selbst bereitet habe⁸, war in der
»BZ am Abend« eine etwas verhaltene
Einschätzung zu lesen. Joachim Schulz
hatte die Premiere als schnelles, kraftvol-
les, turbulentes, mit Akrobatik gewürztes,
stimmungsvolles Gaukelspiel empfunden,
mit Leichtigkeit und Eleganz darge-
boten und großem ästhetischen Reiz. Er
sprach gar von einer Meisterleistung der
Regie. Ganz anders Norbert Peschke:
»Mehr Tempo, mehr Kürze könnte hier
offenbar nichts schaden und würde viel-
leicht sogar die Aussage vom Sieg der ver-
einten Guten hervorheben. Weniger Ka-
rikatur der negativen Figuren ließe den
Kampf gefährlicher, bedeutender er-
scheinen.«⁹ Er äußerte einen Vorbehalt
gegen das Stück (»geruhssame orientali-
sche Erzählweise«) sowie Vorwürfe an
die Inszenierung: zum einen die deutsche
Textfassung betreffend, zum anderen eine
»für Unterstufenkinder nicht angemesse-
ne Doppelbödigkeit« (»...daß im Grun-
de die Geschichte mit Augenzwinkern
vorgetragen wird«) und abschließend die
Anlage der negativen Gestalten. Das
»Neue Deutschland« begrüßte dagegen
die 100. Premiere des »Theaters der

Freundschaft«: »Es ließe sich kaum eine
glücklichere Wahl zur Feier seines 20-
jährigen Bestehens denken, an der auch
Vertreter der internationalen Vereini-
gung der Kinder- und Jugendtheater
(ASSITE) teilnahmen.«¹⁰

Die Rezension in der Zeitschrift »Thea-
ter der Zeit« setzte sich auch mit den ihr
bekannten, geäußerten Meinungen aus-
einander. Die Autorin Ingeborg Pietzsch
spricht ebenfalls von einer epischen
Struktur der Märchenkomödie, doch sieht
sie hierin besonders nationale und des-
halb akzeptable Merkmale georgischer
Literatur, also nicht von vornherein ein
Minus. »Die epische Struktur [...] hat ihre
Schwierigkeiten und Schönheiten.«¹¹ Be-
züglich der Karikatur der negativen Ge-
stalten vertritt sie eine andere Meinung:
Herrscher seien »Stärke und Gefährlich-
keit, die nicht eliminiert sind durch
Lächerlichkeit, wie Norbert Peschke in
der BZ schreibt.«¹² Gelobt werden das
Bühnenbild, die artistischen Leistungen
und die schöne Musik.

Die Premiere des »Aschenstoche-
rer« fand am 4.10.1980 statt. Der Regisseur Jo-
achim Siebensschuh brachte eine von
Wachtang Kuprawa und Horst Hawe-
mann angefertigte deutsche Fassung auf
die Bühne. Alwin Eckert zeichnete ver-
antwortlich für die Ausstattung.

Als Augenzeugin dieser Premiere kann
ich von einer ausgezeichneten Aufnahme
des Märchens durch das Berliner Publi-
kum berichten. Die Presse aber war un-
eins: Zehn Jahre nach der Tschintschraka-
Premiere kommt es bezüglich der
Aschenstoche-Inszenierung zu einer

8. Schulz, Berliner Zeitung (10.9.1970) 6.

9. Peschke, Berliner Zeitung am Abend 238
(10.6.1970) 3.

10. K.J.W.[= Wendtland], Neues Deutschland
281 (11.10.1970) 4.

11. Pietzsch, Theater der Zeit (1971) 1, 51 52.

12. Ebenda.

ähnlichen Konstellation der Rezensionen¹³ wie 1970. In der »BZ am Abend«¹³ werden bereits bekannte Ansprüche laut: So spricht der Autor von einer orientalischen Gelassenheit des Stücks, von der nötigen Straffung der Textfassung und schließlich von der Karikatur der Widersacher Kikilas. Die »Berliner Zeitung«¹⁴ hingegen kommt zu dem Schluß, daß Stück, Aufführung und Schauspielleistung ein großer Gewinn seien, daß von Anfang bis zum Schluß spannend und lustig erzählt werde und dies durch den begeisterten Applaus, von den Kindern ebenso wie von den Erwachsenen, zu spüren war: »Jede Szene der überschaubar erzählten und in poetisch knappen Dialogen gefaßten Fabel verdichtet die Regie zum theatralisch aufregenden Ereignis.« Ähnlich K.J.Wendtland im »Neuen Deutschland«: er spricht von dem neuen Publikumsliebbling Kikila, den die Inszenierung bietet, die den Nerv des Stücks genau treffe. »Sie ist im Ganzen stimmig, ausgefeilt und nuanciert im Detail... Das Stück vereint bemerkenswerte Vorzüge für sich. Es hat eine klare, stets überschaubare Fabel und eine spannende Handlung, die immer wieder Überraschungen und ungewöhnliche Ereignisse bereithält.«¹⁵

Silvia Brendenal als Kritikerin der Zeitschrift »Theater der Zeit« lobt Stück und Ausstattung außerordentlich; sie kann jedoch der szenischen Phantasie des Regisseurs nicht zustimmen. »Zu glatt, zu oberflächlich sind die Situationen behandelt, zu wenig dialektisches Verknüpfen bedacht. Da wurde vergrößert, anstatt verfeinert. Die Figur des Aschenstochers wurde im Stich gelassen, bevor sie überhaupt Möglichkeiten hatte, sich zu entfalten. Jene Figuren, die sich Kikila in den

Weg stellen, sind zu durchschaubar, kaum Anreiz für ihn, seinen Geist zu bewegen.«¹⁶

In allen Meinungen wurde der Einfallsreichtum, das Bestaunenswerte (ein König am Kronleuchter, ein fliegender Teppich, georgische Musik), die phantasiervolle Ausstattung gelobt. Hier sei hinzugefügt, daß mehrmalige Konsultationen mit mir erfolgten: Es wurden sehr genau georgische Kunstgegenstände studiert und nachgebildet, georgische Märchenbücher nach dem Aussehen und der Bekleidung vor allem des Aschenstochers und des Dew durchgesehen und imitiert sowie für die Kinder fröhliche und in Hochstimmung versetzende georgische Volksmusik ausgewählt. Das georgische Kolorit (Musik, Kleidung, Ausstattung) war echt, nicht gekünstelt und für die Kinder fremd und wirklich märchenhaft. In einigen anderen Aufführungen auf anderen Theaterbühnen, lag Kikila dagegen auf einem russischen Ofen, trugen die Gestalten slawische Kleidungsstücke, die den Kindern schon aus russischen Märchen bekannt waren.

Als Fazit mag gelten: Zwei schöne georgische Geschichten begeisterten ein interessiertes deutsches (Kinder-) Publikum. Es sei die Hoffnung ausgesprochen, daß von den alten, lehrreichen georgischen Märchen noch viele den Weg nach Deutschland, zu den kleinen Theatergästen antreten.

13. Peschke a. O.

14. L. Pfelling, Berliner Zeitung 243 (15.10.1980) 7.

15. Wendtland, Neues Deutschland (9.10.1980) 4.

16. Brendenal, Theater der Zeit (1980) 12, 24 25.

Sopio Kiburia

Elemente iranischen Einflusses in georgischen Treibarbeiten des 16. Jahrhunderts

Die schwierige historische Situation Georgiens im 14.–15. Jh. (die Einfälle Tamerlans und anderer äußerer Feinde, die inneren sozialen Gegensätze des Landes) hemmte die Entwicklung der Kultur und behinderte den weiteren Fortschritt der Kunst der Treibarbeiten. Das 16. Jh. war dagegen eine für Georgien politisch verhältnismäßig friedliche Epoche. Das Land erlebte einen wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwung.

Im 16. Jh. folgte dem Fall Konstantinopels als Hauptstadt eines christlichen Staates ein Wandel in den wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Beziehungen zwischen Vorderasien und Europa. Von Europa getrennt, war Georgien gezwungen, sich dem islamischen Orient zuzuwenden. Diese neue Ausrichtung nach dem Osten, für Kartli-Kachetien speziell nach dem Iran, war ihrerseits durch das politische Erstarken des Iran in der Epoche der Safawiden bedingt. Der Iran war bestrebt, Kartli-Kachetien in politischer Hörigkeit zu halten. Der geschwächte georgische Staat war bereits aus dem Strom der natürlichen Evolution hinausgeworfen worden. Er war bereit, jedes beliebige Fertige und Neue anzunehmen, das ihm die iranische Kultur bot. Unwillkürlich diktierte der Iran Georgi-

en eine gemeinsame kulturelle Orientierung.

Die Blüte des Iran in der Safawiden-Zeit führte zum Export persischer Kunsterzeugnisse, einzelner Formen und Elemente nach Georgien. Dies zeigte sich im täglichen Leben, in der Kleidung, in den Eigennamen, in der Architektur und sogar in den Baumaterialien.

Der georgische Künstler, ob Baumeister oder Goldschmied, nahm von den fremden künstlerischen oder technischen Neuerungen nur das auf, was seinen eigenen Bedürfnissen und bestimmten künstlerischen Aufgaben entsprach. So bewahrte die georgische Kunst, und zwar Architektur und Goldschmiedekunst, im 16. Jh. trotz des iranischen Einflusses ihre nationale Eigenart.

Die erhalten gebliebenen Erzeugnisse der Goldschmiedekunst dieser Zeit lassen nicht nur mehrere unterschiedliche Strömungen erkennen, sondern zeigen auch früher unbekannte künstlerische Verfahren und neue ikonographische Themen und Motive. Die Kunstwerke dieser Zeit können im wesentlichen anhand der Ornamentik in Gruppen eingeteilt werden. Jede Werkstatt hat ihr eigenes Repertoire an Ornamenten erarbeitet. In dieser Hinsicht zeichnen sich besonders die kache-

tischen getriebenen Heiligenbilder aus, deren Meister die aus dem benachbarten Iran eingedrungene neue Technik und iranische Ornamentmotive nutzten. Auch in der Farbskala der Treibarbeiten erscheint eine Neuerung: Türkis tritt auf, das sich bis dahin in Georgien keiner besonderen Popularität erfreute. Seit dem 16. Jh. wird es aber in großem Maßstab verwendet. Der Wandel der Farbskala äußerte sich auch in der Gestaltung der Heiligenbilder, deren augenfällige Illustration die Treibarbeiten des 16. Jh.s darstellen.

In den Heiligenbildern Kachetiens aus der zweiten Hälfte des 16. Jh.s erscheint eine wesentliche Besonderheit: Einige von ihnen zeigen ein charakteristisches Ornamentschema, die Überschneidung von zwei, seltener drei Wellenlinien innerhalb eines auf beiden Seiten begrenzten Bandes. Diese wellenförmigen Linien verlaufen so, daß das Zentrum des Bogens der einen nicht mit dem der anderen übereinstimmt. Diese Anordnung der Wellenlinien ergibt ein lebendiges, interessantes, fließendes Bild. Beispiele für die Verwendung solcher Schemata sind reichlich anzutreffen, sie finden sich auf goldenen Heiligenbildern aus Kachetien und Kartli und auf einem in Čxorocqu gefundenen Becher, wo sie in einer sicherlich aus Iran übernommenen neuartigen Technik angebracht wurden, durch Einschneiden in den Untergrund und schichtweises Ablösen von der Goldplatte. Das erste Beispiel für die Verwendung eines solchen Schemas ist das Bild des Heilands von Alaverdi, wo es an unscheinbarer Stelle zu sehen ist: am oberen Rand des Evangelieneinbands in Christi Hand. In späteren Heiligenbildern verwendet man solche Schemata bereits an auffälligen Stellen an den Rahmen. So ist es bei den Heiligenbildern von Calenžixa und Aćquri der Fall. An letzterem ist es durch Sprosse, die von den beiden Wellenlinien

abzweigen, verkompliziert. Ebenso ist es auf dem Heiligenbild von Kvefnó Čała und auf dem Hintergrund des Bildes mit der Szene von der Enthauptung des Johannes, wo der Aufbau des Schemas dem Schema des Bechers von Čxorocqu näher steht, in dem es durch eine dritte Wellenlinie bereichert wird. Die dritte Linie schneidet die beiden anderen, und an der Schnittstelle präzisiert sie das Zentrum von deren Bögen. Varianten dieser Schemata begegnen am Triptychon der Muttergotteskirche von Qvareli an den Ornamentträgern der Rahmen, wo sie oft durch zusätzliche Sprosse verkompliziert sind. Eine auf fünfblättrigen und palmettenartigen Blütenmotiven basierende Zeichnung ist auf dem Triptychon in verschiedenen Varianten vertreten. Die Ornamentzeichnungen einer Komposition oder eines Rahmens wiederholen sich nicht. Sie unterscheiden sich voneinander durch das Niveau ihrer Heraushebung aus dem Hintergrund über den Blüten, durch ihre mehr oder minder sorgfältige Bearbeitung und, was die Hauptsache ist, durch das allgemeine Schema. Der Meister des Heiligenbildes von Qvareli verwendet diese Schemata freizügig und kennt ihre verschiedenen Varianten.

Nach dem Merkmal der Hintergrundornamentierung vergleicht G. Čubinašvili das Heiligenbild von Qvareli mit dem Voraltaarkreuz von Gorisžvari (einem Auftragswerk des kranken Königs Aleksandre von Kachetien), wo die ganze, von Darstellungen freie Oberfläche von Ornament bedeckt ist. Zur gleichen Gruppe zählt der Forscher zwei kleine Heiligenbilder, die im Auftrag von Erdišer Čoloqašvili 1589 angefertigt wurden. Hier sind nur die Ränder des Rahmens ornamentiert. Von gleichartigem, aus palmettenartigen Pflanzen bestehenden Ornament ist auch der Hintergrund auf dem Bild des hl. Georgs von Boćorma gefüllt. Anhand der stilistischen Daten dieser

Kunstwerke äußert G. Čubinašvili den Gedanken, daß all diese Werke aus einer Werkstatt stammen, die sich in der Hauptstadt Kachetiens befand.

Dieses Rahmenmotiv der Heiligenbildkompositionen läßt deutliche Ähnlichkeit zur Ornamentierung mancher orientalischer Miniaturen erkennen, und zwar zu den Illustrationen iranischer Handschriften des 15.–16. Jh.s.

So sind beispielsweise die Miniaturen zu Nisamis »Chamse« aus dem Jahre 1491 im heratischen Stil ausgeführt. Die Komposition »Bahram Guri bei der indischen Königin im schwarzen Turm« ist mit einem aus schwarzem Band herausgehobenen fünfblättrigen Blütenmotiv umrahmt. Die Sprosse sind wellenförmig. Sie überschneiden sich so mit den Linien, daß die Zentren der Bögen nicht übereinstimmen. Ein analoges Schema sehen wir am äußeren Rand des zentralen Teils des Triptychons von Qvareli und auf den Heiligenbildern, die im Auftrag von Erdišer Coloqašvili angefertigt wurden.

Ähnlich ist die Miniatur »Die letzte Predigt des Propheten« der Handschrift »Geschichte der heiligen Imame« aus der Tawreser Schule des Jahres 1521, wo genauso ein Schema der ornamentierten Umrahmung anzutreffen ist wie auf den Umrahmungen der Flügel und der Komposition der »Verherrlichung des Herrn« aus dem Zentralteil des Triptychons von Qvareli, zudem haben hier nicht nur fünfblättrige, sondern auch palmettenartige Blüten Verwendung gefunden.

Ebensolche Schemata zieren auch iranische Stoffe der zweiten Hälfte des 17. Jh.s. Anscheinend war dieses Motiv in der iranischen Kunst der damaligen Zeit recht verbreitet.

Wirft man einen Blick auf andere orientalische Miniaturen des 16. Jh.s, stellt man fest, daß dieses iranische Motiv nicht nur in Georgien in Erscheinung tritt, sondern sich auch in den Ländern des Orients großer Popularität erfreut. Das belegen türkische Miniaturen des 16.–17. Jh.s.

Auf Miniaturen, die den Feldzug Suleiman Sigetwars 1566–1568 darstellen, besteht der ornamentierte Rahmen nach analogem Schema aus Motiven fünfblättriger und palmettenartiger Blüten.

In der Zeit der Baburiden (seit dem 16. Jh.) wirkten am indischen Königshof Künstler aus Tawres und Schiras. Sie bereicherten die indische Miniatur mit den besten Kunsttraditionen des heratischen Stils aus dem Iran der Temuriden und der Safawiden. Ein Beispiel solcher Synthese sind die Miniaturen der Handschrift des »Babur-Name« aus dem letzten Viertel des 16. Jh.s. Die Einflüsse des temuridischen und des safawidischen Iran auf die indische Miniatur der Baburiden äußerten sich in der Komposition, dem Bildaufbau, dem Farbschema und, was interessant ist, auch im Ornament. Jede Miniatur und der Text der Handschrift des »Babur-Name« ist mit Pflanzenornament umrahmt, das aus wellenartigen Sprossen fünfblättriger und palmettenartiger Blüten besteht.

Es ist anzunehmen, daß die georgischen Meister auf solchen Motiven aufgebaute Ornamentschemata durch iranische Miniaturen kennenlernten. Handschriften wanderten mühelos aus einem Land in ein anderes, und wenn man die historische Lage Georgiens berücksichtigt, sind die Einflüsse der iranischen Kultur im 16. Jh. in Kachetien nur zu verständlich.

LITERATUR

- თ. საყვარელიძე, XIV-XIX საუკუნეების ქართული ოქრომჭედლობა, 1987.
 О. Галеркина, Иранская миниатюра XV-XVI вв., 1973.
 И. Карпова, Иранская миниатюра, 1981.

И. А. Пирвердян, Иранские ткани XVI-XVII вв., 1975.

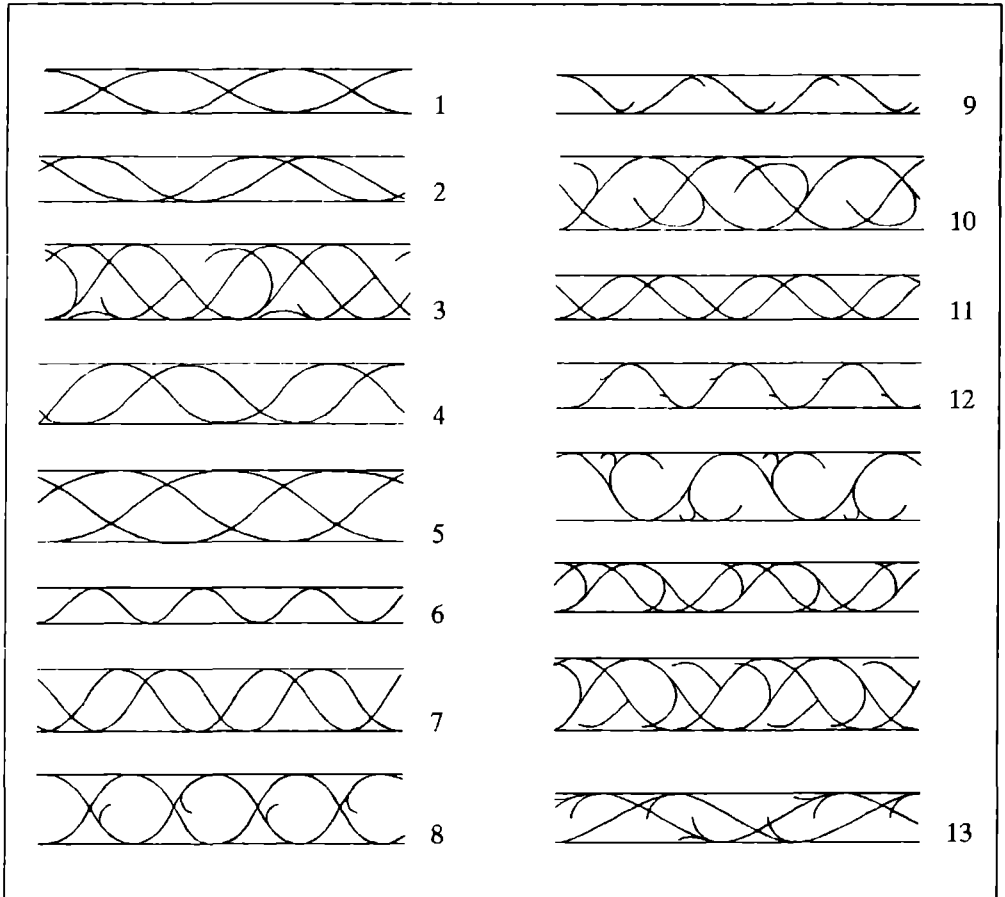
Х. Сулейман, Миниатюры к Бабу-Наме «Фан», 1970.

Г. Фехор, Турецкие миниатюры времени покорения Венгрии, 1980.

Г. Н. Чубинашвили, Грузинское чеканное искусство, 1959.

Г. Н. Чубинашвили, Вопросы истории искусства, т. I, 1970.

Р. О. Шмерлинг, Золотой сосуд из Чхоро-Цку, Ars Georgica 1 (1942).



Schemata des Ornamentdekors

1 Heilandsbild von Alaverdi

2 Muttergottesbild von Calenžixa

3 Muttergottesbild von Acquri

4 Heiligenbild von Kvemo Tschala

5 Becher von Čxorocqu

Ornamentalschemata der Umrahmungen des Triptychons von Qvareli

6 Flügelränder des Triptychons

7 Rechter Außenrand des Mittelteils

8 Längsränder zu beiden Seiten des einzusetzenden Heiligenbildes

9 Rand der Komposition »Verherrlichung des Herrn«

10 Unterer Außenrand des Mittelteils

11 Linker Außenrand des Mittelteils

Schemata von Ornamentumrahmungen orientalischer Miniaturen

12 Handschrift »Babur-Name« (Zeit der indischen Baburiden)

13 Miniatur mit der Darstellung des Feldzugs Suleiman Sigwetars (türkische Handschrift)

Vasilij Pucko

Die georgischen liturgischen Gerätschaften im Mittelalter

(Taf. 7–12)

Die Metallplastik des mittelalterlichen Georgien war Gegenstand langjährigen und sorgfältigen Studiums von G. Čubinašvili, dessen Untersuchung nebst einem herrlichen Bildband¹ für lange Zeit ein unentbehrliches Handbuch für Kunsthistoriker des christlichen Mittelalters bleiben wird. Seine Arbeit über die Goldschmiedekunst Georgiens im Mittelalter vermittelt ein umfassendes Bild von der Entwicklung des künstlerischen Schaffens, wobei sie zugleich jene Aspekte hervorhebt, die über den Rahmen der eigentlichen kunsthistorischen Probleme hinausgehen. Dieser Umstand gestattet es uns, den Versuch zu unternehmen, die von dem verstorbenen Gelehrten erforschten Kunstwerke der georgischen Toreutik, die zu den liturgischen Gerätschaften gehören, zu gruppieren.

Hierzu zählen Vortrage- oder Prozessionskreuze, eucharistische Gefäße, Rhipiden und Weihrauchgefäße, sowie liturgische Bücher mit Beschlägen. Dies sind Werke der Metallplastik, die eng mit dem Gottesdienst in der christlichen Kirche verknüpft sind und sich dadurch von solch »unbeweglichem« Zubehör des Kircheninventars wie Ikonen und Voraltaarkreuzen² unterscheiden, die hauptsächlich in Svanetien erhalten geblieben sind. Unsere Liste der Gegenstände liturgischer Gerätschaften beansprucht keine Vollständigkeit, insbesondere sind darin die Meßgewänder nicht enthalten.³ Dieser Mangel ist durch das wenn auch nicht ganz wenige, so doch in jedem Fall unvollständige Material, das im Originalzustand erhalten geblieben ist, bedingt.

Den Sinn der Herauslösung dieser Gegenstände zu einer gesonderten Reihe

sehen wir darin, daß das georgische Material geeignet ist, unsere Kenntnisse des ostchristlichen mittelalterlichen liturgischen Rituals zu erweitern und zu konkretisieren, das gewöhnlich nach den verschiedenen Redaktionen des byzantinischen Typikons⁴ untersucht wird, bisweilen unter Hinzuziehung konstantinopolitanischer Kunstdenkmäler, deren beste Werke in San Marco in Venedig erhalten geblieben sind und sich jetzt großer Berühmtheit erfreuen.⁵

In diesem Beitrag werden folgende Abkürzungen verwendet:

Čubinašvili 1957: გ. ჩუბინაშვილი, ქართული ოქრომჭედის VIII–XVIII საუკუნეებში [Die georgische Goldschmiedekunst des VIII–XVIII Jh.s] (1957).

Čubinašvili 1959: Г. Н. Чубинашвили, Грузинское чеканное искусство (1959).

1. Čubinašvili 1957; Čubinašvili 1959.
2. Siehe Čubinašvili 1959, 449–531; Р. Н. Кения in: Русь-Грузия (1978) 219–236.
3. Vgl. Л. Миркович, *Православна литургика или наука о богослужень у православне источне цркве* I део., 2 изд. (1965) 115–135.
4. Vgl. И. Мансветов, *Церковный устав (типик), его образование и судьба в греческой и русской церкви* (1885); Н. Ф. Красносельцев, *Сведения о некоторых литургических рукописях Ватиканской библиотеки* (1885); Н. Ф. Красносельцев, *Типик церкви Святой Софии в Константинополе* (1892); А. А. Дмитриевский, *Путешествие по Востоку и его научные результаты* (1890); А. А. Дмитриевский, *Древнейшие патриаршие Типиконы* (1907); А. А. Дмитриевский, *Описание литургических рукописей, хранящихся в библиотеках православного Востока* 1 (1895); 2 (1901); 3 (1917); Н. Д. Успенский in: *Богословские труды* 21–24 (1980–1983).
5. Vgl. *The Treasury of San Marco Venice* (1984).

Die lebendige Kirchentradition hat in Georgien Züge des alten Rituals bewahrt, die die Exarchen der Synodialzeit so reizten, daß sie bestrebt waren, die lokalen Besonderheiten in der liturgischen Praxis zu nivellieren. Wie die nationale georgische Praxis in der Durchführung des Gottesdienstes aussah, belegen schriftliche Quellen⁶, die durch Materialien russischer Kirchengesandtschaften des 17. Jh.s vervollständigt werden, in denen alle Abweichungen von den Moskauer Bräuchen pedantisch festgehalten sind.⁷ Zu diesen Angaben sind unbedingt die archäologischen Zeugnisse hinzuzufügen, die es gestatten, den Charakter der liturgischen Gerätschaften und ihren künstlerischen Wert noch anschaulicher darzustellen und zu beurteilen.

Prozessionskreuze

Die georgischen Vortrage- oder Prozessionskreuze bilden eine recht große Gruppe liturgischer Gegenstände, die in das 10.–13. Jh. datiert werden. Doch nicht nur dieser Umstand stellt dieses Material in den Vordergrund. Das Kreuz war ein unumgängliches Zubehör des Altars, und dadurch war seine Ausführung in Edelmetall, oft in großer künstlerischer und technischer Vollkommenheit, bedingt. In Westeuropa verzierte man schon seit der Karolingerzeit die Prozessionskreuze nicht selten mit Steinen.⁸ Diese Tradition reicht bis zu dem großen, reich geschmückten Kreuz zurück, das im 4.–5. Jh. in Jerusalem stand.⁹ Auf dem Altar der Sophienkirche in Konstantinopel befand sich, wie aus einem Zeremonienbuch, zusammengestellt von Konstantin VII. Porphyrogennetos, hervorgeht, ein silbernes Kreuz in der Apsis hinter einem Thron. Sokrates Scholastikos zufolge führte der konstantinopolitanische Erzbischof Johannes I. Chrysostomos (398–404) mit dem Ziel der Gegenwirkung gegen die

nächtlichen Versammlungen der Arianer feierliche, nächtliche Prozessionen mit Gesängen ein, bei denen silberne Kreuze im Schein von Wachskerzen mitgetragen wurden (Kirchengeschichte, VI, 8). Später wurden die Liten zu einer bemerkenswerten Besonderheit des Kirchenkalenders der byzantinischen Hauptstadt.¹⁰ Von ihnen vermitteln die Miniaturen des Vatikanischen Minologs (um den 26. Oktober und den 29. Januar) eine Vorstellung, die Kreuzträger mit großen, reich verzierten Kreuzen mit langem Haltestab darstellen. Es sind einige byzantinische Prozessionskreuze im Original erhalten geblieben; das der Ausführung nach beste von ihnen befindet sich in der Laura des hl. Athanasios auf Athos (erste Hälfte des 11. Jh.s).¹¹ Typologisch identisch mit ihnen sind auch georgische Arbeiten, und deshalb läßt sich schwerlich bezweifeln, daß letztere die gleiche funktionale Bestimmung besaßen. Bestimmte Züge des eigentlichen konstantinopolitanischen Kirchenrituals sind sicherlich mit der Ver-

6. Ihre Zusammenstellung siehe bei K. Кекелидзе, *Литургические памятники в отечественных книгохранилищах и их научное значение* (1908); K. Кекелидзе, *Иерусалимский канонарь VII в.* (1912).
7. Eingehender dazu bei С. Белокуров, *Арсений Суханов* 1 (1891) 132–152; М. А. Полиевктов, *Материалы по истории грузино-русских взаимоотношений 1615–1646* (1937).
8. H. Wentzel in: *Atti dell' VIII congresso di studi sull' arte alto-medioevale* (1962) 303–318; F. Steenbock in: *Studien zur Buchmalerei und Goldschmiedekunst des Mittelalters*, Festschrift für K. H. Usener (1967) 41–50.
9. Д. В. Айналов, *Мозаики IV и V веков* (1895) 51–53.
10. Dazu vgl. Д. Ф. Беляев in: *Записки классич. отд. имп. Русского археолог. общ.* 4 (1907) 92–138.
11. A. Grabar, *Cahiers archéologiques* 19 (1969) 99–125. Vgl. А. П. Смирнов in: *Древнерусское искусство, Зарубежные связи* (1975) 27–40; A. Bank u. a. in: *Genava* 28 (1980) 97–124.

stärkung der byzantinischen Expansion an der Wende vom 10. zum 11. Jh. nach Georgien gelangt. Auch den indirekten, gegenständlich spürbaren Einfluß der griechischen Vorbilder kann man bisweilen in der Ikonographie und in der Behandlung von Details wahrnehmen. Insgesamt aber stellen solche Kreuze eine allgemeinchristliche Erscheinung dar: sie existierten schon im 5.–6. Jh. in Syrien und Armenien¹² und in Rom¹³.

Eines der ältesten Vortragekreuze, das in Georgien erhalten geblieben ist, ist das im Jahre 973 im Auftrag des Bischofs Ilarion von Iŝxani in Klaržeti hergestellte Kreuz.¹⁴ Das Kreuz von Iŝxani (Taf. 7a) hat Ausmaße von 51×36 cm und stark verbreiterte Enden; es war auf einem zylindrischen Griff mit einer Kugel am oberen Ende befestigt. Seine Vorderseite war mit dem als Treibarbeit getrennt hergestellten Kruzifix sowie mit Steinen in goldener Umrahmung mit Perlenbesatz geschmückt. Auf der Rückseite bildete ein reliefiertes Kreuz mit sich gabelnden Enden die Mitte, zu seinen Seiten sind Pflanzenornamente und eine Gedenkinschrift mit dem Namen des Auftraggebers und dem Datum einziseliert. Der Griff war mit Niello verziert. Die silberne Skulptur des gekreuzigten Christus, die sich vom goldenen Hintergrund abhebt, ist mit großer Meisterschaft ausgeführt. Ihre künstlerische Ausdruckskraft zeugt nicht nur von der Erfahrung des Meisters, sondern vor allem auch von einer gefestigten Tradition. Der Schaffung eines solchen Werkes der Toreutik muß zweifellos ein langer Entwicklungsweg vorausgegangen sein. Anders läßt sich die hohe Vollkommenheit in der Ausführung nicht erklären, die sich mit gründlich durchdachten Formen und Prinzipien der dekorativen Ausschmückung verbindet, die auch in einer Reihe anderer Kunstwerke dieser Epoche in Erscheinung treten.

In der georgischen Toreutik gibt es mehrere Vortragekreuze, die in der Form ähnlich sind, wenn auch mit wesentlichen Unterschieden. Eines von ihnen ist das von Martvili mit den Maßen 55×36 cm, das in das zweite Viertel des 11. Jh.s datiert wird.¹⁵ Die Vorderseite dieses Kunstwerks (Taf. 7b) ist dicht mit Relieffiguren bedeckt, jede einzeln gefertigt und dann auf den Grund aufgelötet. Außer dem Kruzifix mit den Figuren der Maria und des Johannes des Theologen und den Brustbildern zweier Engel ist oben die volle Gestalt des stehenden Christus Pantokrator mit zwei Büsten von Engeln angebracht, unten Johannes der Täufer mit den Halbfiguren des hl. Basilius und Gregorius. Die Ecken sind mit Palmetten verziert. Auf der Rückseite befindet sich eine Ornamentfüllung und auf der Umrahmung eine Inschrift mit dem Namen des Arseni, dem Sohn von Vače Mrxueli, und mit der Erwähnung von Bagrat IV. (1027–1072). Das Kreuz wurde von dem Diakon Ivane angefertigt, dem Vertreter einer neuen Epoche in der Geschichte der georgischen Plastik, die frei war von der noch nicht völlig überlebten Archaik des Kreuzes von Iŝxani. G. Čubinašvili hat mit feinem Gespür die Ähnlichkeit des Kruzifixes mit dem byzantinischen ikonographischen Schema erfaßt, doch gleichzeitig warnte er vor dem Versuch, die hohe Qualität des Kunstwerks auf ein Vorbild zurückzuführen.¹⁶ Es ist bezeichnend, daß im dogmatisch-religiösen Programm des Kreuzes neben dem Kruzifix die Figur des

12. A. Baumstark, *Römische Quartalsschrift* 14 (1900) 70–71.

13. *Liber Pontificalis*, Text, introduction et commentaire par L. Duchesne, II (1892) 8–10.

14. Čubinašvili 1959, 55–60, Abb. 57–61; Čubinašvili 1957, Taf. 3.

15. Čubinašvili 1959, 60–66, Abb. 388–390; Čubinašvili 1957, Taf. 141.

16. Čubinašvili 1959, 65.

Christus Pantokrator einen bedeutenden Platz einnimmt, die einem Vorbild typologisch nahesteht, das nach dem Sieg über die Ikonoklasten in Byzanz starke Verbreitung fand.¹⁷ Den getriebenen Ikonen nach zu urteilen, gab man in Georgien der Brust- und Throndarstellung Christi den Vorzug, und so ist die Quelle des ikonographischen Schemas des Kreuzes von Martvili eng mit Konstantinopel verbunden.

Der komplizierte Prozeß der wechselseitigen Einwirkungen nationaler Traditionen wurde durch die Gemeinsamkeit der christlichen Ikonographie erleichtert und durch die Einheit des Rituals stimuliert, die eine gleichartige Funktion der liturgischen Gerätschaften voraussetzt. Es wäre eine unzulässige Vereinfachung des Problems anzunehmen, die Entwicklung der ikonographischen Schemata sei, wenn nicht ausschließlich, so doch hauptsächlich mit Byzanz verbunden. In Wirklichkeit bestand der Anteil der Byzantiner meist in der Adaptation ostchristlicher Originale im Geist des Neohellenismus, aktiv unterstützt von der weltlichen, höfischen Richtung in der Kunst, die mit ihren Wurzeln auf das Erbe der Antike zurückgeht. Doch in Byzanz gab es Ikonen, deren Verehrung auch fern im Ausland Widerhall fand, manchmal in Form von Repliken, wie das bei der Treibarbeit des Kreuzes von Martvili der Fall war.

Die Vortragekreuze georgischer Herkunft lassen sich der Form nach, nach den ikonographischen Schemata der Darstellungen, die sie zieren, nach der Herstellungszeit und schließlich nach dem künstlerischen Niveau gruppieren. So läßt sich die Stellung jedes einzelnen dieser Kunstwerke in der Geschichte der Metallplastik bestimmen. Wenn man das Kreuz als Bestandteil des liturgischen Geräts betrachtet, ist es wichtig, typologische Varianten zu ermitteln, doch darf man dabei nicht die Ikonographie ignorieren, besonders in

jenen Fällen, in denen sie ganz konkrete Folgerungen nahelegt. In der georgischen Toreutik wird die Evolution der künstlerischen Formen gewöhnlich vom Erscheinen neuer Modelle begleitet, oder unter ihrer unverkennbaren Einwirkung geht eine Uminterpretation gewohnter Schemata vonstatten, die bereits in der christlichen Kunst des frühen Mittelalters erarbeitet worden waren.

Das silberne Kreuz von Breti mit einem Ausmaß von 52,5×44,5 cm (Griff mit einer Länge von 32,5 cm) wurde von Gabriel Sapareli um das Jahr 1000 angefertigt.¹⁸ Der Form nach ähnelt es den beiden älteren Vortragekreuzen, doch unterscheidet es sich von ihnen sowohl in den Proportionen als auch in der Komposition der Vorderseite, die mit massiven getriebenen Darstellungen geschmückt ist; die Rückseite des Kreuzes ist mit flachem, einziseliertem Ornament bedeckt. Die Figur des gekreuzigten Christus mit dem nur wenig zur rechten Schulter geneigten Kopf sticht durch ihre gewaltigen Ausmaße hervor, die mit den Figuren der Danebenstehenden, die von dünnen, bogenförmigen Umrahmungen umschlossen sind, kontrastieren. In den Medaillons oben und unten finden sich die Darstellungen eines Engels und eines Heiligen; auf der Kugel sind die Evangelisten dargestellt. In der Ausführung des Kreuzes, das von Gabriel Sapareli und seinem Gehilfen geschaffen wurde, werden Züge der traditionellen Gestaltung von Heiligenbildern mit dem Streben nach verfeinerter Dekorativität vereint.

17. C. Mango, *The Brazen House, A Study of the Imperial Palace of Constantinople* (1959) 137–138, 142–148, Abb. 147; A. Frolov, *Byzanzion* 33 (1963) 107–120, Abb. 1; A. Goldschmidt, K. Weitzmann, *Die byzantinischen Elfenbeinskulpturen des X.–XIII. Jahrhunderts*, II (1934) Abb. 53a, 64.

18. Čubinašvili 1959, 70–79, Abb. 101–105.

Das Kreuz aus der Kirche des Dorfes Labsqaldi in Swanetien gehört zum gleichen Typ, doch in der Höhe erreicht es nur 37,5 cm (Taf. 8a). Es zeichnet sich durch Massivität aus; der Querbalken ist auf beiden Seiten nach unten gebogen, was ihm ein ganz ungewöhnliches Aussehen verleiht.¹⁹ Auf der Vorderseite befindet sich die große Darstellung der Kreuzigung mit den Halbfiguren der Maria und des Johannes in runden Medaillons, oben in voller Gestalt Michael mit betend erhobenen Händen; am Fuß des Kreuzes ist der Kopf Adams aus dem Metall getrieben. Entsprechend erscheint auf der Rückseite im Zentrum die Figur der Muttergottes in voller Gestalt mit dem Kind in den Armen in Begleitung zweier fliegender Engel, oben Christus Pantokrator und unten das Brustbild des hl. Nikolaus. In jedem Fall sind die Figuren nicht so in das allgemeine Schema integriert, daß seine Bestandteile nicht wahrnehmbar wären. Dank dieses Umstands erlangt die Frage nach den Quellen der Ikonographie wesentliche Bedeutung. G. Čubinašvili hob hervor, daß der Meister des Kreuzes von Labsqaldi kein hervorragender Künstler war, sondern ein gewöhnlicher Handwerker, der »von langem Gebrauch (Wiederholung) abgenutzte Formen« verwendete.²⁰ Zu den archaischen Überresten zählen besonders die Figuren der fliegenden Engel, die Veranlassung geben, an die Steinmetzarbeit eines Kreuzes der ersten Hälfte des 7. Jh.s aus Qačayani zu erinnern.²¹ Dabei vergessen wir nicht, daß hier die Rede von einem Erzeugnis der Metallplastik aus der ersten Hälfte des 11. Jh.s ist. Nur durch die Mannigfaltigkeit der Quellen kann bei diesem Typ von Kreuzen die Kombination der Engel mit den Figuren der Muttergottes Periblepta und des Christus Pantokrator erklärt werden, deren Darstellungen im 10. Jh. und in der ersten Hälfte des 11. Jh.s populär waren.

Analog in der Form, mit sich verbreiternden Enden, erweist sich auch ein Kreuz aus dem Dorf Brili in Kartli. An die Vorderseite sind Figuren angelötet, die zur Komposition der Kreuzigung gehören; unten erscheint die Muttergottes Hodegetria sowie Medaillons mit den Büsten von Engeln. In seinen Maßen steht dieses Werk des Meisters Asat, das in das Ende des 10. Jh.s datiert wird, allen vorangegangenen nach (30×19 cm).²² Doch zugleich ragt es durch seine wundervolle Modellierung hervor. Die glatten Oberflächen sind gänzlich mit eingraviertem Pflanzenornament bedeckt. Das Kreuz wurde für den großen Herrscher von Tao Davit Kuropalat geschaffen.

Doch in Georgien entstanden schon seit Ende des 10. Jh.s auch Vortragekreuze anderer Form: mit runden Medaillons oder Scheiben an den Enden der Kreuzesarme. Diese Art vertritt vor allem ein Kreuz aus Caiši (Taf. 8b) mit einer Größe von 40×33,3 cm und einer Inschrift Bagrat's III., der Kuropalat von Kartli und König von Abchasien war.²³ Die getriebenen Darstellungen des gekreuzigten Christus, des thronenden Christus Pantokrator, der Muttergottes mit dem Kind und zweier Engel auf der Vorderseite zeichnen sich durch das Bemühen um die Ornamentalisierung der Volumina aus. Zum System der dekorativen Ausschmückung des Kreuzes gehörten zahlreiche Karneole, die auf der Rückseite kunstvoll angeordnet sind und die, in geringer Zahl, auch auf der Vorderseite zwischen die Figuren gesetzt wurden. Man kann hier wohl kaum nur von einer Vorliebe des Auftraggebers und Herstellers sprechen.

19. Ebenda 79–84 Abb. 366–370.

20. Ebenda 82.

21. Н. Чубинашвили, *Хандиси* (1972) Taf. 44, 46.

22. Čubinašvili 1959, 162–169 Abb. 85; Čubinašvili 1957, Taf. 6.

23. Čubinašvili 1959, 612–613 Abb. 5–7.

Eher könnte sich eine lange überlieferte Vorstellung von einem edelsteinverzierten Kreuz auswirken, wie sie in dem schon erwähnten Kreuz des 4.–5. Jh.s aus Jerusalem bezeugt ist, aber auch bei seiner Darstellung auf einem Apsiden-Mosaik aus den Jahren 402–417 aus der Kirche der hl. Pudentiana in Rom.

Zum gleichen Typ gehört ein Vortragekreuz von 28,1×23,6 cm mit dem Namen der Auftraggeberin Marivalt Cirkušaleli, das für Okona in Kartli bestimmt war und sich später lange Zeit in Gelati befand.²⁴ Auf der Vorderseite ist wie gewöhnlich eine reliefierte Kruzifix dargestellt, und auf den Enden der Kreuzbalken sind Karneole mit arabischen Inschriften befestigt. Die Rückseite zieren Reliefdarstellungen der Muttergottes Periblepta und verschiedener Heiliger in Medaillons. Es erstaunt, daß dieses Kreuz, das in das erste Viertel des 11. Jh.s datiert wird, mit seiner Komposition der Rückseite stark an die Kiewer Kreaten-Enkolpien des 11.–12. Jh.s²⁵ erinnert. Die Darstellung der Muttergottes Periblepta erlangte bekanntlich in Byzanz nach dem Sieg über die Araber im Jahre 1030 Popularität, als Romanos III. Argyros zu Ehren dieser Ikone in Konstantinopel ein Kloster erbaute und ihre Darstellung auf Münzen zu prägen begann.²⁶

Der Typ des Vortragekreuzes mit Scheiben ist in Georgien auch durch andere Werke vertreten, die aus Laštveri (Größe 39×26,5 cm)²⁷, Močameta in der Nähe von Kutaisi²⁸, Šemokmedi²⁹ und Martvili stammen, letzteres im Auftrag von Giorgi III. Dadiani (1572–1611) angefertigt, wobei deutlich ein älteres Vorbild nachgeahmt wird.³⁰

Insgesamt blieben in Georgien über zwanzig Vortragekreuze erhalten, deren Material und künstlerisches Niveau davon zeugen, daß sie zum Besitz der reichsten Kirchen gehörten. In den anderen gab es offenbar hölzerne, mit Farben

bemalte Kreuze ähnlich dem, das im Katharinen-Kloster auf Sinai gefunden wurde.³¹ Ein Teil der Vortragekreuze konnte von einer reliefierten Metallplatte bedeckt sein ähnlich wie die Voraltaarkreuze. Zu den Prozessionskreuzen zählte G. Čubinašvili zu Recht auch die aus dem Dorf Lahili.³²

Rhipidien

Zum Zubehör des Altars gehörten neben den Vortragekreuzen auch die Rhipidien, im Gottesdienst verwendete Fächer. Das in Mestia aufbewahrte älteste Beispiel besteht aus einer durchbrochen gearbeiteten Platte mit eingravierter Binnenzeichnung; dargestellt sind eine Engelsgestalt und ein apokalyptisches Tier.³³ Es entstand an der Wende vom 9. zum 10. Jh. und erinnert in gewissem Grade an ein silbernes Rhipidion aus Richa in Syrien, das in Konstantinopel zwischen 565 und 578 angefertigt wurde.³⁴ Diese Kunstwerke lassen bei allen individuellen Unterschieden und obgleich sie durch eine bedeu-

24. Čubinašvili 1959, 169–174 Abb. 371–374.

25. Vgl. В. Н. Зоценко in: Древности Среднего Приднепровья (1981) 113–124.

26. J. M. Fagerlie, Museum Notes 9 (1964) 227–236.

27. Čubinašvili 1959, 174–176 Abb. 391.

28. Ebenda 176–177 Abb. 392–394.

29. Ebenda Abb. 395–396.

30. Ebenda 632, Abb. 487–490.

31. Vgl. K. Weitzmann in: Kunsthistorische Forschungen O. Pächt (1972) 23–35.

32. Čubinašvili 1959, 510–512 Abb. 315–326. Als Prozessionskreuz betrachtet der Verfasser auch das kleinste der sechs Kreuze in der Erlöserkirche von Svipi.

33. Ebenda 51–53.

34. M. C. Rosa, Catalogue of the Byzantine and Early Medieval Antiquities in the Dumbarton Oaks Collection I (1962) Nr. 11, S. 15–16, Taf. XIV–XV. Vgl. L. Bréhie, Revue archéologique VI, 24 (1945) 93–106.

tende Zeitspanne voneinander getrennt sind, dennoch klar ihre Zugehörigkeit zur ostchristlichen Tradition erkennen.

Demgegenüber erlauben es sowohl die schon erwähnten Kreuze als auch eine gleich zu besprechende Gruppe getriebener Rhipidien, die in die Wende vom 10. zum 11. Jh. datiert werden, eine nationale Variante in der georgischen Toreutik zu bestimmen.

Vier Rhipidien haben sich im Kloster Šemokmedi in Gurien erhalten, wohin sie nach G. Čubinašvilis Vermutung aus Zarzma gelangten. Eines von ihnen, das unversehrt geblieben ist und sich jetzt in Tbilisi befindet, hat große Ausmaße.³⁵ Die Form des Rhipidions läßt sich als Abart eines Kreuzes mit gleich langen Balken definieren, das aus fünf miteinander verbundenen Scheiben besteht, deren mittlere einen geringeren Durchmesser besitzt als die anderen (Taf. 9a). Auf beiden Seiten wurden je fünf Kompositionen in runde Medaillons gestellt. Auf der einen Seite erscheint im Zentrum ein Tetramorph, während die übrigen Medaillons jeweils mit den Figuren zweier Engel gefüllt sind; die Ikonographie der anderen Seite des Rhipidions zeichnet sich vor allem dadurch aus, daß in der Mitte zwei Engel ein Kreuz erheben; ihnen folgen in den Seitenmedaillons je zwei zur Mitte gewandte Engel. Sicherlich wird dadurch eine Verknüpfung zwischen den alttestamentlichen Theophanien und dem Akt der Sühne zum Ausdruck gebracht.

Sieht man von der erlesenen Dekorativität und der großen Meisterschaft der Ausführung ab, so ist zu vermerken, daß dieses Schema – gewöhnlich in vereinfachter Form – zum beliebtesten bei den georgischen Rhipidien wird. Davon zeugen die drei weiteren Rhipidien, die sich in Šemokmedi befanden.³⁶ Zwei von ihnen, mit der Darstellung eines großen Tetramorphs auf jeder Seite (Taf. 9b), wurden von dem Meister Tetaj geschaf-

ten; das dritte besitzt außer dem Tetramorph Figuren von Engeln (als Brustbild und in voller Größe), die in Medaillons eingeschlossen sind.

Ein anderes ikonographisches Schema zeigt ein silbernes Rhipidion aus der Dorfkirche von Obuži in der Nähe des mingrelischen Čalenžixa, das in der Mitte des 10. Jh.s angefertigt wurde (vor 957).³⁷ Auf der einen seiner Seiten befindet sich ein großer Tetramorph, auf der anderen ist er kleiner und wird von Engeln und der hl. Maria umgeben, deren Figur G. Čubinašvili als unpassend und unbegründet betrachtet.³⁸ In kompositioneller Hinsicht ragt das Rhipidion durch seine Klarheit hervor. Der Donatoreninschrift zufolge ist es eines der Rhipidien, die von dem abchasischen König Giorgi II. einer Kirche gestiftet wurden. Die Bitte des Königs an die Geistlichen, seiner beim Vollzug der Liturgie zu gedenken, weist darauf hin, daß die Rhipidien früher nicht nur zum Besitz von Bischofskathedralen gehörten, und die Hinwendung im Gebet an die Muttergottes mit der Bitte um Fürsprache erklärt, warum ihre Figur als Orantin mit vor der Brust erhobenen Händen dargestellt ist.

Weitere Rhipidien, die jetzt in Mestja und in Kutaisi aufbewahrt werden³⁹, vermögen bei allen Unterschieden in Details und im Charakter der Ausführung nichts prinzipiell Neues zur Kenntnis dieses Teils der liturgischen Gerätschaften in Georgien beizutragen.

Wie ersichtlich ist, zeigt die zentrale und im wesentlichen unabdingbare Darstellung auf den Rhipidien immer den

35. Čubinašvili 1959, 127–133 Abb. 114–115.

36. Ebenda 133–137 Abb. 119–122.

37. Ebenda 137–141 Abb. 22–24.

38. Ebenda 140 unter Verweis auf die Erklärung dank einer historischen Inschrift, die mit einer Hinwendung an die Muttergottes endet.

39. Ebenda 141–145 Abb. 116–118, 26–27.

Tetramorph, dessen Ikonographie in der christlichen Kunst seit der zweiten Hälfte des 6. Jhs Schritt für Schritt entwickelt wurde, hauptsächlich im Zusammenhang mit den Visionen der Propheten Jesaja und Hesekiel, aber auch mit der Apokalypse.⁴⁰ Der eucharistische Kanon der Liturgie beginnt mit dem Danksagegebet von den »offenbaren und nichtoffenbaren Wohltaten«, und darauf folgt ein Seraphimgesang als Nachahmung der Lobeshymne der Cherubim und tetramorphen Tiere. Dieses Thema fand starken Widerhall in der christlichen Ikonographie.⁴¹ Die Komposition der Rhipidien-Scheiben mit den Darstellungen der Tetramorphe und Engel ist als unmittelbare Wiedergabe des Inhaltes des liturgischen Gebets zu betrachten.

Meßkelche und Diskoi

Von den liturgischen Gefäßen in Georgien haben sich nur zwei Meßkelche erhalten. Bei einem von ihnen, der heute als goldener Becher Bagrats III. und Guranduxts von Bedia bekannt ist, hat sich nur das Oberteil erhalten (Taf. 10).⁴² Der Becher ist aus Dukatengold gefertigt, aus einem ganzen Barren, hat einen Durchmesser von etwa 18 cm und erreicht eine Höhe von 12,5 cm. Die Seitenfläche des Kelches ist mit einer zwölfteiligen Bogenreihe gefüllt, die vom oberen Rand des Gefäßes durch einen Ornamentstreifen und eine Inschrift getrennt ist. In den Bögen erscheinen auf den gegenüberliegenden Seiten der thronende Christus Pantokrator und die ebenfalls auf einem Thron sitzende Muttergottes mit dem Kind. Zwischen ihnen stehen in voller Gestalt und statuarischen Posen die Apostel und Evangelisten; neben den Köpfen sind Beischriften angebracht. Als Herstellungsdatum des Kelches gilt das Jahr 999, als der Bau der Kirche in Bedia vollendet und die Kirche geweiht wurde. Die Figu-

ren, deren Verbindung kompositionell auf frühmittelalterliche Altarmalereien zurückgeht, stehen in einer Wechselbeziehung; sie sind mit feiner Wahrnehmung der Besonderheiten des Reliefs ausgeführt, das eine ziemliche Höhe besitzt und bei der Wiedergabe des Kopfes halb rundplastisch wirkt. Der Meister berücksichtigte die Eigenschaften der gekrümmten Oberfläche des Bechers und verlängerte bewußt den unteren Teil der stehenden Figuren.

Der andere Meßkelch, der in der Georgskirche von Ilori aufbewahrt wurde, besitzt eine ähnliche Schale auf einem konischen, unten ausladenden Fuß mit einer abgeplatteten Kugel im Oberteil (Taf. 11). Auf der Oberfläche des Bechers befindet sich in den Bögen die Reliefdarstellung des thronenden Christus Pantokrator mit Erzengeln, die ihm dienen. Der Kelch stammt aus der gleichen Zeit wie der Becher von Bedia, im Verhältnis zu dem er in der Ausführung primitiver erscheint.⁴³

Der Typ der beiden georgischen Meßkelche ist offenbar als traditionell zu werten, wenn man sie mit einem silbernen Kelch byzantinischer Herkunft aus dem 6. Jh. vergleicht⁴⁴, obwohl man im 6.–7. Jh. in Byzanz möglicherweise über eucharistische Gefäße anderer Art verfügte – mit glatter, breiter Schale auf klei-

40. Vgl. W. Neuss, *Das Buch Ezechiel in Theologie und Kunst bis zum Ende des XII. Jahrhunderts* (1912); F. van der Meer, *Maiestas Domini, Théophanies de Apocalypse dans l'art chrétien* (1938).

41. G. Galavaris, *The Illustrations of the Prefaces in Byzantine Gospels*, Byzantina Vindobonensia XI (1979) 74–109.

42. Čubinašvili 1959, 150–158 Abb. 86–97; Čubinašvili 1957, Taf. 5a.

43. Čubinašvili 1959, 158–160 Abb. 98.

44. *Early Christian and Byzantine Art*, Exhibition Held at the Baltimore Museum of Art (1947) Nr. 394 Taf. 55.

nem Fuß.⁴⁵ Die Entwicklung der Kelchformen in Byzanz und im Westen läßt sich trotz des Vorhandenseins von Belegen nur in den allgemeinsten Zügen nachvollziehen.⁴⁶ Die Ikonographie der getriebenen Darstellungen auf den Schalen der beiden georgischen Kelche findet keine genaue Entsprechung im byzantinischen Material.

Die Meßkelche der frühchristlichen Zeit wurden meist aus Glas gefertigt, wovon besonders auch die Funde von Bičvinta zeugen.⁴⁷ Ursprünglich war der Vollzug der Liturgie nicht durch jenes komplizierte Ritual gekennzeichnet, das die Notwendigkeit mit sich brachte, Gefäße aus kostbarem Material zu verwenden, deren Oberfläche mit Darstellungen einer ausgearbeiteten Thematik verziert wurde.⁴⁸ Letztere, die seit der Frühzeit in Gestalt von Symbolen bekannt sind, erhielten erst im 9.–10. Jh. die Bedeutung von Heiligenbildern, die nach den Doktrinen der in Byzanz siegreichen Bilderverehrung behandelt wurden. Der goldene Becher von Bedia und der Kelch aus der Georgskirche von Ilori entsprechen dieser Entwicklungsstufe der eucharistischen Gefäße im christlichen Orient.

Als liturgisches Gerät diente auch die runde Holzschale für das heilige Abendmahl mit einem Durchmesser von 51 cm, die auf Anordnung von König Davit dem Erbauer (1089–1125) beschlagen wurde. Heute ist sie in Gestalt von Fragmenten der ornamentalen Treibarbeit bekannt, bei der runde Medaillons mit den Büsten der Evangelisten in den Schmuck des Randes einbezogen wurden.⁴⁹ Die Proskomidie erhielt erst recht spät einen Rang, der die Verwendung eines Diskos notwendig machte.⁵⁰ In der Frühperiode, bis zum 13. Jh., sind Diskoi in ihrer späteren Funktion unbekannt. Sie ersetzen die Bedienschüssel, die in ihrem Durchmesser nicht selten sehr große Ausmaße

erreichte.⁵¹ So hat beispielsweise die diskosartige Schale des Bischofs Patern, die in die Jahre 491–518 datiert wird, einen Durchmesser von 61 cm.⁵² Diese Schalen, die außerordentlich verschiedenartig gestaltet sind, haben in der Mehrzahl der Fälle in der Mitte die Darstellung des Kreuzes, oftmals in einem Kranz.⁵³ Doch schon seit recht früher Zeit begegnen auch figürliche Kompositionen, bisweilen sogar so komplizierte wie die Darstellung des Abendmahles der Jünger auf den silbernen Schüsseln aus Stuma und Richa.⁵⁴ Eine Glasschüssel (Patera) des 4. Jh.s aus Dokle ist mit alttestamentlichen Sujets geschmückt.⁵⁵ Die aus Stein verschiedener Art gefertigten byzantinischen Schüsseln und Diskoi sind mit Steinen in silbernen

45. E. C. Dodd, *Byzantine Silver Stamps* (1961) Nr. 8, 13, 18, 34, 80.

46. Vgl. V. H. Elbern, *Zeitschrift des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft* 17 (1963) 117–164; *The Treasury of San Marco Venice* Nr. 15–17.

47. Н. Н. Угрелидзе, *Стеклянные сосуды с раннехристианскими символами из Бичвинтского городища*, IV Международный симпозиум по грузинскому искусству (1983).

48. Vgl. Ф. Смирнов, *Богослужение христианское со времени апостолов до четвертого века* (1876).

49. Р. Кения, *Сообщения Академии наук Груз. ССР* 16 (1955) 745–752; Чубинашвили, *Грузинское чеканное искусство* 616 Abb. 397.

50. Ausführlicher bei С. Д. Муретов in: *Чтения в Обществе любителей духовного просвещения* 30 (1893). Zur Evolution der Form des Diskos und zu den ikonographischen Schemata, die seine Kompositionen schmücken (vorwiegend im Westen) siehe Elbern a. O. 164–187.

51. Am häufigsten sind Gefäßdurchmesser von 20–40 cm.

52. *Spätantike und frühbyzantinische Silbergefäße aus der Staatlichen Ermitage, Leningrad* (1978) Nr. 6, S. 138–141.

53. Dodd, *Byzantine Silver Stamps* Nr. 25, 29, 33, 36–42, 45, 51–55, 67, 68, 73, 76, 92.

54. Ebenda Nr. 20, 27.

Einfassungen versehen und haben Email-médaillois in der Mitte.⁵⁶ Schließlich begegnen auch einfachere Erzeugnisse aus Bronze mit gravierten Darstellungen, umgeben von einer liturgischen Inschrift.⁵⁷ Die georgische Schale für das heilige Abendmahl stand, soweit man das nach den Fragmenten der Beschläge zu beurteilen vermag, typologisch dem Diskos von Halberstadt nahe, einem Werk der konstantinopolitanischen Toreutik des 11. Jh.s mit einem Durchmesser von 41,3 cm.⁵⁸

Einbandbeschläge

In Georgien haben sich recht viele Handschriften des Evangeliums erhalten. Sie stammen aus dem 9.-13. Jh., bisweilen sind sie mit Miniaturen und Ornamentkompositionen geschmückt.⁵⁹ Einige Codices haben sogar ihre ursprünglichen Einbände bewahrt, die jetzt von R. Qenia sorgfältig systematisiert wurden.⁶⁰ Den Einband des Hadiš-Evangeliums aus dem Jahre 897 zierte nur ein kleines silbernes Kreuz, das mit einer einfachen Gravur geschmückt ist. Auf dem Einband des ersten Evangeliums von Žruči und des Evangeliums von Mešija sind Kreuze – auf letzterem mit sich verbreiternden Armen – mit silbernen Relieffknöpfchen ausgelegt. Dies ist ein Verfahren, das auf eine sehr frühe Kirchentradition zur Gestaltung des liturgischen Buches zurückgeht und das sich auch in der Ikonenmalerei widerspiegelt, die hierin auch lange außer Gebrauch gekommene dekorative Systeme bewahrte. Man darf aber auch nicht übersehen, daß man bei weitester Verbreitung ähnlicher Verfahren zum Schmuck des Einbandes liturgischer Bücher in Georgien Evangelientexte auch mit kostbaren Einbänden versah, und zwar durchaus nicht nur ausnahmsweise.

Davon zeugen besonders das Evangelium von C̣qarostavi mit silbernem Be-

schlag, eine Arbeit von Beka Opizari (um 1195), und das Evangelium von Berta in einem silbernen Beschlag, eine Arbeit von Bešen Opizari (Ende des 12. Jh.s).⁶¹ In beiden Werken, deren Bilder auf ein einheitliches Muster zurückgehen, werden die getriebenen Darstellungen der Kreuzigung und der Deesis miteinander verbunden (Taf. 12). Die Kreuzigung, die den vorderen Einbanddeckel zierte, erinnert an die Reliefdarstellungen auf den Einbanddeckeln byzantinischer Staurotheken.⁶²

Auf der hinteren Einbandtafel des Evangeliums von Ṭbeti, auf dessen vorderer die Kreuzigung dargestellt ist, befindet sich die getriebene Darstellung der im Gebet verharrenden Apostel Petrus und Paulus, denen der in einem Medailon oben dargestellte Christus die Schlüssel und das Evangelium überreicht.⁶³ Das

55. M. Ljubinković-Corović in: VII Kongres arheologa Jugoslavije, Herceg-Novi 1966, Materijali IV (1967) 85–91.

56. *The Treasury of San Marco Venice*, 168–170; Nr. 18; G. A. Salles, D. Lion-Goldschmidt, *Adolphe Stoclet Collection* (1956) 144–148.

57. Siehe Zusammenstellung bei Б. И. и В. Н. Ханенко, Древности Приднепровья V (1902) Nr. 249, Taf. 11; M. Lazović in: Actes du XV^e Congrès international d'études byzantines, Athènes 1976 II (1981) 349–352.

58. *Byzantinische Kostbarkeiten aus Museen, Kirchenschätzen und Bibliotheken der DDR, Spätantike-Byzanz-Christlicher Osten* (1977) Nr. 111, S. 59–60, Taf. 31.

59. Ausführlicher bei П. Шмерлинг, *Художественное оформление грузинской рукописной книги IX–XI вв.* I (1967); II (1979); Ш. Амиранашвили, *Грузинская миниатюра* (1966).

60. Р. И. Кения, *Особенности декоративного убранства окладов Евангелий Грузии*, IV Международный симпозиум по грузинскому искусству (1983).

61. Ш. Амиранашвили, *Бека Опизари* (1956) 7–8, 37, Taf. 1–5; Čubinašvili 1959, 617; Čubinašvili 1957, Taf. 151. 156.

62. Vgl. А. В. Банк, *Прикладное искусство Византии IX–XII вв.* (1978) Abb. 28.

Schema dieser Komposition ist äußerst typisch für Kunstwerke an der Grenze vom 12. zum 13. Jh., während der Beschlag stilistisch mehr zu den Werken der georgischen Goldschmiedekunst des ersten Viertels des 12. Jh.s tendiert.

Einen besonderen Platz nimmt im Schema der Beschläge des georgischen liturgischen Buches die hintere Einbandtafel des Evangeliums von Ienaši mit der Darstellung des Ktetors in Gebetshaltung vor einer Säule ein. R. Qenia behandelt ihn als Figur des Katholikos Epipane von Kartli.⁶⁴ Es ist sehr wahrscheinlich, daß hier die Säule von Svet'cxoveli in Mxeta wiedergegeben ist. Doch ein etwas ähnliches ikonographisches Motiv ist auch der byzantinischen Ikonographie bekannt.⁶⁵

Der thematische Bestand der Kompositionen, die den Beschlag der georgischen Evangelien schmücken, kann nicht eiförmig genannt werden, selbst wenn man von der zahlenmäßigen Begrenztheit des Materials ausgeht. Daher besteht keine Notwendigkeit, sie im einzelnen auf byzantinische Denkmäler zu beziehen, die keineswegs weniger Schemata aufweisen. Offenbar war am häufigsten die Darstellung der Kreuzigung oder der Figur des Christus Pantokrator auf der Vorderseite und auf der Rückseite die der Muttergottes als Orantin. Die durch ihre Ausmaße hervorstechende zentrale Darstellung umgaben Büsten von Engeln und Aposteln. In dieser Ordnung waren die Emails auf den Beschlägen des 9.–11. Jh.s untergebracht.⁶⁶ Auf den Beschlägen armenischer Evangelien begegnet öfter das Kreuz oder die Kreuzigung.⁶⁷ Zudem sind in einer Reihe von Fällen das Kreuz und dekorative Schließbänder auf dem Stoff, der den Einband bedeckt, wie Applikationen befestigt, ähnlich wie bei dem Evangelium von Labsqaldi in Mest'ia, das auf dem vorderen Einbanddeckel die Darstellung des thronenden Christus Pan-

tokrator und auf dem hinteren die Kreuzigung zeigt.⁶⁸

Das georgische Evangelium von Ečmiadsin (Matenadaran, Nr. 2374)⁶⁹ besitzt einen Einband, der mit byzantinischen Zellenemails von der Wende des 12. zum 13. Jh. geschmückt ist: einer großen Platte mit der Kreuzigung und zwei Medallions mit den Brustbildern von Aposteln.⁷⁰ L. Xusqivaze schließt nicht aus, daß die Emails auf dem Einband wenn nicht in Georgien angefertigt, so doch dort angebracht wurden. Letztere Annahme scheint durchaus gerechtfertigt, und dies um so mehr, als die Emails möglicherweise nicht für einen Buchbeschlag, sondern für den Deckel einer Staurothek bestimmt waren. Wären georgische Emailbeschläge vorhanden, könnte man bestimmtere Aussagen treffen. Doch leider verfügen wir nur über Beispiele für die Verwendung von Zellemails für den georgischen Beschlag eines liturgischen Buches. Das betrifft auch die kleine Platte, die auf dem schönen und originellen Einband des Alaverdi-Evangeliums (11. Jh.) befestigt ist⁷¹, und die geraubten Goldplatten mit den Darstellungen der Muttergottes mit den Erzengeln und dem hl. Märtyrer Demetrius, die den Einband

63. Амиранашвили а. О. 39 Taf. 6–7.

64. Кения а. О. 10–11.

65. G. Galavaris, Jahrbuch der österreichischen Byzantinistik 20 (1972) 119–124 Abb. 1.

66. *The Treasury of San Marco Venice* Nr. 9, 14, S. 124–128, 152–155.

67. S. Der Nersessian, *Revue des études arméniennes* N. S. 1 (1964) 129–143 Abb. 12–16.

68. Кения а. О. 12–13.

69. Х. Бушхаузен, *Литургические основы схемы иллюстраций Эчмиадзинского евангелия*, IV Международный симпозиум по грузинскому искусству (1983).

70. Л. Хускивадзе, *Византийский временник* 44 (1983) 186–189 Abb. 1–4.

71. Ш. Амиранашвили, *Грузинская миниатюра* (1966) Taf. 20.

des Evangeliums im Kloster Gelati schmückten.⁷² importierten Kunstserzeugnissen zu bemerken ist.

Weihrauchfässer

Zu dem Gerät, das bei der Ausübung des Gottesdienstes benutzt wird, gehören auch Weihrauchfässer, die aus einem kleinen Gefäß für die Kohlen und den Ketten bestehen, die es mit dem Räucherfäßchen verbinden, das in der Mehrzahl der Fälle mit einem Ring versehen ist. Ein massives silbernes Weihrauchfäßchen (mit einer Höhe von 8 cm und einer Weite von 11,3 cm), das mit einer Goldauflage bedeckt ist, hat sich in der Kirche von Obuži erhalten. Es gehört zur Zahl der Spenden des abchasischen Königs Giorgi II., was es gestattet, es nicht später als in das Jahr 957 zu datieren. Das Weihrauchfäßchen hat eine recht eigenartige Form mit vier gewölbten Ausbuchtungen, die mit breiten, getriebenen Blättchen verziert sind.⁷³ Ein anderes Weihrauchfäßchen befand sich in Svipi. Es besteht auch aus Silber, ist aber nicht sehr massiv und ohne Spuren einer Vergoldung (mit einer Höhe von 7,8 cm und einem Durchmesser von etwa 11 cm). Auf seiner Fläche stehen in Bögen auf feinen gewundenen Säulen frontal in voller Gestalt die Apostel Petrus und Paulus mit den vier Evangelisten. Die Figuren sind großköpfig und untersetzt, mit Elementen primitiver Bearbeitung. G. Čubinašvili zufolge muß dieses Weihrauchfäßchen im 10. Jh. angefertigt worden sein.⁷⁴

In Georgien kamen zweifellos wie in den anderen Ländern des christlichen Orients offene Weihrauchfäßchen vor, die aus Bronze gegossen waren und gewöhnlich zum syrisch-palästinensischen Kreis gerechnet werden.⁷⁵ Eines von ihnen befand sich in dem Dorf Aštveri.⁷⁶ Es ist charakteristisch, daß bei den genannten zwei georgischen Weihrauchfäßchen des

Wir besitzen heute eine ganz bestimmte Vorstellung vom Interieur einer mittelalterlichen georgischen Kirche und von den verschiedenen Typen der Altarschränken, die sie schmückten.⁷⁷ Dadurch wird die Umgebung verständlich, in der sich die zahlreichen Werke der Metallplastik befanden, darunter auch jene, die zum liturgischen Gerät gehörten und von denen oben die Rede war. Ihre Analyse läßt den Schluß zu, daß dies meist keine einfachen Erzeugnisse des Kunsthandwerks waren, sondern bedeutende Kunstwerke. Das Empfinden ihres großen ästhetischen Wertes erlaubte es vielen Generationen, sie als echte Reliquien aufzufassen, und nötigte sie, für ihre Unversehrtheit zu sorgen, selbst unter den schwierigen Bedingungen der feudalen Zersplitterung und feindlicher Einfälle.

Die liturgischen Gerätschaften des mittelalterlichen Georgien werfen, wie wir zu zeigen versuchten, Licht auf die verschiedenen Erscheinungen der geistlichen Kultur. Außerdem gestatten sie es in einer Reihe von Fällen, den Charakter der kulturellen Beziehungen zu konkretisieren und zu präzisieren, die Georgien mit Byzanz, aber auch mit anderen Ländern der ostchristlichen Welt verbanden.

72. Н. П. Кондаков, *Иконография Богоматери* II (1915) 363–364 Abb. 208; Čubinašvili 1959, 617–618 Abb. 413–414. Die Emails werden in das 11. Jh. datiert. Das erste befindet sich im Staatlichen Museum in Berlin, das zweite in der Stoclet Collection Brüssel.

73. Čubinašvili 1959, 148–149 Abb. 29–31.

74. Ebenda 149 Abb. 32–33.

75. Siehe В. Н. Залеская in: *Палестинский сборник* 23 [86] (1971) 84–91 Abb. 1–2.

76. Čubinašvili 1959, 149.

77. Vgl. besonders Р. Шмерлинг, *Малые формы в архитектуре средневековой Грузии* (1962).

REZENSIONEN

Akaki Bakradse: *Ilia Tschawtschawadse (1837–1907), Ein Lebensbild und eine Auswahl seiner Gedichte*, hrsg. v. Lukas Vischer, Bern 1993, 79 S. – Besprochen von Marina Lortkipanidse-Piel, Jena.

Weitaus mehr als eine Biographie, als ein Lebensbild Ilias verfaßte A. Bakradse: eine Erinnerung, eine Beschworung ist es, durchdrungen von Liebe und Verehrung, geschrieben mit Wissen um einen, der in das Gedächtnis einer Nation einging. Eine Begegnung mit einem Menschen, der das Bewußtsein und die Zeit prägte: mutig, aufrecht, weise, sich selbst treu.

Der mit brillanter Selbstverständnis geschriebene Text erfaßt alle bedeutenden Ereignisse und Persönlichkeiten der Epoche, bietet einen tiefen Einblick in das Leben des Dichters, vermittelt die Fülle der Aufgaben des Staatsmannes Ilia, das Schaffen des Schriftstellers Ilia, das Wissen und das Tun des Christen Ilia.

Ilia – ein Dichter, Publizist, Übersetzer, Staatsmann, ein Bürger, ein Mensch, verwundbar und verletzlich – Bakradse betrachtet ihn einmal vor dem politisch-gesellschaftlichen Hintergrund des 19. Jh.s und der Jahrhundertwende, dann wechselt er die Perspektive und macht uns mit Ilia, unserem Zeitgenossen, bekannt: lebendig und aktueller denn je.

Diese Begegnung mit dem Schriftsteller wird zu einer Begegnung mit einer ganzen Epoche, mit Georgien, schmerzhaft, bitter, wahr: »Große Hektik herrscht in Tiflis. Die ganze Stadt ist auf den Beinen. Zar Nikolaus I. ist zu Gast. Man will georgische Gastfreundschaft, Bewirtung und Treue beweisen. Es sind nicht einmal

fünf Jahre vergangen, seit die kurzlebige Verschwörung von 1832 gescheitert ist, und nun wetteifern die Mütter und Väter, Schwestern und Brüder, Frauen und Geliebten, Verwandten und Freunde der Verschwörer um die Liebe und treue Untertanenschaft zum Imperator« (S. 13). Später äußert sich der nach Petersburg zurückgekehrte Zar: »So empfängt man mich sonst nur in meinem geliebten Moskau!« (ibidem).

Hervorzuheben ist eine außerordentlich gut durchdachte Gliederung des Textes, und die einzelnen Überschriften geben zu erkennen, daß der Verfasser mit dem Schaffen Ilias wohl vertraut ist.

Es darf auch die einfühlsame Übertragung einiger Gedichte Ilias – bereits ihre Auswahl sowie die der besprochenen spricht für sich – durch Ruth Neukomm nicht unerwähnt bleiben.

In den Kapiteln »Ist das noch ein Mensch«, »Die Ablehnung des Nichtigseins« und »Otaraschwilis Witwe« sowie »Durch die Tat sprechender Geist« wird auf wichtige Momente seiner Prosa eingegangen.

Faulheit, Selbstzufriedenheit, Prahlerei – dies sind die Eigenschaften des Fürsten Luarsab Tatkaridse, dessen Gestalt Ilia als allgemeingeorgische Erscheinung verstand, schreibt Bakradse. Das einzige Interesse des Fürsten und seiner Fürstgemahlin galt dem Essen: »Was essen wir morgen, fragten sie sich gegen Abend. So verlief die einzige Richtung ihrer Sinne« (S. 48).

So konnte und durfte es nicht weitergehen. Das Ergebnis war die Unfruchtbarkeit, die hier allegorische Bedeutung hat und als allgemeine Erscheinung aufgefaßt wird, so Bakradse (ebenda).

Das Credo des Schriftstellers, der Mensch solle nach göttlicher Vollkommenheit streben, ist bereits im Titel der Erzählung vorweggenommen: »Kacia-adamiani?« (Ist das noch ein Mensch?), wobei das georgische Wort adiamiani, so Bakradse, den Sohn von Adam, das Urbild des Menschen vor dem Sündenfall und somit dessen Vollkommenheit verkörpert (S. 48).

Nicht nur »Ist das noch ein Mensch« war eine bittere Medizin für die verkommene Nation. »Otaraschwilis Witwe« offenbarte einiges mehr.

Bakradse schildert eine Szene am Ende der Erzählung und kommt zu der Schlußfolgerung: »Die Welt ist ohne Ordnung und kein Weg ist geebnet. Jeder Mensch ist in dieser Welt bemitleidenswert. Jeder stirbt für sich allein. Zwischen dem Menschen und der Gesellschaft besteht kein Kontakt mehr, die Brücke ist eingestürzt« (S. 49).

Ilia war auch einer der ersten, der »die Ursachen des Freiheitsverlustes in den Tiefen der Seele der Nation« suchte, als erster sah er »den Grund an einer intimen und unzugänglichen Stelle – in der Geistesverfassung der Nation« (S. 44).

Der Auffassung, Ilia habe seine Energie als Leiter der Bank vergeudet, hält Bakradse entgegen: »Ohne die Bodenkreditanstalten von Tiflis und Kutaissi gäbe es möglicherweise heute niemanden, der georgische Gedichte und Erzählungen überhaupt nötig hat...«.

Den Text mit einer Erzählung über eine Jagd einleitend, schließt Bakradse den Epilog wiederum mit einem Bericht von einer Jagd ab: Drei Freunde aus Mamkoda sind die Jäger, der Gejagte ist ein weißer Hirsch, der zur Dämmerung verwundet in den Wald entflieht. Die Jäger übernachten in einem nahegelegenen Kloster. Erfasst von unergründlichem Kummer, träumt einer von ihnen nachts von zwei Engeln, die einen Hirsch verloren haben und nach ihm suchen. . .

Den toten Hirsch fand man schließlich am Steinkreuz, das auf dem Weg nach Zizamuri, dem Ort, wo Ilia ermordet wurde, stand. Dreimal soll das Tier zum Kloster hinaufgestiegen und zum Kreuz zurückgekehrt sein, bevor es an diesem Kreuz tot zusammenbrach.

Das Bild eines ausgesprochen religiösen, vergeistigten Menschen ist perfekt.

BERICHTE

75 Jahre Ivane-Žavaxišvili-Universität Tbilisi

Die Ivane-Žavaxišvili-Staatsuniversität Tbilisi konnte im Jahr 1993 auf ein Dreivierteljahrhundert ihrer Geschichte zurückblicken. Sie tat dies in einer für Georgien, seine Hauptstadt und seine bedeutendste Hochschule außerordentlich schwierigen Zeit, die es geraten sein ließ, die Feierlichkeiten aus diesem Anlaß zu verschieben.

Die weltpolitischen Umwälzungen, die zum Zerbrechen der Sowjetunion geführt haben, schenken Georgien zwar die Freiheit, aber sein Weg in die Gemeinschaft demokratischer Länder und in eine marktorientierte Wirtschaftspolitik ist von großen inneren und äußeren Problemen begleitet. Bei ihrer Lösung fallen Wissenschaft und Bildung wichtige Aufgaben zu. Dies nötigt auch die Universität Tbilisi zu weitreichenden Veränderungen. Sie ist bereit, sich diesen Notwendigkeiten zu stellen, nicht zuletzt im Vertrauen darauf, daß ihre Partnerinnen in Westeuropa und Übersee sie dabei nicht im Stich lassen werden. Sie darf jedoch auch auf Kräfte vertrauen, die ihren Angehörigen aus der reichen Tradition von Wissenschaft und Bildung in Georgien selbst zuwachsen. Ein Blick in die Geschichte der Ivane-Žavaxišvili-Universität mag dies erhellen.

Die Gründung einer modernen Hochschule war ein lange währender Traum des georgischen Volkes. Als in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts die Führer der nationalen Befreiungsbewegung ihre Einrichtung forderten, verwehrt es ihnen das Zarenregime in Moskau mit der »Begründung«, den Georgiern fehle die intellektuelle Reife

dafür. Offensichtlich hatten die gebildeten Schichten in Rußland und besonders am Hof keine Kenntnis von der Existenz einer Akademie in der Kolchis, die nach der Christianisierung Georgiens bereits im 4.Jh. gegründet worden war – viel früher als jede russische Bildungsstätte –, und von den weltberühmten Akademien in Gelati oder Iqalto im 12.Jh., dem »goldenen Zeitalter« Georgiens. Und daß von Georgien aus im Mittelalter christliche Klöster als Bildungsstätten in Palästina, Griechenland oder Bulgarien errichtet wurden, scheint in Moskau vollends unbekannt gewesen zu sein. Hohe Bildung hat also eine lange Tradition in Georgien. Von daher war es selbstverständlich, daß in den letzten beiden Jahrhunderten viele junge Georgier an russischen und europäischen Hochschulen studierten und viele von ihnen als Dozenten auch an Universitäten Rußlands lehrend und forschend tätig gewesen sind.

Einer dieser Wissenschaftler war Ivane Žavaxišvili, der am Anfang des 20.Jh.s als Dozent an der Universität in St.Petersburg wirkte. Er entwarf einen Plan für die Errichtung der Universität in Tbilisi und gewann das Interesse Gleichgesinnter aus Wissenschaft und Öffentlichkeit. Er konnte sie davon überzeugen, daß die Gründung einer nationalen georgischen Universität dem Gedanken einer gesamt-kaukasischen Hochschule vorzuziehen sei, weil eine derartige Institution vom Willen eines Volkes getragen sein müsse, um sich durchzusetzen. Doch der Plan scheiterte vorerst an der Gesetzesbestimmung, daß es im Zarenreich nur russischsprachige Universitäten geben dürfe. Erst 1914 erzwang die politische Opposition ein Gesetz über die Gründung nicht-russischsprachiger Privathochschulen. Der

Erste Weltkrieg verhinderte jedoch zunächst jede praktische Initiative. Erst im Februar 1917, als das zaristische Regime von innenpolitischen Wirren erschüttert und vom Krieg gegen Deutschland geschwächt war, konnte Ivane Žavaxišvili die Gunst der Stunde nutzen. Er kehrte nach Georgien zurück, gründete mit zahlreichen gelehrten Freunden eine »Gesellschaft der Georgischen Universität« und schuf ein Exekutivkomitee, das den Auftrag bekam, den Finanzbedarf für die Hochschule zu erarbeiten und eine Spendenaktion im Land in Gang zu bringen. Die Gesellschaft benannte sich später um im »Außerordentliche Gesellschaft der Freien Georgischen Universität«.

Der Aufruf zu Spenden fiel in der Bevölkerung auf fruchtbaren Boden. Auch die im Ausland lebenden Georgier beteiligten sich in großzügiger Weise daran. Der Gründungsfonds wuchs, und man konnte an die Verwirklichung denken. Am 26. November 1917 versammelte sich die Akademische Kommission der Gesellschaft in der Wohnung von Ekvtime Taqaišvili; anwesend waren außerdem: Ivane Žavaxišvili als Vorsitzender, A. Šanize als Sekretär und die Gelehrten P. Gogičaišvili, K. Kekeleze und D. Uznaze. Es wurde beschlossen, eine Philosophische Fakultät mit den drei Abteilungen für Geisteswissenschaften, Mathematik und Naturwissenschaften ins Leben zu rufen. Die Geisteswissenschaften sollten dabei den Anfang machen. Professoren und Dozenten wurden berufen. Ende Dezember kündigte die Presse die Immatrikulationsmöglichkeit für Studenten an. Am 13. Januar 1918 fand die erste offizielle Sitzung des Professorenkollegiums statt. Die an I. Žavaxišvili gerichtete Bitte, das Rektorat zu übernehmen, lehnte dieser ab und schlug dafür Petre Melikišvili vor, welchem Vorschlag das Kollegium folgte. I. Žavaxišvili wurde zum ersten Dekan der Philosophischen

Fakultät gewählt. Am 26. Januar 1918, dem Gedenktag König Davids des Erbauers, des großen Einigers und Reformators Georgiens im Mittelalter, wurde die Universität feierlich eröffnet. Neben den Reden des Rektors und des Historikers I. Qipšize sprachen Vertreter des öffentlichen Lebens Begrüßungsworte, unter anderem der Katholikos-Patriarch von Georgien, Kirion II. Am 30. Januar 1918 hielt I. Žavaxišvili die erste Vorlesung; sie hatte das Thema: »Die Persönlichkeit des Menschen und ihre Bedeutung in den altgeorgischen historischen und philosophischen Schriften«.

Binnen kurzer Zeit entfaltete sich das wissenschaftliche Leben an der Universität in Tbilisi zu voller Blüte. Es entstanden international anerkannte Schulen für Mathematik (A. Razmaze, N. Musxelišvili, I. Vekua, V. Kupraze), Psychologie (D. Uznaze) und Physiologie (I. Beritašvili). Weltbekannt wurden auch die Schulen für georgische Geschichte und Historiographie (I. Žavaxišvili), Literaturgeschichte (K. Kekeleze), Philosophie (Š. Nucubize), Kunstgeschichte (G. Čubinašvili), georgische und kaukasische Sprachwissenschaft (A. Šanize, G. Axvlediani, A. Čikobava) und altorientalische Philologie (G. Čereteli, S. Qauxčišvili). Der Wunsch, auch eine theologische Schule zu entwickeln, ließ sich vorerst nicht verwirklichen; erst in der Gegenwart gibt es Ansätze zu theologischen und religionswissenschaftlichen Studien an der Universität.

Heute studieren an ihren 18 Fakultäten etwa 25 000 Studenten und Studentinnen (einschl. der Fernstudierenden). Etwa 2 000 Dozenten und Professoren wirken an 151 Lehrstühlen und 20 besonderen Arbeitsstellen. Für die praktische Lehre bestehen 80 Laboratorien, für die Forschung weitere 50 Forschungslaboratorien und zwei selbständige Forschungsinstitute. Eine Universitätsbibliothek und

neun Fakultätsbibliotheken versorgen die Lehrenden und Lernenden mit Literatur. Die Universität hat einen eigenen Verlag. Seit 1919 erscheint die wissenschaftliche Zeitschrift »Beiträge der Staatlichen Universität Tbilisi«, seit 1927 die Wochenzeitung »Universität Tbilisi«. Die hier vorliegende wissenschaftliche Zeitschrift, »Georgica«, die sich vor allem geisteswissenschaftlichen Themen widmet, ist 1978 aus der Partnerschaft mit der Friedrich-Schiller-Universität Jena erwachsen (hgg. v. H.Fährnich).

Zahlreiche internationale Symposien haben in den vergangenen Jahren Fachgelehrte aus aller Welt in Tbilisi zusammengeführt, darunter solche im Bereich der Psychologie (1979, 1986), der georgischen Kunst (1977, 1983), des Russischunterrichts (1980, 1984, 1988), der deutschen Literatur (1983, 1989), der Klassischen Philologie (1969, 1975, 1980, 1990), der Religion und Ethik (1985) und der Kartvelologie (1987, 1988). Sie sind nicht zuletzt Ausdruck der zahlreichen Partnerschaften zu Universitäten und Forschungszentren in aller Welt, die die Universität Tbilisi unterhält.

Aus schwierigen kleinen Anfängen ist die Ivane-Žavaxišvili-Universität zu Tbilisi zu einem namhaften wissenschaftlichen Zentrum geworden. Möge sie in den nächsten Jahren und Jahrzehnten wachsen, blühen und gedeihen. Möge ihre Jahrhundertfeier in einer Zeit des Friedens und des allgemeinen Wohlstandes stattfinden.

Roin Metreveli

Die Kaukasiologie an der Friedrich-Schiller-Universität Jena

Im Jahre 1961 wurde mit dem Wirken von Frau Prof.Dr. Gertrud Pätsch das Fachgebiet Kaukasiologie an der Friedrich-Schiller-Universität Jena aus der Taufe

gehoben. Die Wissenschaftlerin, die 1937 mit einer Arbeit über »Das Verbum finitum in der altgeorgischen Übersetzung des Markus-Evangeliums« promoviert wurde, wandte sich in der Nachkriegszeit verstärkt Problemen der neugeorgischen Sprache und der georgischen Literatur zu und veröffentlichte eine Reihe von Übersetzungen, so den historischen Roman von Konstantine Gamsachurdia »Die rechte Hand des großen Meisters« und mehrere altgeorgische Chroniken wie »Die Bekehrung Kartlis« und Teile des »Lebens Georgiens«. Ihre stärkste Ausstrahlungskraft aber erreichte sie in ihren wissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen Beiträgen, die sie zu Fragen der georgischen Sprache und Literatur, Religion, Geschichte und Geistesentwicklung in Zeitschriften und Zeitungen veröffentlichte.

Als G.Pätsch 1970 emeritiert wurde, blieb der Verf. als einziger Mitarbeiter im Fachgebiet übrig, doch 1978 konnte mit dem Arbeitsbeginn von Frau Dr. Marina Lortkipanidse-Piel die Mitarbeiterzahl wieder auf die ursprüngliche Zahl erhöht werden. Marina Lortkipanidse-Piel, die in Tbilisi und Jena Germanistik studiert hatte, bestreitet die Lehrveranstaltungen »Georgisch für Hörer aller Fakultäten« (für Anfänger, für Fortgeschrittene I, II und III), die Übung »Georgische Konversation« sowie ein Seminar zur Vorlesung »Einführung in die Sprachwissenschaft«. Lange Jahre war sie als wissenschaftliche Sekretärin der Zeitschrift *Georgica* tätig und zählt auch weiterhin zum Mitarbeiterstamm. Ihren bisher größten wissenschaftlichen Erfolg errang sie mit der Dissertation »Die Funktion der Charaktervokale im Neugeorgischen und ihre Wiedergabemöglichkeiten im Deutschen«, die sie 1987 verteidigte.

Seit 1970 wurden Studenten im Fachgebiet Kaukasiologie ausgebildet. 1990 wurde es offizielles Studienfach, das als

Haupt- und Nebenfachstudium mit dem Abschluß Magister angeboten wird. Das vierjährige Studium umfaßt Fächer wie Neugeorgische Sprache, Einführung in die Sprachen Kaukasiens, Landeskunde Georgiens, Geschichte Georgiens, Georgische Literatur, Geschichte des Studiums der kaukasischen Sprachen, Einführung in die Kartwelsprachen, Georgische Konversation, Übersetzungspraxis Georgisch-Deutsch, Geschichte der georgischen Literatursprache, Altgeorgische Sprache, Awarische Sprache/Andische Sprache, Udische Sprache/Tabasaranische Sprache, Georgische Toponymie und andere. Schwerpunkte in der studentischen Ausbildung sind die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft und die Kartwelologie. Für andere Fachrichtungen wird eine »Einführung in die Sprachwissenschaft« gelesen.

Schon zu Beginn der siebziger Jahre bemühten sich die Jenaer Fachvertreter um die Gründung einer kaukasiologischen Zeitschrift. Als Vorläufer erschienen in den Jahren 1973, 1975 und 1977 Sonderhefte der WZU Jena mit dem Titel »Georgien«, bevor 1978 die erste Nummer der Zeitschrift *Georgica* erscheinen konnte, deren Herausgabe ohne die Beteiligung und tatkräftige Unterstützung georgischer Wissenschaftler nicht möglich gewesen wäre.

Von Anfang an war die Jenaer Kaukasiologie bemüht, ihren Verpflichtungen auf dem Gebiet der Publikationstätigkeit nachzukommen. So erschienen neben zahlreichen wissensch. Beiträgen und Rezensionen die Monographien *Kriterien zum Nachweis genetischer Sprachverwandtschaft und einige Fragen der Struktur der Wurzelmorpheme in der frühgemeinkartwelischen Grundsprache* (1978), *Die georgische Literatur* (1981),

Kurze Grammatik der georgischen Sprache (1986; 1987, 1993), *Georgisch-Russisch-Deutsches Gesprächsbuch* (1987, gemeinsam mit N. Nadareischwili, E. Babunashwili), *Etymologisches Wörterbuch der Kartwelsprachen* (1990, gemeinsam mit S. Sardshweladse), *An der silbernen Stirn der Erde, Reisen in Georgien* (1993), *Georgische Literatur* (1993), *Geschichte Georgiens von den Anfängen bis zur Mongolenherrschaft* (1993), *Georgische Schriftsteller, A - Z* (1993) und *Grammatik der altgeorgischen Sprache* (im Druck). Daneben wurden mehrere Sammelbände mit Beiträgen in- und ausländischer Wissenschaftler herausgegeben: *Georgien – Das Land Rustawelis* (1973), *Georgien* (1975), *Georgien, Beiträge zur georgischen Literatur* (1977), *Sprache in Geschichte und Gegenwart* (1980), *Sprachen Kaukasiens* (1984), *Sprachen Europas und Asiens* (1985), *Sprachbau und Sprachwandel* (1986) und *Sprachform und Sprachinhalt* (1988).

Zur Popularisierung der georgischen Volksdichtung und Literatur wurde eine Reihe von Übersetzungen veröffentlicht. In den letzten Jahren erschienen Sulchan-Saba Orbelianis *Die Weisheit der Lüge* (seit 1973 in zahlreichen Auflagen), Giorgi Ketschaghmadse *Der kleine Schatten* (1974), Grigol Abaschidse *historische Romane Lascharella* (1975, in mehreren Auflagen) und *Die lange Nacht* (1978), *Das Buch vom Helden Amirani, Ein altgeorgischer Sagenkreis* (1978), *Georgische Märchen* (1980, in zahlreichen Auflagen), *Der Sieg von Bachtrioni, Sagen aus Georgien* (1984) und *Märchen aus Swanetien*. Mit diesen Arbeiten versucht die Kaukasiologie an der Friedrich-Schiller-Universität Jena, an die Leistungen von Gertrud Pätsch anzuknüpfen.

Heinz Fähnrich

Verzeichnis der Autoren

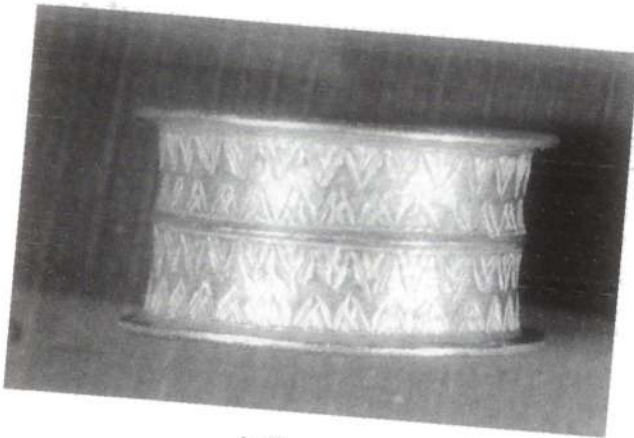
Aleksize, Lela	Universität Tbilisi
Boeder, Winfried	Universität Oldenburg
Böttrich, Christfried	Universität Leipzig
Chotiwari-Jünger, Steffi	Humboldt-Universität Berlin
Žaparize, Otar	Universität Tbilisi
Fährnich, Heinz	Universität Jena
Gippert, Jost	Universität Bamberg
Keburia, Sopio	Universität Tbilisi
Kossuth, Leonhard	Berlin
Lichtenfeld, Kristiane	Berlin
Lortkipanidse-Piel, Marina	Universität Jena
Mentešašvili, Avtandil	Universität Tbilisi
Metreveli, Roin	Universität Tbilisi
Neukomm, Ruth	Zürich
Orthmann, Winfried	Universität Saarbrücken
Pixelauri, Konstantine	Akademie der Wissenschaften Georgiens, Tbilisi
Plontke-Lüning, Annegret	Universität Jena
Pruß, Alexander	Universität Saarbrücken
Pucko, Vasilij	Kunstmuseum Kaluga
Qvavaze, Davit	Akademie der Wissenschaften Georgiens, Tbilisi
Schmitt, Rüdiger	Universität Saarbrücken
Tuite, Kevin	Universität Montreal

Abbildungsnachweis:

Taf. 1: Aufnahmen des Staatl. Museums Georgiens, Tbilisi; Taf. 2a: Aufn. A. Plontke-Lüning; Taf. 2b,c und Taf. 3: Aufn. W. Orthmann; Taf.4: nach Lang, *Numismatic Chronicle* 6,17 (1957) Taf. 17; Taf. 7–12 nach გ. ჩუბინაშვილი, ქართული ოქრომჭედ-
ლობა (1957) und Г.Чубинашвили, *Грузинское чеканное искусство* (1959). Die Vorlagem
für Taf. 5 und 6 wurden von L. Kossuth zur Verfügung gestellt.



a: Anhängen



b: Fingerring



c: Phalere

Funde aus dem Kurgan 2 bei Ananauri



a: Festung Apsaros (Gonio)



b: Phalera aus dem Schatzfund von Gonio



c: Medaillon aus dem Schatzfund von Gonio

TAFEL 3



a: Skulptur eines Jünglings aus dem
Schatzfund von Gonio

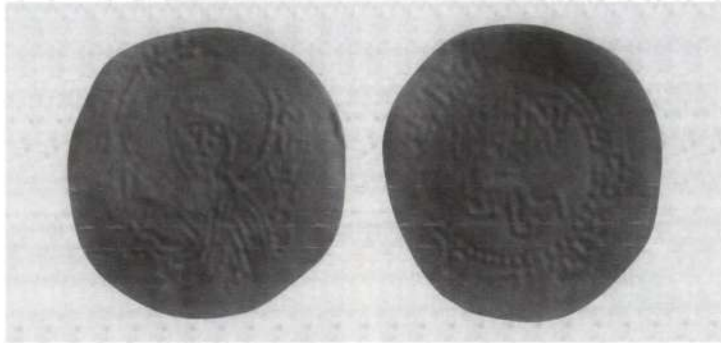


b: Goldplättchen aus dem Schatzfund
von Gonio

TAFEL 4



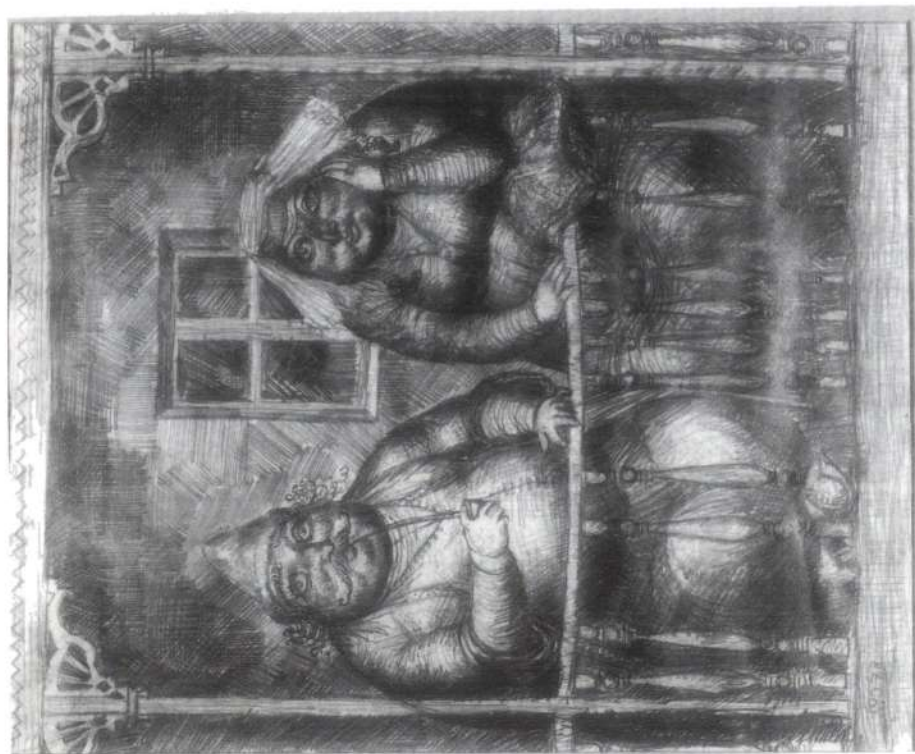
a: Münze Giorgis II. Obv.: Muttergottes von den Blachernen; Rv.: Legende
 +Ⴀ ႠႮႠ ႠႠ ႠႠႠႠ ႠႠ ႠႠႠ ႠႠႠ ႠႠ ႠႠႠႠႠႠ
 (›Christus erhöhe Giorgi, König der Apxazen und Kartveler und Sebastos‹)



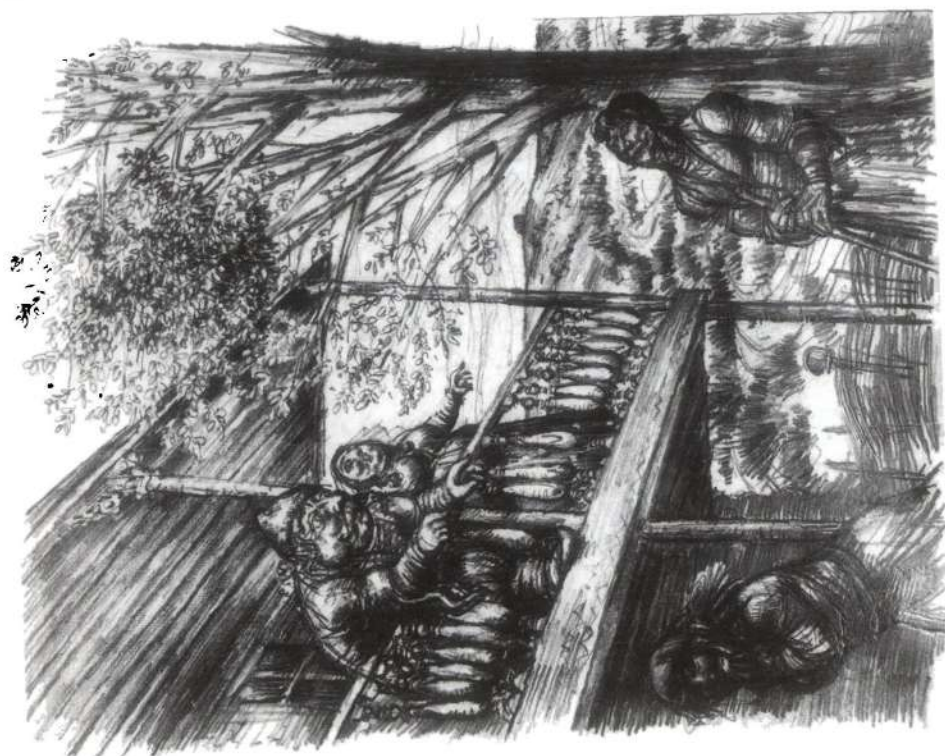
b: Münze Giorgis II. Obv.: Muttergottes von den Blachernen; Rv.: Legende
 +Ⴀ ႠႮႠ ႠႠ ႠႠႠႠ ႠႠ ႠႠႠႠ ႠႠႠ Ⴀ ႠႠႠႠႠႠ
 (›Christus erhöhe Giorgi, König der Apxazen und Kartveler und Caesar‹)



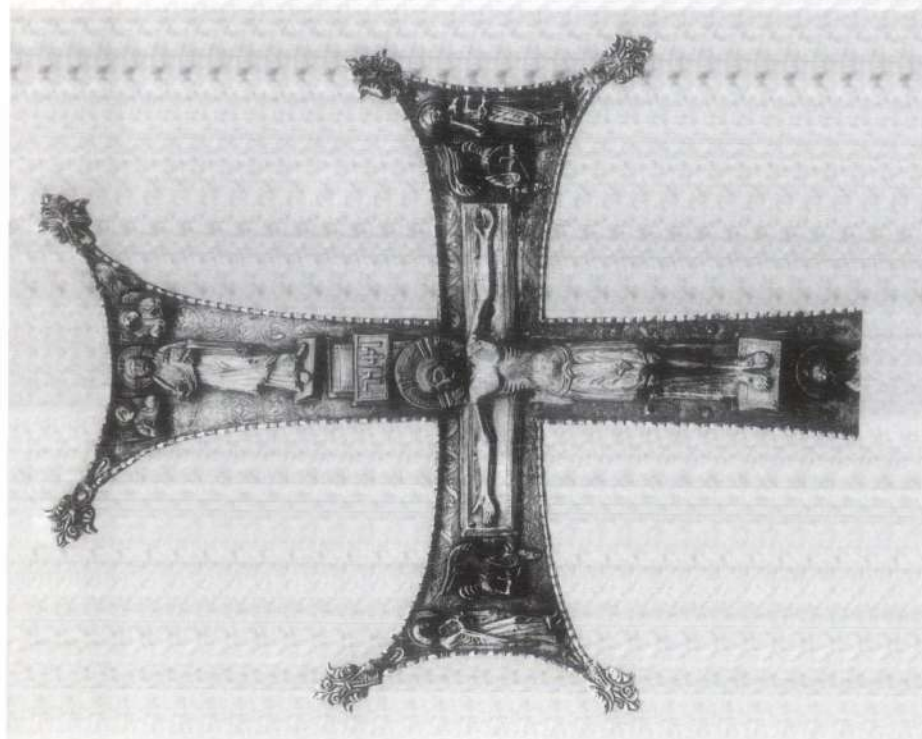
c: Münze Davit des Erbauers. Obv.: Brustbild des Königs Davit, bärtig, *en face* dargestellt,
 Inschrift links: ႠႠ (›Davit‹), rechts ႠႠႠ (›König‹);
 Rev. Kreuz in Vierpaß, Inschrift im Kreis: + ႠႠ ႠႠႠ ႠႠႠ + ႠႠ ႠႠႠ ႠႠႠ
 (›Christus ! Davit, König der Apxazen, Kartveler, Raner, Xaxeter, Armenier‹)



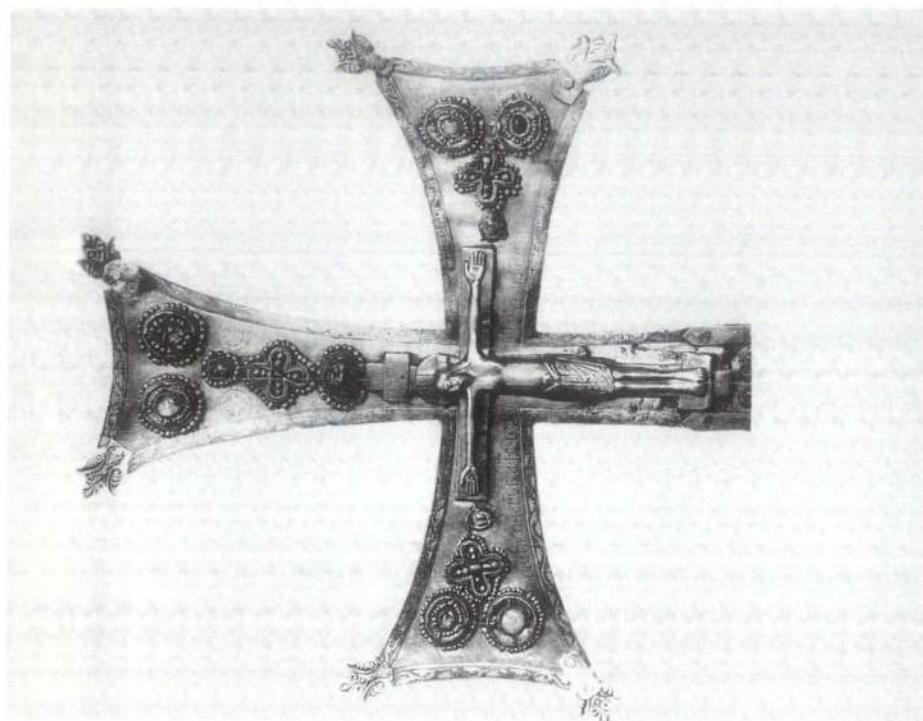
Dimițri Eristavi, Illustrationen zu Ilia Čavčavaŋe, »Ist denn das ein Mensch?«



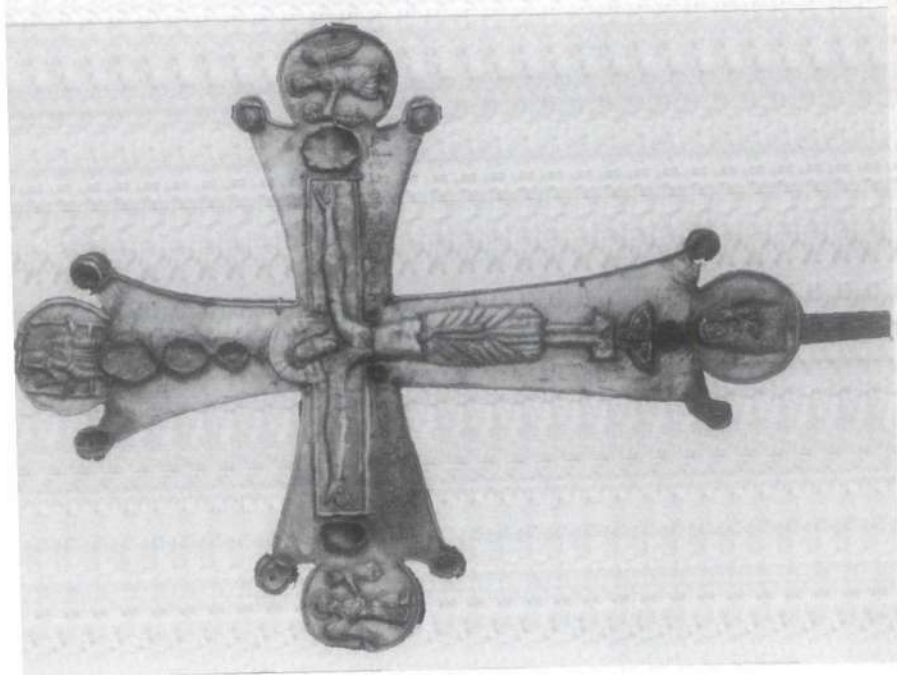
Dimitri Eristavi, Illustrationen zu Ilija Čavčava: »Ist denn das ein Mensch?«



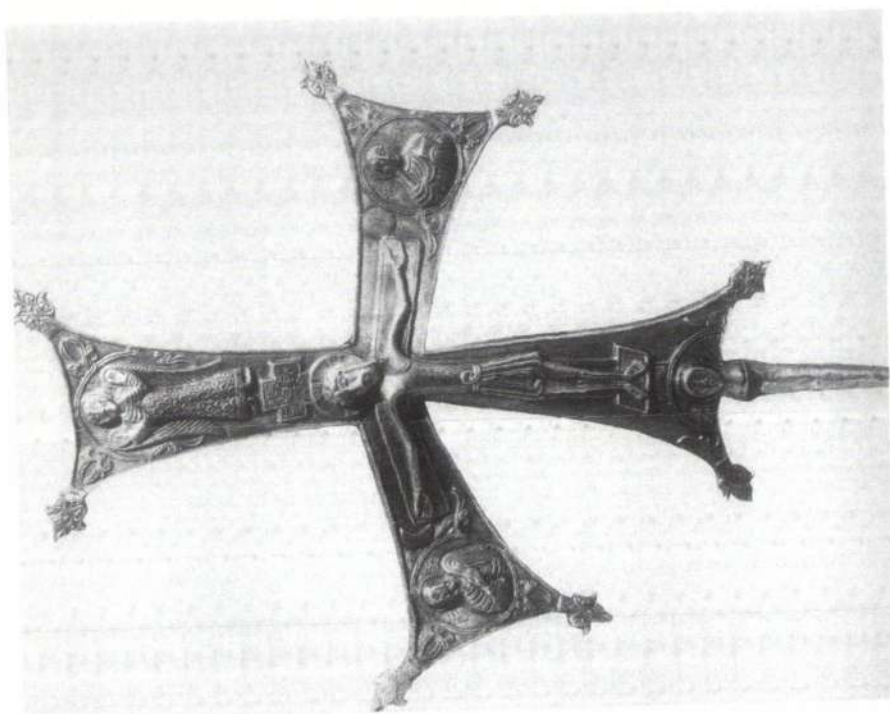
a: Prozessionskreuz aus Martvili



b: Prozessionskreuz aus Isxani



b: Prozessionskreuz aus Caiši



a: Prozessionskreuz aus Labsqaldi



b: Rhipidion aus Zarzma



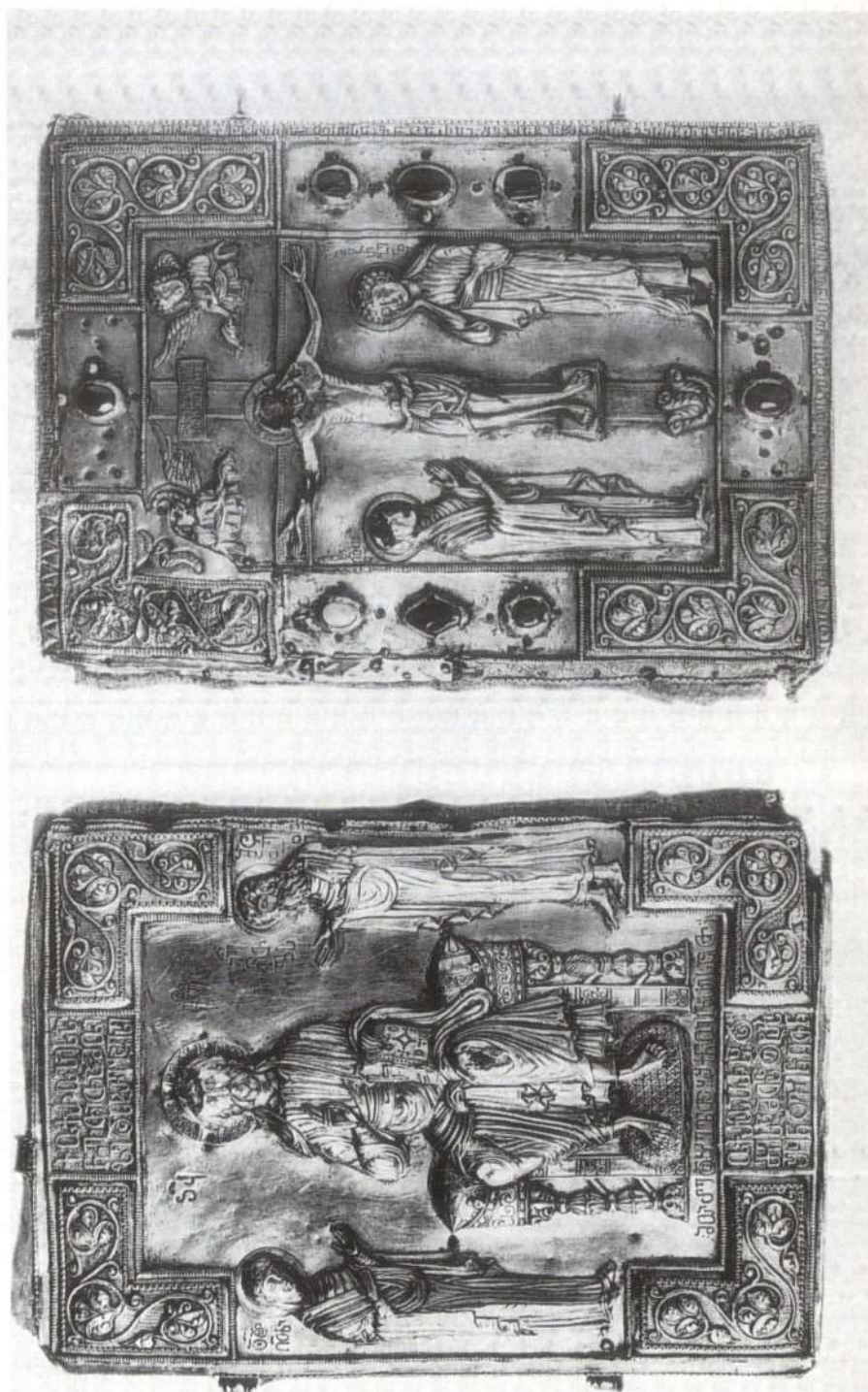
a: Rhipidion aus Zarzma



a,b: Goldener Becher Bagrats III und Guranduxts von Bedia



Meßkelch von Hori



Einband des Evangeliums von Carostavi

Giwi Margwelaschwili

Giwi Margwelaschwili, 1927 als Sohn georgischer Emigranten in Berlin geboren und dort aufgewachsen, führt im ersten Buch seines fünfbandigen, autobiographischen Romans durch sein Berlin der 30er und 40er Jahre. Das zweite Buch, »Sachsenhäuschen«, schildert seine Zeit bis zur Verbannung nach Georgien. Zusammen mit seinem Vater war er 1946 im sowjetischen Sektor Berlins verhaftet worden. Sein Vater wurde erschossen, er selbst im Lager Sachsenhausen gefangen gehalten.



GIWI MARGWELASCHWILI
Kapitän Wakusch

Erstes Buch: In Deuxiland
Autobiographischer Roman
1991, 392 S., geb., DM 38,-
ISBN 3-87800-012-X

GIWI MARGWELASCHWILI
Kapitän Wakusch

Zweites Buch: Sachsenhäuschen
Autobiographischer Roman
1992, 528 S., DM 48,-
ISBN 3-87800-013-8

SÜDVERLAG

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung

RARITÄTEN

aus dem
Georgischen Verlag
Sakartwelo,
jetzt im
SÜDVERLAG



Restauflage

Das Kochbuch der Hundertjährigen!

Georgisches Kochbuch

aus dem Land der Hundertjährigen im
Kaukasus

332 Rezepte – köstlich,
schmackhaft und gesund.

Zusammengestellt und übersetzt von
Nikolos Dschanelidse.

Mit Worterklärungen, Literaturhinweisen,
mit einem Nachwort und einem umfang-
reichen Anhang.

256 Seiten mit s/w-Abb., gebunden.
(Lieferung nur, solange Vorrat reicht)

SONDERPREIS, DM 18,-

Restauflage

Tiermärchen aus Georgien

Georgische Märchen

Gesammelt von Lidia Pape – Asnauri
Gegelaschwili und Nikolos Dschanelidse

79 Seiten, mit Zahlreichen farbigen

Illustrationen, gebunden

(Lieferung nur, solange Vorrat reicht)

SONDERPREIS, DM 18,-



SÜDVERLAG

Postfach 10 20 51 · D-78420 Konstanz · Tel.: 0 75 31 / 2 30 58 · Fax: 0 75 31 / 2 30 50

GEORGISCHE MÄRCHEN
IM SÜDVERLAG

EDITION SAKARTWELO

Märchen aus Swanetien

ÜBERSETZT, HERAUSGEGEBEN UND KOMMENTIERT
VON HEINZ FÄHRNICH

288 SEITEN FESTEINBAND, ISBN 3-87800-014-6,
PREIS DM 38,00

Schneebedeckte Gipfel,
ausgedehnte Wälder,
üppige Wiesen, reißende
Gebirgsflüsse und
Dörfer mit hohen
Wehrtürmen –
das ist Swanetien, eine
georgische Provinz im
kaukasischen Hochgebirge
zwischen Europa und
Asien.
Die lange Siedlungs-
geschichte dieses
Gebietes, die unterschied-
lichen kulturellen
Einflüsse aus West und
Ost haben auch die
Volksdichtung,
insbesondere die Märchen
geprägt:



Europäisches und
orientalisches,
vorchristliches und
christliches Gedankengut
spiegeln sich in ihnen
wider, lokale
Besonderheiten geben
darüber hinaus ein Bild
von den sozialen
Verhältnissen und
Wünschen der Swanen
über die Jahrhunderte
hinweg.
Heinz Fähnrich bietet
mit dieser erstmaligen
Übersetzung swanischer
Märchen ins Deutsche
allen Kennern und
Liebhabern von Volks-
märchen ein Novum.

ERHÄLTlich IN IHRER BUCHHANDLUNG

SÜDVERLAG